

# *„Wie leben Sie*



# *mit dieser Schuld,*



# *Herr Assad?“*

SPIEGEL-GESPRÄCH MIT DEM SYRISCHEN DIKTATOR







# Hausmitteilung

7. Oktober 2013

**Betr.: Titel, Westerwelle, Familienministerin**

Wie gibt sich ein Mann, der seit zweieinhalb Jahren mit aller Gewalt um seine Macht kämpft? Ist ihm anzumerken, dass er zumindest eine erhebliche Mitschuld trägt an der Flucht von Millionen Menschen und weit mehr als 100 000 Toten? Als die SPIEGEL-Redakteure Dieter Bednarz und Klaus Brinkbäumer am vergangenen Mittwoch in Damaskus morgens gegen halb zehn Syriens Präsidenten Baschar al-Assad gegenübertraten, kam ihnen auf den Stufen seines Privatbüros ein entspannt wirkender Staatschef entgegen, mit federndem Schritt, freundlich lächelnd. „Ich freue mich auf die Diskussion mit Ihnen“, so begrüßte Assad seine Besucher und nahm sich dann zwei Stunden Zeit. „Assad wirkte offen, selbst für schwere Anschuldigungen“, sagt Brinkbäumer. Bednarz, der Assad bereits vor vier Jahren zum Gespräch getroffen hatte, konnte „keinen Unterschied zum letzten Besuch erkennen. Syriens Schicksal scheint ihn nicht um den Schlaf zu bringen“ (Seite 84).



Bednarz, Assad, Brinkbäumer

JEROEN KRAMER / DER SPIEGEL

Als der SPIEGEL-Korrespondent Alexander Osang den deutschen Außenminister Guido Westerwelle auf der Reise zu dessen letzter Uno-Generalversammlung in New York begleitete, erlebte er einen Politiker, der ganz offensichtlich noch einmal die Welt retten wollte. Westerwelle verurteilte die Wilderei in Zentralafrika ebenso entschieden wie den Chemiewaffeneinsatz in Syrien. Erstaunt war Osang dann, als er erfuhr, dass der Außenminister auf dieser historischen Reise journalistisch weitgehend ignoriert wurde. Osang fragte beim Auswärtigen Amt, ob er einen Sitz



THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK.NET

Osang, Westerwelle

in der Regierungsmaschine erhalten könne. Es war mehr als genug Platz. Westerwelle lud den SPIEGEL-Korrespondenten kurz nach dem Start zu einem Glas Rotwein ein und schilderte seine Entwicklung vom einstigen Spaßpolitiker zum Staatsmann. Osang begleitete Westerwelle weiter, zuerst nach Berlin, dann nach Bonn. Während dieser Tage lernte er einen deutschen Politiker kennen, „der sich immer mehr auflöste und dabei nicht unzufrieden wirkte“ (Seite 28).

Als der SPIEGEL Familienministerin Kristina Schröder vor drei Jahren fragte, ob sie ein Interview zum Thema Feminismus geben wolle, zögerte sie nicht lange. Im Gespräch mit den Redakteuren Markus Feldenkirchen und René Pfister stellte Schröder eine Reihe feministischer Thesen in Frage, etwa dass das Geschlecht nur ein gesellschaftliches Konstrukt sei und der Sex zwischen Mann und Frau automatisch zur Unterwerfung der Frau führe. Das SPIEGEL-Gespräch war Auslöser einer Feminismus-Debatte, die wochenlang die Feuilletons beschäftigte. Fortan war Schröder Feindbild Nummer eins für alle Feministinnen im Lande. Vergangene Woche trafen Feldenkirchen und Pfister die scheidende Ministerin erneut. Im Gespräch erklärt Schröder, die inzwischen Mutter einer zweijährigen Tochter ist, warum sich Spitzenämter mit Kindern nicht vereinbaren lassen – zumindest für sie persönlich nicht. Schröder: „Ich habe viele schöne Momente mit meiner Tochter verpasst. Künftig möchte ich mehr von meiner Familie haben“ (Seite 40).

## In diesem Heft

### Titel

|                                                                                                                                |    |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Besuch in Damaskus – Bericht aus einer belagerten Stadt .....                                                                  | 84 |
| SPIEGEL-Gespräch mit Syriens Präsident Baschar al-Assad, der Fehler zugibt, den Einsatz von Chemiewaffen aber bestreitet ..... | 86 |
| Wie das Regime Bilder und Fakten manipuliert .....                                                                             | 94 |

### Deutschland

|                                                                                                                                                                                      |    |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| <b>Panorama:</b> Zahl der Asylbewerber sprunghaft gestiegen / BND lässt sich Abhören von Verbindungen deutscher Provider genehmigen / Flugsicherung protestiert gegen Windräder .... | 15 |
| <b>Parteien:</b> Warum eine schwarz-grüne Koalition nicht zustande kommt .....                                                                                                       | 20 |
| <b>FDP:</b> Im SPIEGEL-Gespräch analysiert Hans-Dietrich Genscher die Fehler seiner Partei .....                                                                                     | 24 |
| <b>Politiker:</b> Das langsame Verschwinden des Guido Westerwelle .....                                                                                                              | 28 |
| <b>SPD:</b> Die neue Stärke der Frauen bedroht Fraktionschef Steinmeier .....                                                                                                        | 31 |
| <b>Europa:</b> CDU und SPD kämpfen um die EU-Spitzenposten .....                                                                                                                     | 34 |
| <b>Schleswig-Holstein:</b> Susanne Gaschkes Alleingang wird zur Zerreißprobe für die SPD .....                                                                                       | 35 |
| <b>Regierung:</b> In den Berliner Ministerien leiden die Beamten nach der Wahl an Unterbeschäftigung .....                                                                           | 37 |
| <b>Prozesse:</b> Die Angehörigen eines psychisch kranken Vaters werden verurteilt, weil sie ihn verhungern ließen .....                                                              | 38 |
| <b>Karrieren:</b> SPIEGEL-Gespräch mit Familienministerin Kristina Schröder über die Unvereinbarkeit von Familie und Spitzenpolitik .....                                            | 40 |
| <b>Banken:</b> Die Vaticanbank trennt sich von ihren mutmaßlichen Schwarzgeldanlagen ....                                                                                            | 44 |
| <b>Religion:</b> Der Münsteraner Theologe Mouhanad Khorchide lehrt einen aufgeklärten Islam .....                                                                                    | 46 |
| <b>Justiz:</b> Deutsche Ermittler hörten Anwälte ab ...                                                                                                                              | 50 |
| <b>Drogen:</b> Eine Begegnung mit der heute 51-jährigen Christiane F., der damaligen Protagonistin des Buchs „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ .....                                      | 54 |

### Gesellschaft

|                                                                                                                         |    |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| <b>Szene:</b> Bizarren Tattoo-Kult in Indonesien / Die Banane – Frucht der Deutschen .....                              | 60 |
| Ein Video und seine Geschichte – wie eine Werbeagentur dafür sorgte, dass Hundehaufen von der Straße verschwanden ..... | 61 |
| <b>Schicksale:</b> Ein deutscher Student stirbt während eines Praktikums bei einer Londoner Bank .....                  | 62 |
| <b>Ortstermin:</b> Ein durch und durch grüner Tag der Deutschen Einheit in Stuttgart .....                              | 67 |

### Wirtschaft

|                                                                                                                                                               |    |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| <b>Trends:</b> Amazon droht Streik im Weihnachtsgeschäft / Gewerkschaft drängt auf früheren Abgang des Lufthansa-Chefs / Was ist Twitter wirklich wert? ..... | 68 |
| <b>Berater:</b> Brüsseler Spitzenbeamte wechseln gern die Seiten .....                                                                                        | 70 |
| <b>Korruption:</b> Wie der Waffenhersteller Sig Sauer in Indien ins Geschäft kommen wollte .....                                                              | 73 |
| <b>Bekleidungsindustrie:</b> Strenesse braucht dringend Geld .....                                                                                            | 74 |
| <b>Verbraucher:</b> Waren viele Preiserhöhungen für Strom und Gas rechtswidrig? .....                                                                         | 76 |
| <b>Gerechtigkeit:</b> Der US-Wissenschaftler Robert Reich fordert im SPIEGEL-Gespräch drastische Steuererhöhungen für Reiche .....                            | 78 |

## „Wir machen alle Fehler“

Seite 84

Baschar al-Assad gibt sich im SPIEGEL-Gespräch freundlich – und bleibt in der Sache knallhart: Die Rebellen sind Terroristen, Massaker verüben nur die anderen, und der Westen unterstützt die Falschen in dieser, so sagt er, „Krise“. Zu Besuch im bröckelnden Reich des syrischen Staatschefs.

## Abschied von der Macht

Seiten 24, 28

Während die FDP die Polit-Bühne verlässt, genießt Guido Westerwelle seine letzten Auftritte als Außenminister. Und der Ehrenvorsitzende Hans-Dietrich Genscher rechnet im SPIEGEL-Gespräch mit Fehlern der Liberalen ab.

## Das Dilemma der Christiane F.

Seite 54

Christiane Felscherinow, das prominenteste der „Kinder vom Bahnhof Zoo“, hat mit 51 ein Buch geschrieben. Beim Treffen mit ihr wird das Dilemma ihres Daseins deutlich: Die lebensbedrohliche Sucht ist ihr größtes Kapital.



## Forscherjagd auf Weiße Haie

S. 140

Vor der amerikanischen Nordostküste mehren sich die Sichtungen Weißer Haie. Auf einer spektakulären Expedition haben Biologen die mächtigen Raubfische jetzt untersucht: Die Wissenschaftler hielten die Tiere auf eine Plattform und bestückten ihren Leib mit Sensoren. Die Forscherjagd soll helfen, das Leben der Meeresriesen zu entschlüsseln.



Assad-Wandbild in Aleppo

REUTERS

## Gelähmtes Land

Seiten 78, 96

Weil die Republikaner einen neuen Haushalt verhindern, musste Barack Obama 800 000 Staatsdiener beurlauben. Ex-Arbeitsminister Robert Reich stärkt den US-Präsidenten: „Mit Erpressern darf man nicht verhandeln!“

## Malalas Wunder

Seiten 98, 100

Sie wollte zur Schule gehen dürfen – deshalb schoss ein Islamist der jungen Pakistanerin Malala Yousafzai vor einem Jahr eine Kugel in den Kopf. Malala überlebte wie durch ein Wunder, nun erzählt sie ihre Geschichte.

## Der Herbst der Bücher

Seite 114

Am Mittwoch beginnt in Frankfurt die größte Buchmesse der Welt. Der SPIEGEL präsentiert aus diesem Anlass einen umfangreichen Literaturteil und stellt in Autorenporträts und Besprechungen wichtige Neuerscheinungen dieses Herbstes vor, etwa die Tagebücher der Essayistin Susan Sontag oder die Memoiren des Regisseurs Leander Haußmann.



Sontag 1962

FRED W. MCDARRAH / CONTOUR / GETTY IMAGES

### Ausland

**Panorama:** Afghanische Taliban stoßen in ehemaliges Bundeswehr-Einsatzgebiet vor / Zwei alte Bekannte stoppten Berlusconi ..... 82

**USA:** Warum ein paar radikale Republikaner den finanziellen Kollaps der Weltmacht riskieren ..... 96

**Pakistan:** Die Geschichte der Schülerin Malala, die zur globalen Ikone wurde und nun für den Friedensnobelpreis nominiert ist ..... 98  
Auszüge aus dem Buch „Ich bin Malala“ ..... 100

**Italien:** Das Flüchtlingsdrama vor Lampedusa zwingt die EU zum Handeln ..... 104

**Global Village:** Wie sich ein Schweizer Knast auf den demografischen Wandel einstellt ..... 108

### Kultur

**Szene:** Miley Cyrus' neues Album „Bangerz“ / 15 Museen ehren den Kunsthändler Alfred Flechtheim ..... 112

#### Frankfurter Buchmesse:

Susan Sontags mitreißende Tagebücher aus den Jahren 1964 bis 1980 ..... 114

William Boyds James-Bond-Roman „Solo“ .... 116

„Jane & Serge“, ein Bildband über das Künstlerpaar Birkin/Gainsbourg ..... 118

Der Brasilianer Paulo Lins und sein Roman

„Seit der Samba Samba ist“ ..... 120

Terézia Mora beschreibt in „Das Ungeheuer“ einen verzweiferten Mann ..... 122

Leander Haußmann erinnert sich in seinen Memoiren „Buh“ ..... 123

„Die Juliette Society“, der Sex-Roman der ehemaligen Pornodarstellerin Sasha Grey .... 124

SPIEGEL-Gespräch mit dem Historiker

Volker Ullrich über seine Hitler-Biografie .... 126

**Bestseller** ..... 131

### Sport

**Szene:** Warum immer mehr Hobbysportler als Spendensammler auftreten / Debatte um Greenpeace-Protest im Basler Stadion .... 133

**Fußball:** Im WM-Gastgeberland Katar erleben ein ausländischer Trainer und ein Profi seit Monaten ein Alptraum ..... 134

### Wissenschaft · Technik

**Prisma:** Suche nach verschollenen Atombatterien / Eingeschleppte Muscheln säubern die Grachten in Amsterdam ..... 138

**Tiere:** Wie Biologen das Leben der Weißen Haie enträtseln ..... 140

**Hirnforschung:** Die Suche nach dem Wohlfühlpreis ..... 144

**Psychologie:** SPIEGEL-Gespräch mit dem US-Autor Andrew Solomon über das Leben mit behinderten, hochbegabten oder kriminellen Kindern ..... 146

**Medizin:** Können Darmbakterien seelische Störungen heilen? ..... 150

### Medien

**Trends:** Deutsche Filmwirtschaft fürchtet Kahl-schlag / ZDF berät über Bauskes Absetzung ... 153

**TV-Empfang:** Fernsehen ohne Fernseher wird zum Massenphänomen ..... 154

**Briefe** ..... 8

**Impressum, Leserservice** ..... 156

**Register** ..... 158

**Personalien** ..... 160

**Hohlspiegel/Rückspiegel** ..... 162

Titelbild: Foto Jeroen Kramer für den SPIEGEL



SPIEGEL-Titel 40/2013

„Unsere Bundeskanzlerin hat versprochen, keine Steuern zu erhöhen. Doch sie hat sich ‚versprochen‘.“

HORST-MICHAEL RUDNIK, HERNE (NRW)

Nr. 40/2013, Geld her! – Die Steuerpläne von Union und SPD

## Gebot sozialer Gerechtigkeit

Finanzminister Schäuble wusste schon, warum er die FDP in der Koalition schürigelte, bis sie aus dem Bundestag flog. Jetzt ist er die liberale Steuerbremse los und kann alles auf den neuen Koalitionspartner schieben.

BRUNO MELLINGER, PRIEN AM CHIEMSEE

Die Wahrheit nach der Wahl ist widersprüchlich. Statt wie im CDU-Wahlmotto „Gemeinsam erfolgreich“ heißt es nun, gemeinsam auf dem kleinsten Nenner regieren. Merkel hat mit diesem Motto-spruch die Mehrheit wohl selbst verwirrt.

INGEBORG SEINN, DARMSTADT

Sie machen es treuen Lesern mit einem derart beleidigenden Titelbild nicht leicht. Jedem halbwegs intelligenten CDU-Wähler war spätestens nach Bekanntgabe des vorläufigen Endergebnisses klar, dass es zu höchst schwierigen Koalitionsverhandlungen mit der SPD oder – weniger wahrscheinlich – mit den Grünen kommen wird, also zu Kompromissen. Abstriche am eigenen Wahlprogramm sind dabei selbstverständlich und dürfen nicht kriminalisiert werden. Die Politik muss die zu schluckenden Kröten den Wählern erklären. Das mag diesmal nicht einfach sein. Zu erwarten ist jedoch nichts, was geringe Einkommen weiter schmälert, den Mittelstand in die Armut treibt und die Superreichen außer Landes.

ACHIM WEERS, HAMBURG

Um der seit Jahren virulenten steuerpolitischen Realsatire endlich den Garaus zu machen, bedarf es einer nachhaltigen Steuerreform, die vier wichtige Eckpunkte umfassen muss. Zunächst eine konsequente Entschlackung des bisherigen Steuerrechts, insbesondere mit Hinblick auf die vielen Ausnahmetatbestände. Ferner die Schaffung möglichst umfassender Bemessungsgrundlagen. Die stärkere Ausrichtung der Besteuerung am Äquivalenz-

prinzip stellt einen dritten Eckpunkt dar, dem zufolge jeder nur das Maß an Abgaben zu entrichten hat, das er im Gegenzug an staatlichen Leistungen in Anspruch genommen hat. Einfache und möglichst niedrige Steuertarife (siehe Kirchhof-Vorschlag) gäben einem solchen Vorhaben den finalen Schliff. Bleibt zu hoffen, dass Merkel und Co. sich endlich von ihren Profilneurosen lösen und weiteren Schaden vom Volk und von künftigen Generationen abwenden.

MATTHIAS KAISER, HAUSACH (BAD.-WÜRTT.)



CDU-Chefin Merkel

Grüne und SPD wären in Koalitionsgesprächen gut beraten, bei Betreuungsgeld und Steuern hart zu bleiben und dafür der Union beim Flop-Thema „Maut für Ausländer“ freie Hand zu lassen – die kommt eh nicht.

TRAUGOTT HÜBNER, FORCHHEIM (BAYERN)

Der Titel und der zugehörige Artikel erwecken den Eindruck, die Politiker eines mafiösen Räuberstaats zockten den Bürgern das Geld ab und verbrauchten es für sich selbst. Statt dieser populistischen, neoliberalen Polemik hatte ich eine wissenschaftlich wenigstens angehauchte Analyse dazu erwartet, wofür der Staat tatsächlich mehr Geld von den Bürgern braucht: Um ihnen endlich eine gute soziale und medizinische Infrastruktur, bessere Bildung und Straßen zu bieten. Dass dieses Geld vor allem von den Vermögenden kommen muss, ist ein Gebot sozialer Gerechtigkeit.

BERND HEIN, FÜRSTENFELDBRUCK (BAYERN)

SPIEGEL-Bundestagswahl-Spezial 2013, Experten plädieren für eine Reform der Fünfprozenthürde

## Ein Segen für die Wähler

Diese Wahl hat vor allem eins gezeigt: Unser Wahlsystem ist unzureichend. Hat man 0,3 Prozent mehr, bekommt man 50 Sitze, hat man sie weniger, dann null. Gleichzeitig werden wegen der Fünfprozenthürde 15,7 Prozent der abgegebenen Stimmen ignoriert. Die Hürde hat ihren Grund, das zeigen die Erfahrungen in der Weimarer Republik. Aber man müsste das System so modifizieren, dass die Wähler der ausscheidenden Parteien eine zweite Chance haben, zum Beispiel durch eine Drittstimme, die gilt, wenn die Zweitstimme ins Leere geht.

REINHOLD LÜHMANN, ALLENSBACH (BAD.-WÜRTT.)

Wenn nur Meinungen im Bundestag vertreten werden sollen, die von mindestens fünf Prozent der Wähler geteilt werden, genügen eigentlich 20 Abgeordnete.

PROF. DR. PETER BROSCHE, SCHALKENMEHREN (RHL.-PF.)

Dass die letzten Fans der untergegangenen FDP nun die Fünfprozenthürde senken wollen, um die armseligen Reste ihrer Partei wieder in den Bundestag zu lupfen, verbuche ich als lustige Anekdote. Eine Drittstimme empfinde ich als geradezu pervers. Dass ein paar Prozent der abgegebenen Stimmen die Parteien nicht ins Parlament führen, ist doch beabsichtigt. In einer Demokratie sollte nun mal die Mehrheit entscheiden. Ich für meinen Teil kann sehr gut damit leben, dass FDP, AfD und andere Parteien im Bundestag fehlen.

WOLFGANG SCHMIDT, LAGE (NRW)

Ja, Professor Jesse! Ein Wahlrecht mit Eventualstimme wäre ein Segen für die Wähler. Keine Angst mehr, eine unwirksame Stimme abzugeben, weil die gewählte Partei an der Fünfprozenthürde scheitern könnte. Kleine Parteien könnten auch ohne Populismus wachsen.

WOLFGANG SEIFERT, MEERBUSCH (NRW)

Es gibt ein viel drängenderes Problem im deutschen Wahlrecht, nämlich, dass es keine Möglichkeit gibt, explizit keiner der Parteien seine Stimme zu geben, ohne dabei die eigene Stimme zu verlieren. Entgegen dem bei vielen verbreiteten Irrtum, dass ungültige Stimmen in die abgegebenen Stimmen mit eingerechnet werden, werden diese Stimmen genauso behandelt wie nicht abgegebene. Das heißt, ungültig zu wählen bedeutet gar nicht zu wählen. Wie soll der Bürger da mit Gewicht seinen Unmut über die gesamte politische Landschaft äußern?

ANICA EUMANN, BOCHUM







**SPIEGEL-Bundestagswahl-Spezial 2013,  
Gespräch mit dem Pädagogen Bernhard  
Bueb über Wahrhaftigkeit und Lüge in der  
Politik**

## Urteiler und Dogmatiker

Die von Herrn Bueb angebotenen „Persönlichkeits“-Analysen unserer führenden Politiker und ihrer Parteien beweisen vor allem eines: Mit dieser Bundeskanzlerin hat sich der Stil unserer parlamentarischen Demokratie nicht zum Besseren gewendet. Transparenz, Glaubwürdigkeit und politische Moral gingen mit dem pragmatischen, auf Machterhalt und Rechthaben gerichteten Verstand von Frau Dr. Merkel verloren.

SIEGFRIED STORBECK, HAMBURG

Einen „Philosophen“ kann ich in Dr. Buebs Statements nicht erkennen. Eher einen (Ver-)Urteiler und Dogmatiker, der alle individuellen Rahmenbedingungen ausblendet. Es stellt sich die Frage, welches Leitbild der Elite-Internatsleiter selbst vermittelt hat. Man könnte aus seinen Worten fast herauslesen, der Zweck heilige die Mittel. Vollends desavouiert sich der Feingeist mit seiner Unsensibilität zur Wahrnehmung der Wirklichkeit an der Odenwaldschule. Nein, solche Philosophen brauchen wir nicht!

DR. MICHAEL GRAW, LÜBECK

**SPIEGEL-Bundestagswahl-Spezial 2013,  
Schleswig-Holsteins Energieminister  
Robert Habeck rechnet mit der grünen  
Parteispitze ab**

## Mehr Habeck, weniger Trittin

Ich glaube nicht, dass sich die Grünen einen Gefallen tun, wenn sie ihre Wahlniederlage auf Atmosphärisches schieben, wie das Herr Habeck tut. Tatsache ist vielmehr, dass die Partei offensichtlich vergessen hat, wofür sie angetreten ist und wofür sie gebraucht wird. Welcher Grüne kämpft zum Beispiel öffentlich-



Minister Habeck

keitswirksam, das heißt an vorderster Front, gegen ein Lebensmittelrecht, durch das sich die Industrie zur Verbrauchertäuschung aufgefordert fühlen darf? Wo bleibt die Klarstellung, dass der landver-

brauchende und naturzerstörende Wahnsinn einer „grünen“ landwirtschaftlichen Spritproduktion auf entschiedenen Widerstand der Grünen stößt?

FRANZ M. RAUCH, COTTBUS (BRANDENB.)

Ein kluges Interview. Deutlich mehr Habeck und weniger Trittin, Roth und andere – das würde den Grünen guttun.

DR. NICO ENGEL, MÜNCHEN

**SPIEGEL-Bundestagswahl-Spezial 2013,  
Gestresste Eltern erziehen Ego-Monster –  
SPIEGEL-Gespräch mit dem Jugend-  
psychiater Michael Winterhoff**

## Erst kommt das Fressen

Als Leiter einer Berliner Grundschule kann ich mich Herrn Winterhoffs Ausführungen voll anschließen. Unser Kollegium stellt fest, dass immer mehr Kinder emotional und sozial nicht auf dem Stand von Grundschulern sind. Die Fol-



Berliner Grundschüler

gen, die auch wir erleben: Statt den Eltern und Kindern wirklich zu helfen, dichtet man den Kindern eine Krankheit (ADS und ADHS) an. Unsere Versuche, Eltern mit den Defiziten ihrer Kinder zu konfrontieren und Lösungswege aufzuzeigen, werden meist als inkompetenter Angriff gewertet.

ULRICH ZIEM, KLEINMACHNOW (BRANDENB.)

In unserer psychotherapeutischen Heilpraxis bezeichnen wir das von Herrn Winterhoff beschriebene Phänomen seit Jahren als „Nimmerlandsyndrom“. Zur Erinnerung: Peter Pan und seine Kumpel verweigerten auf der Insel Nimmerland das Erwachsenwerden. Natürlich, denn dort ging jeder Wunsch schon dadurch in Erfüllung, dass man ihn hatte. Unserer Erfahrung nach findet der Großteil der „übersorgten Leistungsverweigerer“ aber per Eigennachreifung unter sozialem Existenzdruck früher oder später zur Leistungsbereitschaft, frei nach Brecht: Erst kommt das Fressen, dann die Autonomie.

DR. EDUARD PAULIN, KALLMÜNTZ (BAYERN)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)





Tschetschenische  
Asylbewerber  
in Brandenburg



PATRICK PLEUL / PICTURE ALLIANCE / DPA

ASYL

## Flucht nach Deutschland

Im September ist die Zahl der Asylbewerber noch einmal sprunghaft gestiegen. Die Statistiker des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge registrierten für den vergangenen Monat 11461 Flüchtlinge, die erstmals einen Asylantrag in Deutschland stellten, so viele wie noch in keinem anderen Monat in diesem Jahr. Das bedeutet ein Plus von 20,6 Prozent

gegenüber dem August und von sogar 71,3 Prozent im Vergleich zum September 2012. Damit zeichnet sich ab, dass in diesem Jahr zum ersten Mal seit 16 Jahren wieder mehr als 100 000 Asylbewerber nach Deutschland kommen dürften, bis Ende September waren es 74 194. Wie in den Vorjahren wiederholt sich die Einwanderung aus Balkanländern vor Einbruch des Winters: Im September lag Serbien auf Platz eins der Herkunftsländer, Mazedonien auf Platz drei, der Kosovo auf Platz neun. Insgesamt kamen in den ersten neun Monaten des Jahres die meisten Flüchtlinge aber aus der Russischen Föderation, bisher 13 492. Es sind zum Großteil Tschetschenen, die über Polen in die EU und dann weiter nach Deutschland gereist sind. Animiert wurden viele dieser Asylbewerber offenbar von Schleppern, die in ihrer Heimat damit werben, dass Deutschland

Begrüßungsgelder zahle oder Grundstücke bereithalte. Der Andrang nimmt inzwischen ab, die Russische Föderation ist bei den Herkunftsländern auf den vierten Platz zurückgefallen. Offenbar hat sich dort herumgesprochen, was von solchen Versprechungen zu halten ist. Weniger als zehn Prozent der Asylbewerber aus der Russischen Föderation erhalten einen Asyl- oder Flüchtlingsstatus, bei jenen vom Balkan wird fast niemand anerkannt. Anders sieht es wegen des Bürgerkriegs bei syrischen Flüchtlingen aus: Neben dem Kontingent von 5000 Syrern, die Deutschland aufnehmen will, kamen bis Ende September noch weitere 7846 Landsleute in die Bundesrepublik und beantragten Asyl (siehe auch Seite 104).

GEHEIMDIENSTE

## BND in der Leitung

Der Bundesnachrichtendienst (BND) lässt sich offenbar seit mindestens zwei Jahren das Anzapfen von Kommunikationsleitungen deutscher Internetprovider genehmigen. Eine entsprechende Anordnung zur „Beschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses“ schickte der Geheimdienst, der für die Aufklärung im Ausland zuständig ist, an den Verband der deutschen Internetwirtschaft. Das vertrauliche dreiseitige Schreiben zur strategischen Fernmeldeaufklärung ist von Bundeskanzleramt und Bundesinnenministerium abgezeichnet. Darin führt der BND 25 Internet-Service-Provider auf, von deren Leitungen er am Datenknotenpunkt De-Cix in Frankfurt einig anzapft. Neben Netzwerken aus

dem Ausland hat der BND auch die Verbindungen zu sechs deutschen Firmen aufgelistet: betroffen sind die Internetprovider 1&1, Freenet, Strato AG, QSC, Lambdanet und Plusserver. Nach Einschätzung von Experten läuft über diese Leitungen fast ausschließlich innerdeutscher Datenverkehr. Zwar dürfen die deutschen Geheimdienste in Einzelfällen auch Deutsche abhören. Bei der massenhaften, strategischen Fernmeldeaufklärung – wie im Fall der Anordnung – sind deutsche Telefonate und E-Mails jedoch grundsätzlich tabu. Die Spähangriffe des BND richten sich vornehmlich gegen Länder oder Regionen wie Russland, Zentralasien, den Nahen Osten und Nordafrika. Dort ansäs-

sige Provider sind ebenfalls gelistet. Der BND kopiert den Datenstrom und wertet ihn mit Schlagworten zu Themen wie Terrorismus oder Proliferation aus. E-Mails und Telefonate von Deutschen sind nach Angaben des

Dienstes nicht darunter. Zu den Einzelheiten der Lauschangriffe wollte sich der BND nicht äußern. Alle Maßnahmen entsprächen jedoch den gesetzlichen Rahmenbedingungen.

Doch die Formalitäten handhabt der BND offenbar lax. Immer

wieder trafen die vierteljährlichen Abhörungsanordnungen verspätet beim Internetverband ein. Der drohte im vergangenen Quartal sogar damit, die Abhörleitungen zu kappen, weil die Papiere um Wochen verspätet waren.



STEFAN SAHM

BERGBAU

## Kabine mit Überdruck



Der frühere Bergmann und Spezialist für Kohlendioxidgas Hans-Peter Häfner, 75, kritisiert die mangelnden Sicherheitsvorkehrungen im deutschen Kalibergbau.

**SPIEGEL:** Drei Kalibergleute sind in Thüringen unter Tage in einer CO<sub>2</sub>-Wolke erstickt, obwohl sie mit Sauerstoffgeräten, sogenannten Selbstrettern, ausgestattet waren. Wie konnte das passieren?

**Häfner:** Es sind viel zu viele Handgriffe nötig, um diese Selbstretter zu bedienen. Die Männer fahren bei Dunkelheit im Lkw durch den Schacht, wenn sie plötzlich eine CO<sub>2</sub>-Salzstaubwolke erkennen. Sie geraten in Stress, müssen anhalten, zum Retter greifen, ihn umhängen, den Verschlussbügel lösen, das Mundstück einführen, die Nasenklammer aufsetzen, die Brille auspacken und aufsetzen. Ein einziger Atemzug während dieser Zeit kann schon zur Bewusstlosigkeit und zum sicheren Tod führen. In Thüringen



hatten wir in den letzten acht Jahren bereits zwei Tote durch CO<sub>2</sub> im Kalibergbau.

**SPIEGEL:** Wie müsste die Sicherheit verbessert werden?

**Häfner:** Im betroffenen Bergwerk in Unterbreizbach kommt es im Jahr zu fast 200 CO<sub>2</sub>-Ausbrüchen, wenn durch Sprengungen Gasblasen freigesetzt werden. Die jetzt getöteten Männer machten eine sogenannte Vorbefahrung, um nach einer Sprengung Gas zu messen und sicherzustellen, dass die anderen Bergleute sicher einfahren können. Ich fordere seit langem eine andere Technologie für die Lkw bei

der Vorbefahrung. Jeder moderne Mähdrescher hat einen zuverlässigen Schutz gegen Staub: einen ständigen leichten Überdruck in der Fahrerkabine, erzeugt durch Druckluft. Die Bergleute brauchen auch eine derartige Technik. Dann kann das Gas sie nicht mehr im Auto überraschen, und sie haben genügend Zeit, die Selbstretter anzulegen.

**SPIEGEL:** Könnte komplette Schutzkleidung helfen?

**Häfner:** Das ist viel zu umständlich. Die Ausrüstung behindert bei der Arbeit extrem.

**SPIEGEL:** Noch immer kann der Unglücksort nicht betreten werden, weil das CO<sub>2</sub> im Bergwerk steht. Wie kompliziert ist es, das Gas zu entfernen?

**Häfner:** Das Abbaugebiet ist so groß wie die Stadt Leipzig, alle Abbaufelder sind verseucht. Weil das Gas fast doppelt so schwer ist wie Luft, konzentriert es sich in tieferliegenden Mulden. Es muss zum Auslüften verdünnt werden. Um im Bild zu bleiben: Das Gas aus allen Ecken zu entfernen ist etwa so aufwendig, wie jede Straße in Leipzig zu kehren. Noch Monate später könnten Bergleute sonst in einer Mulde in eine dieser CO<sub>2</sub>-Wolken geraten.

## KOLUMNE

## Mit Worten ringen

Für Menschen, die auf Worte achten, ist dies entweder eine grässliche oder eine interessante Zeit. In der frühen Phase der Regierungsfindung gibt es nur wenige Sätze, die meinen, was sie dem Wortlaut nach sagen. Oft gelten sie nicht einmal der Partei, die sie vordergründig ansprechen. Die Union redet lobend über die Grünen und sagt damit der SPD, dass sie nur nicht denken solle, sie könne bei Koalitionsverhandlungen viel durchsetzen. Die SPD äußert sich skeptisch über eine Große Koalition und drückt damit aus, dass sie in Koalitionsverhandlungen viel durchsetzen will.

So geht es tagein, tagaus, ein Hochfrequenz-ausstoß vergänglicher Worte. Denn das meiste gilt nur für Stunden oder Tage, so wie Finanzminister Wolfgang Schäubles Satz aus der vorvergangenen Woche, Steuererhöhungen seien denkbar. Vorige Woche waren sie für ihn nicht mehr denkbar. Und nächste Woche ist es vielleicht schon wieder anders.

Wer etwas Gültiges, Verlässliches über die Politikinhalte der nächsten Jahre erfahren will, muss jetzt nicht zuhören. Er oder sie kann die Musik laut drehen oder Ohropax nehmen. Sie oder er kann sich auch bestätigt fühlen in der Meinung, dass Politiker nicht die Wahrheit sagen, dass sie heucheln, tricksen, verborgenen Plänen folgen, dass es ihnen nur um die Macht geht und dass sie dafür fast alles tun würden. Grässlich, die armen missbrauchten Worte.

**„Das meiste gilt nur für Stunden oder Tage.“**

Aber was ist Politik? Für Max Weber war Politik das „Streben nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung“. Denn wer etwas gestalten will, braucht Machtanteile. Nur mit schönen Ideen und gutem Willen geht es nicht, und in einer Demokratie sind die Machtanteile meistens umstritten. Politische Sätze haben daher fast immer zwei Komponenten: eine inhaltliche Aussage und einen taktischen Hintersinn, in der Regel eine Botschaft an Freunde oder Rivalen. In normalen Zeiten liegt dieses Verhältnis pro Satz durchschnittlich bei 60 zu 40 zugunsten des Inhalts, spricht Angela Merkel, die große Zaubererin der Macht, bei 50 zu 50.

Während der Regierungsbildung ändern sich die Anteile dramatisch. Derzeit liegen sie bei 10 zu 90, also 10 Prozent inhaltliche Aussage, 90 Prozent machtechnischer Hintersinn.

Es gibt auch 0 zu 100. Die Worte werden krass missbraucht. So könnte man es sehen.

Ich bin, obwohl mir Worte am Herzen liegen, in diesem Fall für Nachsicht. Die Regierungsbildung ist das Hochamt der Politik im weberschen Sinne, ist die Zeit, in der es im

besonderer Weise um die Beeinflussung der Machtverhältnisse geht. Da Fäuste und Pistolen zum Glück ausgeschlossen sind, muss man mit Worten ringen.

Ich finde es interessant zu hören, wer sich mit welchen Worten Machtanteile sichern will. Ich fände es wünschenswert, würden jetzt die Machtfragen weitgehend geklärt, damit die Regierung später die Ruhe hätte, ein hoffentlich vernünftiges Programm durchzuziehen. Ich fände es ideal, könnte sich dann ein neues Verhältnis in den Sätzen entwickeln, vielleicht 70 zu 30 zugunsten der inhaltlichen Aussagen, bei Merkel 60 zu 40.

Dirk Kurbjuweit

GORAN TOMASEVIC / REUTERS

Syrisches  
Kampfflugzeug

SYRIEN

## Landeplatz in Iran

Nach den Erkenntnissen deutscher Geheimdienste zählen die Machthaber in Iran zu den letzten großen Unterstützern des syrischen Herrschers Baschar al-Assad. In einem als „geheim“ eingestuft Bericht verweist das Bundesamt für Verfassungsschutz auf die enge militärische Kooperation zwischen Teheran und Damaskus. Nicht nur die von Iran finanzierten Hisbollah-Milizen kämpfen in Syrien an der Seite des Regimes gegen die Aufständischen. Iran hat auch eigene Einheiten entsandt, darunter Soldaten der Elitetruppe „Revolutionswächter“, die direkt in den Bürgerkrieg eingreifen. Laut einer „Quellenmeldung“ gebe es zudem seit November 2012 ein Militärabkommen zwischen Syrien und Iran, das es Assad erlaube, „große Teile seiner Luftwaffe auf sicherem iranischem Territorium zu stationieren und bei Be-

darf darauf zurückzugreifen“. Seit vergangener Woche ist ein internationales Expertenteam in Damaskus, das die Vernichtung von rund tausend Tonnen Chemiewaffen bis Mitte 2014 vorbereiten soll. Den Grundstock bildeten laut einer Deklaration des Assad-Regimes mehrere hundert Tonnen Sarin, dazu komme Senfgas sowie eine deutlich kleinere Tranche des Nervengases VX. Doch während die vom Regime eingeräumten Mengen nach Einschätzung westlicher Geheimdienste weitgehend zutreffen, gibt es in dem Dokument keinen Hinweis auf einen Bestand an Rizin, einem hochgiftigen Protein, das ebenfalls unter das Chemiewaffenverbot fällt – und das die Syrer nach Einschätzung von Experten in waffenfähigem Zustand vorrätig haben sollen. Allerdings können die Syrer den Bestand noch nachmelden.



Lucke

STEFFI LOOS / DER SPIEGEL

AFD

## Ostverbände wollen Populisten aufnehmen

Die Anti-Euro-Partei Alternative für Deutschland (AfD) streitet über den Umgang mit Überläufern aus der Kleinpartei „Die Freiheit“. Nachdem

die Rechtspopulisten ihre Klientel dazu aufgerufen hatten, massenhaft der AfD beizutreten, verkündete AfD-Bundessprecher Bernd Lucke vergangene Woche einen „Aufnahmestopp“. Doch viele ostdeutsche Landesverbände, in deren Reihen bereits Ex-Freiheit-Mitglieder aktiv sind, wollen sich nicht an Luckes Vorgabe halten. „Wir werden ehemalige Mitglieder der Freiheit nicht generell als rechtspopulistisch abqualifizieren“, sagt Frauke Petry, Sprecherin der AfD Sachsen und Mitglied im Bundesvorstand. „Ein pauschaler Aufnahmestopp kann nicht ohne parteiinterne Diskussion verhängt werden.“ Luckes Beschluss sei im Bundesvorstand nicht abgesprochen gewesen, er habe, so Petry, auch nicht die Befugnis, unteren Parteigliederungen Vorgaben zu machen. Brandenburgs AfD-Vorstand Alexander Gauland zeigt sich ebenfalls „nicht glücklich über die etwas überspitzte Mitteilung Luckes“. Sein Verband werde die Aufnahmeanträge von Freiheit-Überläufern weiter prüfen. Dies kündigt auch der thüringische AfD-Sprecher Matthias Wohlfarth an: Das Programm der Freiheit stimme „in vielen Punkten mit dem der AfD überein“. Speziell beim Thema Islamkritik dürfe es „keine Denkverbote“ geben.

## Die Liquidatoren

Der attraktivste Job, den die FDP derzeit zu vergeben hat, ist nicht der des Parteichefs. Es ist ein Amt mit der unschönen Bezeichnung Liquidator. Klingt ein bisschen wie Henker, und tatsächlich ist der Liquidator damit beschäftigt, die Bundestagsfraktion der Liberalen aufzulösen. Er muss die Arbeitsverhältnisse beenden, Geld besorgen und Schulden bezahlen. Die Anziehungskraft bezieht die Position des Liquidators daraus, dass sie eine der wenigen bezahlten Stellen ist, die es demnächst in der Bundes-FDP noch gibt. Daher haben bereits eine Reihe von Abgeordneten und Mitarbeitern ihr Interesse bekundet. Zwar wird das Geld, das die Liquidatoren (es werden mehrere sein) beziehen, ab dem zweiten Monat nach Ausscheiden auf das Übergangsgeld für Abgeordnete angerechnet. Das aber gibt es unter Umständen nur kurz, einen Monat pro Jahr Parlamentszugehörigkeit. Die Auflösung einer Fraktion dagegen kann sich hinziehen. Die PDS brauchte im Jahr 2002 wegen zahlloser Arbeitsgerichtsprozesse ganze drei Jahre dafür. Drei Jahre Arbeit – das ist für einen über Nacht beschäftigungslosen FDP-Politiker eine durchaus verlockende Aussicht. Um hässliche Streitereien zu vermeiden, hat sich die Fraktionsführung zu einem ungewöhnlichen Schritt entschieden: Die Liquidatoren werden an diesem Dienstag nicht einfach vom Vorstand bestimmt, wie eigentlich vorgesehen. Sie werden von der Fraktion gewählt. Es soll hinterher keiner sagen, es sei bei der eigenen Abschaffung nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. *Ralf Neukirch*



FEDERICO GAMBARINI / DPA



MARIO VEDDER / DDP IMAGES

Ex-Soldat Shepherd

### FLUGSICHERHEIT

## Windräder stören Jets

Der Betrieb von Funk-Navigationsanlagen verhindert zunehmend den Bau von Windrädern zur Stromerzeugung. Im Umkreis von 15 Kilometern um UKW-Drehfunkfeuer, mit deren Hilfe Verkehrsflugzeuge ihre Position bestimmen, könnten die Windkraftanlagen den Funkstrahl ablenken und die Flugzeuge auf einen falschen Kurs schicken, befürchtet die Deutsche Flugsicherung (DFS). Um etwa 60 UKW-Funkfeuer haben das Bundesaufsichtsamt für Flugsicherung und die DFS deshalb „Schutzonen“ gezogen. Dort dürften Windräder ihrer Ansicht nach nur noch in Einzelfällen genehmigt werden. „Die Sicherheit des Luftverkehrs muss vorgehen“, forderte DFS-Chef Klaus-Dieter Scheurle vergangene Woche in Frankfurt am Main. In der Nähe von Luftverkehrsknoten wie dem Rhein-Main-Gebiet könnten nach den neuen Vorgaben der DFS kaum noch Windräder entstehen, befürchtet nun der Frankfurter Energieversorger Mainova. Von neun geplanten Windparks des Unternehmens lägen sieben in den 15-Kilometer-Zonen, beklagt Mainova.

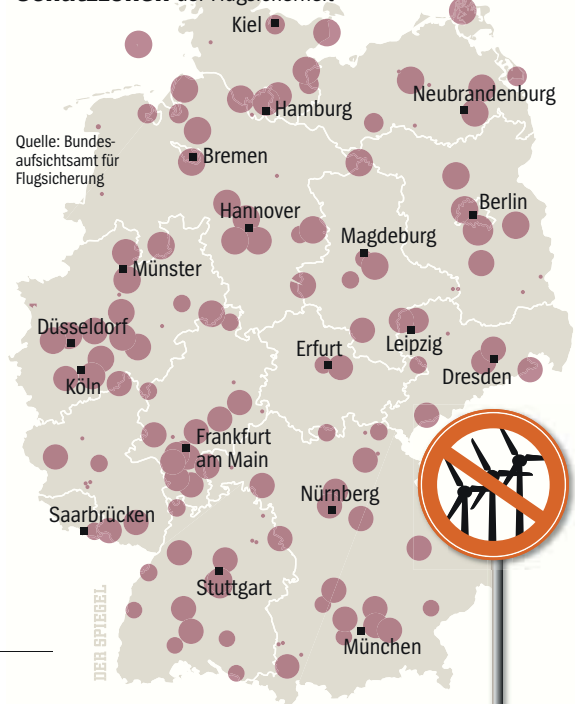
## Wann gilt ein Deserteur als Flüchtling?

JUSTIZ

Im Asylverfahren des desertierten US-Soldaten André Shepherd hat das Münchner Verwaltungsgericht den Prozess ausgesetzt und den Europäischen Gerichtshof in Luxemburg um Klärung wichtiger Rechtsfragen gebeten. Die EU-Richter sollen „definieren“, wann das europäische Flüchtlingsrecht „einen Deserteur schützen will und soll“, heißt es in dem 21-seitigen Beschluss. Dabei geht es um die Frage, mit welcher Wahrscheinlichkeit und wie tief ein Soldat in Kriegsverbrechen verstrickt sein muss, damit seine Desertion und die damit verbundene Strafe als Asylgrund anerkannt werden können. Der Hubschraubermechaniker Shepherd war 2007 vor einem erneuten Einsatz im Irak-Krieg desertiert und hatte als erster US-Soldat in Deutschland Asyl beantragt. Sein Antrag wurde 2011 abgelehnt; dagegen hat er geklagt. „Ich hoffe, dass der Fall nun endlich entpolitisiert und nüchtern bewertet wird“, sagt Shepherds Anwalt Reinhard Marx.

Ähnliche Konflikte treten bei anderen Flugsicherungen, militärischen Radaranlagen und Wetterradars des Deutschen Wetterdienstes auf, für die es ebenfalls Schutzonen gibt. Nach einer Umfrage des Bundesverbands Windenergie ist der Bau von mehr als 200 Windparks mit einer Gesamtleistung von fast 3350 Megawatt in Deutschland derzeit blockiert. Der Verband hält die 15-Kilometer-Zonen der DFS für unverhältnismäßig groß.

### Schutzonen der Flugsicherheit



DER SPIEGEL





PARTEIEN

# Allianz der Saboteure

Noch nie waren die Voraussetzungen für eine schwarz-grüne Koalition so gut wie nach dieser Wahl. Doch zwei mächtige Gegner wollen das Bündnis mit allen Mitteln verhindern – CSU-Chef Horst Seehofer und sein schärfster Widersacher: Jürgen Trittin.

Im Programm wird der Termin als „Familienfoto“ geführt. Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann posiert auf dem roten Teppich mit Kanzlerin und Bundespräsident. Die Sonne strahlt, man ist sich nahe bei diesem Fest zur Deutschen Einheit am vergangenen Donnerstag in Stuttgart.

Kretschmann will die Nähe nutzen, um der Kanzlerin etwas zu sagen. Er geht auf Angela Merkel zu. Sie stecken die Köpfe zusammen, drehen sich von den Kameras weg. Kretschmann gestikuliert wild, Merkel nickt. Beide wissen, das entscheidende Zeitfenster für Inhalte jenseits von Wetter und Kohlrouladen hat sich geöffnet. Nur wenig später werden sie schweigend nebeneinander in der Stiftskirche beim Gottesdienst sitzen.

Als Kretschmann die Kirche verlässt und zum Bad in der Menge schreitet, fragt ein Journalist: „Und? Haben Sie die Chance genutzt, um mit Merkel über Schwarz-Grün zu sprechen?“ Kretschmanns Mitarbeiterin versucht, die Antwort noch zu verhindern: „Nein, nein, das ist hier nicht der Moment.“ Aber Kretschmann will etwas sagen. „Ja“, bricht es aus ihm heraus. Er bleibt einen Moment lang stehen, grinst breit, genießt. Dann dreht er sich um und geht.

Ein schwarz-grünes Bündnis ist sein Traum. In Stuttgart hat Kretschmann vor Jahren schon darauf hingearbeitet, doch am Ende verhinderten persönliche Feindschaften die Ehe mit der CDU. Jetzt tut sich durch die Bundestagswahl eine neue Chance auf. Kretschmann würde sie gern nutzen.

Und Merkel? Sie hat durch den Absturz der FDP ihren Partner im bürgerlichen Lager verloren. Ihr bleibt nur noch die Große Koalition. Es sei denn, sie hätte eine weitere Karte im Spiel. Die Bündnis-Option mit den Grünen wäre ihr Royal Flush beim Pokern mit der SPD.

Am vorigen Freitag haben die Unterhändler von Union und Sozialdemokraten in Berlin fast drei Stunden lang versucht auszuloten, was geht und was nicht. „Es gibt Kartoffelsuppe mit Würstchen“, witzelte Unionsfraktionschef Volker Kauder gleich zu Beginn über die Grünen, „heute ist kein Veggie-Day.“ Am Ende wurde verabredet, sich ein zweites Mal zu treffen, am kommenden Montag. Immerhin.

Doch am Donnerstag sind nun erst einmal die Grünen an der Reihe. Alle Seiten bestätigen tapfer, dass man dieses Mal – wirklich, echt, ganz ehrlich – ernsthaft

miteinander reden wird. Anders als 2005, als sich die Vertreter der Parteien nur kurz und widerwillig trafen.

Vordergründig sind die Voraussetzungen für eine schwarz-grüne Koalition so gut wie nie. Beide Parteien suchen nach einem neuen Partner und unterliegen nicht den alten Zwängen. Die FDP ist verschwunden, ein rot-grünes Bündnis hat keine Mehrheit, und viele Sozialdemokraten wären froh, wenn die Grünen mit der Union koalieren würden und nicht sie. Für die Demokratie wäre es gut, wenn die Opposition nicht durch eine übermächtige Regierung verzerrt würde.



## Nichts kann die CSU weniger gebrauchen, als die Grünen durch eine Koalition salonfähig zu machen.

Vieles spräche also für Schwarz-Grün, wäre da nicht ein Mann, der so mächtig ist wie nie zuvor. Horst Seehofer, CSU-Chef und mit großer Mehrheit wiedergewählter bayerischer Ministerpräsident. Er will Schwarz-Grün verhindern. Bayern ist ihm näher als Deutschland. Und er hat einen ungewöhnlichen Verbündeten: Jürgen Trittin. Auch er, der gescheiterte grüne Spitzenkandidat, kämpft gegen ein Bündnis mit der Union.

Es ist eine merkwürdige, nicht abgesprochene Allianz der Saboteure, die sich da einer Bewegung entgegenstemmt, die seit der Wahl Fahrt aufgenommen hat. Am vergangenen Montag meldeten sich

im CDU-Präsidium gleich mehrere Spitzenfunktionäre zu Wort, um für ernsthafte Gespräche mit den Grünen zu werben.

Merkels Stellvertreter Armin Laschet, Thomas Strobl und Julia Klöckner, aber auch Wolfgang Schäuble wollen mehr Offenheit im Umgang mit den Grünen. „Die Tendenz zur SPD ist nicht mehr so eindeutig wie in den Tagen nach der Wahl“, sagt EU-Kommissar Günther Oettinger.

Die Sozialdemokraten machen es der Union auch nicht leicht. Die Partei ist gelähmt durch den zähen Machtkampf zwischen Sigmar Gabriel und Hannelore Kraft. Die SPD-Vorstandsfrau Elke Ferner bekannte, ihre Partei bekomme „Pickel im Gesicht“ beim Gedanken an eine Große Koalition, und Generalsekretärin Andrea Nahles drohte, man könne den Kanzler ja notfalls erst im Januar wählen.

Zudem muss die Union befürchten, dass die Genossen mögliche Koalitionskompromisse in letzter Minute durch eine Mitgliederbefragung schreddern. „Dann haben wir gezeigt, wo unsere Schmerzgrenze verläuft, und müssten trotzdem neu in Verhandlungen mit den Grünen eintreten“, sagt ein CDU-Präsidiumsmitglied. Ein Alptraum für gewiefte Koalitionszocker.

„Die Chancen für ein Bündnis mit den Grünen sind in den letzten Tagen von ‚theoretisch‘ auf ‚denkbar‘ gestiegen“, sagt deshalb Bundesumweltminister Peter Altmaier, der bereits in den neunziger Jahren zur Pizza-Connection zählte, einer Gruppe junger Unionsabgeordneter, die sich in Bonn regelmäßig beim Italiener mit ihren grünen Kollegen trafen.

Aber auch jüngere CDU-Leute wie Thüringens Fraktionschef Mike Mohring könnten dem ungewöhnlichen Bündnis einiges abgewinnen. „Der grüne Linkskurs ist beendet,

die Realos gewinnen die Deutungshoheit“, schreibt er in einem Strategiepapier. „Ein Großteil der Wähler der Grünen ist fest im Bürgertum verwurzelt.“ Und die saarländische Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer beteuert, ihre Jamaika-Koalition sei nicht an den Grünen gescheitert: „Die Zusammenarbeit war gut.“

Auch bei den Grünen wird inzwischen durchaus häufig über die Perspektiven eines solchen Bündnisses geredet, nur offen dazu bekennen will sich kaum jemand. Am meisten Druck macht Kretschmann. „Die Grünen haben eine bittere Niederlage erlitten und sind in einer Phase der

Neuorientierung, aber das stellt unsere Regierungsfähigkeit nicht in Frage“, sagt er. Kürzlich, in Berlin, wurde er deutlich: „Das Wahlprogramm ist erledigt, es ist vom Wähler abgestraft.“

Doch die Befürworter eines schwarz-grünen Bündnisses machen sich keine Illusionen. „Die Grünen waren inhaltlich vor einigen Jahren besser auf eine Koalition mit der Union vorbereitet“, sagt CDU-Mann Laschet. Damals, vor ihrem Steuererhöhungsprogramm.

„Sie müssen in den Sondierungsgesprächen zeigen, dass sie ihrer Bevormundungspolitik abgeschworen haben“, fordert auch Oettinger. „Am Ende müssen die Bedingungen stimmen“, sagt Umweltminister Altmayer. „Das Steuerthema wird ganz zentral sein.“ Und Christine Lieberknecht, CDU-Ministerpräsidentin in Thüringen, warnt: „Niemand hat diese Liaison in den vergangenen Jahren vorbereitet.“

Die Union ist in der Bündnisfrage gespalten. Während sich die Merkel-CDU langsam an das Ableben der FDP gewöhnt und nach neuen Koalitionspartnern sucht, setzt die CSU in Bayern wieder auf absolute Mehrheiten. Und allen ist klar, was das bedeutet. „Wenn die CSU nicht mitmacht, kann sie Schwarz-Grün verhindern“, sagt ein Merkel-Vize.

Für Seehofer und seine CSU haben die Grünen die desolate Bayern-SPD als Hauptfeind abgelöst. Die Öko-Partei erzielte im christsozialen Stammmilieu, zum Beispiel im reichen Starnberg, zweistellige Stimmergebnisse. Die ganze Wahlkampfstrategie der CSU war darauf abgestimmt gewesen, den Vormarsch der Grünen in diese Bastionen der Bürgerlichkeit zu stoppen.

So attackierte der CSU-Generalsekretär keineswegs nur die Steuererhöhungspläne der Grünen. Mit gezielten Nadelstichen sorgte Alexander Dobrindt dafür, dass die Schlagzeilen über die Pädophilie-Verstrickungen des grünen Spitzenpersonals aus den Anfangsjahren der Partei nicht aufhörten.

Seine Vorwürfe gegen Fraktionsgeschäftsführer Volker Beck haben mittlerweile ein gerichtliches Nachspiel, doch für die CSU haben sie sich gelohnt. Sie wiesen den grünen Konkurrenten die Rolle zu, die ihnen im christsozialen Weltbild zukommt: die des Bürgerschrecks.

Nichts kann die CSU weniger gebrauchen, als die Grünen durch eine gemeinsame Koalition wieder salonfähig zu ma-

chen. Wer heute mit den Grünen koalierte, könne morgen nicht mehr erzählen, dass sie des Teufels seien, sagte Dobrindt kürzlich in kleinem Kreis.

Für ihn und seinen Chef Seehofer sind daher schon die Sondierungsgespräche am Donnerstag eine Zumutung. Die CSU-Strategen machen keinen Hehl daraus, dass sie den Termin bestenfalls als Druckmittel sehen, um der SPD-Spitze Beine zu machen. „Bei uns hat niemand ein Interesse an ernsthaften Gesprächen mit den Grünen“, heißt es.

Die Grünen wissen, welche Gefahr ihnen von der CSU droht. Der designierte

Während Kretschmann versucht, die Sondierungen möglichst zum Erfolg zu führen, arbeitet Ex-Spitzenkandidat Trittin an ihrem Scheitern. Zumindest in diesem Punkt ist er sich mit Seehofer („Mit Trittin setze ich mich nicht an einen Tisch“) einig. Der Grüne lässt bereits Arbeitspapiere anfertigen, die möglichst harte Bedingungen für ein Bündnis definieren. Stolpersteine auf der Rutschbahn Richtung Schwarz-Grün nennen das seine Verbündeten.

Trittin ist nach der Wahlniederlage nur scheinbar eine lahme Ente. Zwar hat sein Einfluss in der Partei abgenommen, doch der abgehalfterte Grünen-Pate weiß in der Bündnisfrage Hofreiter an seiner Seite. Und er kann intern auf viele Argumente gegen ein schwarz-grünes Bündnis verweisen.

Ein Lagerwechsel würde die Grünen dem Vorwurf des Wahlbetrugs aussetzen. Tausende Austritte und heftige Stimmenverluste bei den nächsten Wahlen wären wohl die Folge. Für eine Partei mit 15 Prozent ist das verkraftbar, aber das ist vorbei. Bei der Bundestagswahl kamen die Grünen nur auf 8,4 Prozent.

Die Partei steckt in einer paradoxen Situation. Gerade weil sie so schwach ist, dürfte ein Bündnis mit der Union scheitern. Eine Koalition käme einem „Wendemanöver bei Sturm“ gleich, und das „mit einem leckgeschossenen Schiff“, sagt ein führender Grüner.

Zudem ist die Kommando-Brücke weitgehend leergefegt. Überstürzt müssen nun einige Leichtmatrosen zu Kapitänen ausgebildet werden. Für Neulinge wie den Verkehrsexperten Hofreiter, die Wirtschaftsexpertin Kerstin Andreae und die saarländische Landespolitikerin Simone Peter würde es schon ein Wagnis bedeuten, eine kleine Oppositionspartei

auf Bundesebene zu führen. Aber ein Bündnis mit der abgebrühten Kanzlerin? Die Angst ist groß, dass es den Grünen so ergehen könnte wie der FDP heute und der SPD 2009.

Dass ausgerechnet Trittin so heftig gegen ein Bündnis mit der CDU kämpft, entbehrt nicht einer gewissen Komik. Denn den meisten Grünen ist klar: Ohne ihn im Kabinett wäre das Abenteuer nicht zu machen. „Sollte es zu Schwarz-Grün kommen“, sagt ein Mitglied der Sondierungskommission, „muss Trittin eine wichtige Rolle übernehmen. Das muss auch die Union wissen.“

NICOLA ABÉ, RALF BESTE, KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN, PETER MÜLLER



## Die Mitgliederbefragung in der SPD könnte Schwarz-Rot in letzter Minute zerschreddern. Ein Alptraum für die Union.

Fraktionschef Anton Hofreiter hat als Vorsitzender des Verkehrsausschusses zwei Jahre lang beobachten können, wie auf der Fachebene die Politiker von CDU und CSU den liberalen Koalitionspartner systematisch mürbemachten.

Auch in der Grünen-Zentrale befürchtet man, die inhaltlichen Vereinbarungen eines möglichen Koalitionsvertrags könnten nichts wert sein. Faktisch werde die „CSU nachher alles blockieren“, glaubt ein Parteistrategen.

\* Am vergangenen Freitag mit Peer Steinbrück, Frank-Walter Steinmeier, Manuela Schwesig und Hannelore Kraft vor dem ersten Treffen mit der Union in Berlin.



# „Es kam, wie es kommen musste“

Der FDP-Ehrenvorsitzende Hans-Dietrich Genscher, 86, gibt den Liberalen die Schuld an ihrem Niedergang. Er fordert Einfühlungsvermögen und leidenschaftliche Debatten sowie den Abschied von der Ein-Thema-Partei.

**SPIEGEL:** Herr Genscher, wann haben Sie geahnt, dass die FDP zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik nicht in den Bundestag einziehen würde?

**Genscher:** Dass es ein schlechtes Wahlergebnis würde, war mir schon zwei, drei Wochen vor der Wahl klar. Der Ausgang der Landtagswahl in Bayern hat meine Befürchtungen bestätigt. Wir hatten dort auch früher schlechte Ergebnisse, aber diesmal war es strukturell anders.

**SPIEGEL:** Was heißt das?

**Genscher:** Wir hatten früher in Bayern Notstandsgebiete, aber auch Hochburgen. Diesmal gab es fast nur Notstandsgebiete. Es war eben kein rein bayerisches Ergebnis.

**SPIEGEL:** Bittere Niederlagen gab es schon früher für die FDP, ohne dass es im Bund zum Wahldesaster geführt hätte.

**Genscher:** Es kam, wie es kommen musste, und nicht unverschuldet.

**SPIEGEL:** Waren Sie wütend, enttäuscht oder entsetzt?

**Genscher:** Ich war sehr traurig. Das ist ein tiefer Einschnitt. Ich habe das als die dunkelste Stunde in der Parteigeschichte empfunden, obwohl es auch andere schwere Stunden gab, etwa die Spaltung der Liberalen im Jahr 1956. Aber das jetzt hat noch einmal eine andere Qualität.

**SPIEGEL:** Haben Sie an dem Abend noch mit dem Vorsitzenden telefoniert?

**Genscher:** Mich haben zwei oder drei Kollegen angerufen. Ich selbst wollte in der Situation niemanden mit meinem Anruf heimsuchen.

**SPIEGEL:** Haben Sie Verständnis dafür, dass die Kanzlerin in der letzten Wahlkampfwoche so massiv gegen die Zweitstimmenkampagne der FDP vorgegangen ist?

**Genscher:** Diese FDP-Zweitstimmenkampagne war unwürdig. Das Wahlergebnis aber hat tiefere Gründe als die CDU-Reaktion. Schließlich ist jede Partei für sich selbst verantwortlich. Ein Koalitionspartner hat den Raum, den er sich nimmt und notfalls durchsetzt. Geschenkt wird nichts.

**SPIEGEL:** Seit Jahren rechtfertigen FDP-Vorsitzende ihre Politik damit, dass sie die Unterstützung Genschers hätten. Das war bei Philipp Rösler nicht anders als bei Guido Westerwelle. Haben Sie das

Gefühl, Sie haben persönlich auch einen Anteil an dem schlechten Wahlergebnis?

**Genscher:** Niemand wird behaupten können, ich hätte die thematische Verengung auf Steuersenkungen gutgeheißen. Ich habe frühzeitig davor gewarnt. Das galt übrigens auch bei Personalfragen.

**SPIEGEL:** Daran können wir uns gar nicht erinnern.

**Genscher:** Ich habe das nicht öffentlich getan. Das gehört sich nicht für einen ehemaligen Vorsitzenden.

**SPIEGEL:** Mit der programmatischen Verengung hat die FDP immerhin im Jahr 2009 das beste Ergebnis ihrer Geschichte geholt.

**Genscher:** Es genügt nicht, aus der Opposition heraus ein gutes Wahlergebnis zu erzielen. Man muss dann in der Regierung seine Vorstellungen auch durchsetzen. Das wurde nicht geschafft.

**SPIEGEL:** Wenn Sie das alles so klar gesehen haben, hätten Sie dann nicht aus Verantwortung für Ihre Partei auch öffentlich gegen die Fehlentwicklungen Position beziehen müssen?

**Genscher:** In der schwerwiegenden Frage der Europapolitik habe ich das getan. Hier durfte es um der internationalen



Designierter Parteivorsitzender Lindner

„Er hat die Kraft gehabt, sich zu lösen“

Glaubwürdigkeit der Bundesrepublik willen keine Unklarheiten geben.

**SPIEGEL:** War die thematische Verengung auf Steuersenkungen die einzige Ursache für das katastrophale Wahlergebnis?

**Genscher:** Umfragen zeigen, handelnde Personen hatten nicht das Vertrauen der Wähler.

**SPIEGEL:** War es ein Fehler, in einer derart schwierigen Situation einen erfahrenen

Mann wie Guido Westerwelle auszu-tauschen und einen bundespolitischen Novizen wie Philipp Rösler ans Ruder zu lassen?

**Genscher:** Guido Westerwelle war weiter an Bord. Am Ende konnte es auch Rainer Brüderle nicht mehr wenden. Trotz Unfalls gab er sein Äußerstes, weil er seine Verantwortung erkannte. Respekt! Im Übrigen: Zur Attraktivität der FDP hat immer gehört, dass über Sachthemen leidenschaftliche Diskussionen auf Parteitagen geführt wurden. Das habe ich in den letzten Jahren vermisst.

**SPIEGEL:** Und warum hat die Partei nicht diskutiert?

**Genscher:** An einem Mangel an Themen hat es jedenfalls nicht gelegen: Bildungspolitik, informationelle Selbstbestimmung, Vereinfachung des Steuerrechts, Mindestlohn. Dann hätten wir am Ende auch eine Botschaft gehabt.

**SPIEGEL:** Muss die FDP endlich ihr Westerwelle-Erbe hinter sich lassen?

**Genscher:** Westerwelle war über viele Jahre die prägende Figur. Aber man kann die Verantwortung für das, was falsch gelaufen ist, nicht allein bei ihm abladen. Er hat der Partei zunächst ein neues Lebensgefühl verschafft und sie hinter sich versammelt. Im Übrigen: Ich halte nichts davon, mit dem Finger auf andere zu zeigen, ob Westerwelle oder Rösler. Die Zukunft gewinnt man, wenn man aus Fehlern der Vergangenheit lernt. So ist es nicht gelungen, unsere Regierungspolitik zu vermitteln, auch wenn sie im Ergebnis richtig war, wie zum Beispiel beim Thema Europa.

**SPIEGEL:** Dazu gab es immerhin eine Mitgliederbefragung.

**Genscher:** Sie hat die Partei monatelang gelähmt und ihr Bild diffus erscheinen lassen.

**SPIEGEL:** Was wäre denn der richtige Umgang mit dem Thema Europa gewesen? Wie hätte man die liberale Europapolitik begründen müssen?

**Genscher:** Europa wird oft nur als Antwort auf die Vergangenheit gesehen. Das stimmt noch immer, aber es ist nicht alles. Schon gar nicht für junge Leute. Europa ist die Antwort auf die Herausforderung der Globalisierung.



**Ex-FDP-Chef Genscher:** „Die dunkelste Stunde unserer Parteigeschichte“

**SPIEGEL:** In den aufstrebenden Ländern Asiens sieht man Europa nicht als Vorbild, sondern als kranken Mann.

**Genscher:** Na, na. Vom Euro sagt das dort niemand. Und Sie sagen zu den USA gar nichts? Europa ist Zukunftswerkstatt für eine neue Weltordnung, ohne Vorherrschaft, nur kooperativ.

**SPIEGEL:** Die Frage, die die Bürger in Deutschland bewegt, ist doch eine andere. Sie lautet: Sollen wir für die Griechen

zahlen? Wie wollen Sie eine ernsthafte Debatte führen, wenn die Euro-Rettungspolitik auch für die FDP alternativlos ist?

**Genscher:** Die Hilfe für die schwächeren Nachbarn ist eine existentielle Frage auch für ein leistungsfähiges Land wie Deutschland.

**SPIEGEL:** Die Alternative für Deutschland (AfD) hat mit der entgegengesetzten These – wir sollen nicht für Griechenland zahlen – fast genauso viele Stimmen ge-

holt wie Ihre Partei. Wie will die FDP dieser Gefahr begegnen?

**Genscher:** Deutschland als größtes Land in Europa hat auch eine große Verantwortung. Wer diese Verantwortung scheut, ist reif für die AfD.

**SPIEGEL:** Warum sollen die Bürger die FDP für eine Position wählen, welche Union, SPD und Grüne im Kern genauso vertreten?

**Genscher:** Die globale Verantwortung Europas als Zukunftsmodell hat noch keine der anderen Parteien ausbuchstabiert.

**SPIEGEL:** In Europa haben in vielen Ländern nicht mehr die klassischen Liberalen Erfolg, sondern nationalliberale oder rechtspopulistische Parteien.

**Genscher:** In Österreich ist gerade eine neue liberale Gruppierung gewählt worden, die mir in ihrer Munterkeit und in ihren Positionen sehr gefällt.

**SPIEGEL:** Sie meinen die Neos. Gleichzeitig hat es die Anti-Euro-Partei des Milliardärs Frank Stronach auch ins Parlament geschafft. Von der rechtspopulistischen Partei FPÖ ganz zu schweigen.

**Genscher:** Aber es gibt eben auch die Neos. Das ist doch ermutigend.

**SPIEGEL:** Hat jemand wie der Euro-Kritiker Frank Schäffler noch einen Platz in der Partei?

**Genscher:** Die FDP steht für Europa und den Euro. Wer das nicht akzeptiert, sollte sich fragen, ob er bei uns noch richtig ist. Wir wollen keinen Rückbau in nationalistischen Egoismus.

**SPIEGEL:** Haben Sie eigentlich eine Erklärung für die Häme, die der FDP jetzt entgegenschlägt?

**Genscher:** Da wird manches heimgezahlt, weil manche Äußerung den Menschen zu kalt erschien.

**SPIEGEL:** Weil sie sich als neoliberale Partei dargestellt hat?

**Genscher:** Sie meinen neokonservativ. Der klassische Neoliberalismus schließt soziale Verantwortung ein. Deshalb auch soziale Marktwirtschaft. Wir leben in einer Zeit der Veränderung und deshalb existentieller Herausforderungen. Das verlangt Einfühlungsvermögen und Verständnis gerade von den Repräsentanten der Politik.

**SPIEGEL:** Das klingt, als redeten Sie jetzt über die Schlecker-Frauen, denen Philipp Rösler gesagt hat, sie würden schon eine Anschlussverwendung finden.

**Genscher:** Ich wäre unaufrechtig, wenn ich behaupten würde, ich hätte daran nicht gedacht.

**SPIEGEL:** Da wir über das Thema Kommunikation, Habitus, Erscheinungsbild sprechen – hat die FDP ein Frauenproblem?

**Genscher:** Frauen haben in der FDP stets eine große Rolle gespielt. Ich denke an Marie-Elisabeth Lüders, Hildegard Hamm-Brücher und Liselotte Funcke. Heute gilt das für die Rechtsstaatsgarantin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger. Aber Sie

MARTIN LANGHORST / DER SPIEGEL

haben recht, Frauen in der FDP – und es gibt hervorragende – müssen stärker in die erste Reihe.

**SPIEGEL:** Warum engagieren sich so wenig Frauen in der FDP?

**Genscher:** Das ist eine Frage, die ich mir stelle. Christian Lindner hat das erkannt. Es ist gut, dass wir bald eine Frau als Generalsekretärin haben werden.

**SPIEGEL:** Mit welcher Botschaft wollen Sie die FDP wieder aufbauen?

**Genscher:** Die FDP muss sich als urliberale Partei in allen Feldern begreifen.

**SPIEGEL:** Was soll das heißen? Vielleicht hat die FDP ihre historische Mission erfüllt: Die Gesellschaft ist liberal, die soziale Marktwirtschaft verwirklicht, die Menschen fürchten nicht den starken Staat, sondern die entfesselten Märkte. Wozu braucht es die FDP?

**Genscher:** Die Freiheit ist immer wieder neu bedroht. Wir sitzen hier und wissen gar nicht, was in diesem Augenblick irgendwelche Großunternehmen oder Staaten oder beide zusammen mit unseren persönlichsten Daten anstellen. Das ist eine Herausforderung für eine liberale Partei.

**SPIEGEL:** Muss die FDP sich aus der engen Verbindung zur Union lösen und sich wieder für andere Koalitionen öffnen?

**Genscher:** Die Probleme suchen sich ihre Mehrheiten und ihre Koalitionen. Am Anfang der Republik ging es um die Durchsetzung der Wirtschaftsordnung, der sozialen Marktwirtschaft. Die FDP war dafür mit der CDU genauso unentbehrlich wie für die Westintegration und später für die Ostpolitik mit der SPD. Die FDP hat immer wieder neuem Denken den Weg bereitet. Auch deshalb ist es ihr Schicksal, eine Minderheitspartei zu sein. Die FDP muss wieder eine Partei der fortschrittlichen Mitte werden.

**SPIEGEL:** In der Mitte tummeln sich doch jetzt schon fast alle. Wird es da nicht ein bisschen eng?

**Genscher:** In der Mitte gibt es aber immer noch vorn und hinten, und wir müssen vorn sein.

**SPIEGEL:** Vorn in der Mitte.

**Genscher:** Mitte vorn als liberale Fortschrittspartei.

**SPIEGEL:** Woher kommt Ihre Zuversicht, dass die Fragen – Europa, Freiheit im Internetzeitalter – ausgerechnet von der FDP vernünftig angesprochen werden? Die Partei hat ihr gesamtes Spitzenpersonal verloren und muss sich von Grund auf neu aufbauen.

**Genscher:** Die FDP braucht eine programmatische und personelle Erneuerung.

**SPIEGEL:** Wo sollen die Leute herkommen? Persönlichkeiten aufzubauen, die so eine Debatte führen können, dauert möglicherweise zu lange.

\* Christiane Hoffmann und Ralf Neukirch im Arbeitszimmer von Genschers Privathaus bei Bonn.



Genscher, SPIEGEL-Redakteure\*

„Es wird sehr schwer werden“

**Genscher:** Wir haben in der FDP immer wieder Häutungsprozesse erlebt. Wir haben phantastische junge Leute, und es melden sich Menschen, die sich für die Freien Demokraten engagieren wollen. Sie halten die FDP für unentbehrlich. Christian Lindner kann diese Menschen mobilisieren.

**SPIEGEL:** Warum trauen Sie das eigentlich Herrn Lindner zu?

**Genscher:** Ich vertraue ihm, und ich traue ihm viel zu. Er kann es.

**SPIEGEL:** Mit der Aussage muss man vorsichtig sein. Das hat Helmut Schmidt auch über Peer Steinbrück gesagt.

**Genscher:** Dann muss ich mir etwas Neues ausdenken. Sagen wir: Er schafft es!

**SPIEGEL:** Was macht Sie so sicher? Lindner war unter Westerwelle und Rösler Generalsekretär. Er war an allem, was schiefgelaufen ist, beteiligt.

**Genscher:** Er hat auch die Kraft gehabt, sich zu lösen. Er hat erkannt, dass man als Generalsekretär nicht agieren kann, wenn man vom Weg nicht überzeugt ist. Da ist er zurückgetreten ins Glied.

**SPIEGEL:** Viele in der Partei haben seinen Rücktritt eher als Flucht aus der Verantwortung verstanden.

**Genscher:** Er wollte als Generalsekretär nicht den Vorsitzenden kritisieren, der ihn vorgeschlagen hatte. Das Zweite, was mir charakterlich imponiert hat, ist: Als die Kandidatur in Nordrhein-Westfalen an ihn herangetragen wurde, stand die Partei bei zwei Prozent. Er hat die Verantwortung übernommen, sich der Aufgabe gestellt und sie gemeistert. Bei Lindner kommt die politische Befähigung zusammen mit seiner charakterlichen Stärke und seinem hohen Maß an Verantwortungsbereitschaft.

**SPIEGEL:** Ist Lindners Aufgabe überhaupt zu bewältigen?

**Genscher:** Ja. Aber es wird sehr schwer. Wir sind in einer sehr ernsten Lage.

**SPIEGEL:** Ist 2017 dann der letzte Schuss, den die FDP frei hat?

**Genscher:** Nein. 2017 werden Sie sich mit einer eindrucksvollen neuen FDP befassen. Ich werde dann natürlich nicht Vorsitzender der Jungen Liberalen sein.

**SPIEGEL:** Herr Genscher, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



POLITIKER

# Abflug

Als seine FDP längst verschwunden ist, sorgt sich Guido Westerwelle noch einmal um das Große und das Kleine. Um den Weltfrieden, afrikanische Elefanten – und sein Vermächtnis als deutscher Außenminister. *Von Alexander Osang*

**D**as Wundersame am Politiker Guido Westerwelle ist, dass er mit zunehmender Bedeutung sein Publikum verlor. Er ist ein Benjamin Button der deutschen Politik, ein Mann, der immer kräftiger wird, je mehr er sich dem Ende nähert. Als kindliche Knallcharge der FDP kannten ihn alle, als erwachsener Staatsmann geriet er in Vergessenheit. Als er nun, ganz am Ende und auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn, einen staatsmännischen Schwanengesang anstimmt, hört kaum noch jemand zu.

Westerwelle steht in der Generalversammlung der Vereinten Nationen und spricht über Deutschland, Europa und die Welt. Sein Gesicht flimmert auf zwei großen Leinwänden hinter ihm. Es sieht ernst aus, blass, die Krawatte ist blau. Der Saal ist nur zu einem Drittel gefüllt. Die 68. Uno-Generalversammlung ist fast vorbei. Die Topstars Obama und Rohani sind abgereist, die absurden Sicherheitskontrollen der Uno-Faschingspolizei haben nachgelassen. Es war eine aufregende Woche, nun ist der Morgen danach, die Welt wirkt verkatert. In der sechsten Reihe schlafen die beiden Abgesandten von Trinidad und Tobago.

Die Uno wird renoviert, sagt Guido Westerwelle und schaut durch den Ausweichsaal, in dem sie heute tagen, eine Turnhalle eher als ein Konferenzraum. Man solle die Renovierung nicht auf die Gebäude beschränken. Man müsse die Welt endlich sehen, wie sie ist. Er umkreist den Arabischen Frühling, die Verbrechen in Syrien, das sich öffnende Land Iran, das israelisch-palästinensische Verhältnis. Krisenherde, die man eher mit politischen als mit militärischen Mitteln befrieden müsse. Er beschreibt die neuen Weltenspieler Südamerikas und Asiens, er skizziert Deutschlands Rolle in Europa.

Es sind die drei Eckpunkte seiner Ära als Außenminister. Die Kultur der militärischen Zurückhaltung. Die neuen Kraftzentren in der Welt. Europa. Das war ihm wichtig. Guido und wie er die Welt sah. The world according to Guido.

„Diese Woche in New York war eine gute Woche für die Welt“, sagt Westerwelle.

Ein großer Satz. Wo soll er künftig hin mit diesen Sätzen, in Charlottenburg?

Die Woche, die gut für die Welt war, begann schlecht für ihn. Seine Partei verlor bei der Bundestagswahl, Guido Westerwelle wird bald kein Außenminister mehr sein, kein Abgeordneter. Er wird keinen Schreibtisch in der Politik mehr haben, kein Vorzimmer, keinen Fahrservice und keinen Sicherheitsdienst. Ein Politiker verschwindet, und Westerwelle kämpft gegen das Vergessen.

Er saß mit den wichtigsten Außenpolitikern der Welt in Sitzungen, wo über das iranische Atomprogramm und die Kontrolle der Chemiewaffen in Syrien beraten wurde. Gestern noch trat er vor die Weltpresse, um vom neuen, entspannteren Verhältnis zwischen Iran und den USA zu berichten. Vor ihm sprach der russische Außenminister Lawrow, nach ihm der amerikanische Kerry. Hinter

## Eine Tür öffnet sich, und der Steward kommt mit Rotwein. Und riesigen Gläsern.

ihm hing der Wandteppich mit Picassos „Guernica“. Guido Westerwelle stand im Weltenfeuer.

Er war überall. Er sorgte sich um den Nahen und den Fernen Osten, aber auch um die afrikanischen Elefanten. In der Mitte der Woche lud Guido Westerwelle gemeinsam mit Ali Bongo Ondimba, dem Präsidenten von Gabun, zu einer Konferenz, auf der über die zunehmende Wilderei an Elefanten und Nashörnern beraten wurde. Der deutsche Außenminister informierte die Welt darüber, dass noch vor fünf Jahren ein Dutzend Nashörner getötet wurden, während es im vorigen Jahr bereits 700 waren. Er saß mit Ondimba im Präsidium des Konferenzsaals Nummer 1 und sprach über Elfenbein und Organisierte Kriminalität. Weißer Jäger, schwarzes Herz. Anschließend traten die beiden Männer mit ernsthaften Mienen vor die Presse. Ein seltsames Paar, dachte man.

In Gabun sterben Elefanten, in Deutschland stirbt die FDP.

Deutschland bleibt ein verlässlicher Partner in Europa, sagt Guido Westerwelle am Ende seiner Rede vor der Generalversammlung. Er ordnet sein Manuskript und tritt vom Rednerpult zurück. Der blasse Deutsche verschwindet von der Leinwand, er geht ein paar Schritte auf die Tür am Rücken des Saales zu, die ein Sicherheitsbeamter aufhält. Er verlässt die Weltbühne, es kommt der Außenminister Rumäniens. Irgendeiner kommt ja immer.

Ein paar Stunden später fährt Guido Westerwelle in einer Kolonne durch New York. Sie holen ihn aus dem Hotel Four Seasons ab, wo er immer schläft, wenn er hier ist. Er liebt New York. Die Energie. Vom Four Seasons ist es nicht weit bis zum Central Park, wo er joggt. Er mag Metropolen. Auch Istanbul, Hongkong, Tel Aviv. Die deutsche Kolonne wird von der New Yorker Polizei durch die Rush-hour geleitet, sie fährt direkt und ohne lästige Kontrollen auf das Rollfeld des John-F.-Kennedy-Flughafens, wo der Regierungs-Airbus steht. Er wartet hier seit fünf Tagen auf Guido Westerwelle. Der Pilot steht am Fuß der Gangway und schüttelt die Hand des Außenministers.

Die Macht entweicht aus Guido Westerwelle, und vielleicht sieht das Flugzeug deshalb noch größer aus als sonst. Es wirkt riesig und auch ein bisschen verzweifelt wie eine zu dicke Uhr. In Berlin reden sie über Regierungskoalitionen. Niemand braucht das Flugzeug im Moment. Als Westerwelle nach New York startete, waren vier deutsche Journalisten an Bord. Jetzt auf dem Rückflug sind noch zwei übrig. Zwei Journalisten, ein Außenminister, ein Airbus.

Alle prügeln in Deutschland auf die FDP ein wie auf ein totes Pferd. Guido Westerwelle macht erst mal weiter. Er bringt das Amt mit großer Disziplin zu Ende. New York war gut, aber er wäre in den schwersten Stunden seiner Partei lieber in Berlin geblieben. Das war keine Option. Er kneift nicht, so ist er nicht erzogen worden.

Er ist in seine Flugkleidung geschlüpft, blaue Strickjacke von Ralph Lauren, helle

Hose, Slipper. Er sitzt im Konferenzraum im Bauch des Airbusses, Ledersofas, Tischchen aus edlem Holz, die man ausklappen kann. Der Airbus hat seine Reiseflughöhe erreicht, eine Tür öffnet sich, und der Steward kommt mit Rotwein. Und riesigen Gläsern. Es ist ja ein Abschiedsflug.

Westerwelle schwenkt den Rotwein, verschränkt die Beine, ein Arm hängt über der Rückenlehne des Ledersofas. Kapitänspose. Draußen wird es langsam dunkel, der Airbus überfliegt Nova Scotia.

Wie bei einem Ertrinkenden scheint an Guido Westerwelle sein politisches Leben vorbeizuziehen. Ab und zu öffnet sich die Kabinentür, und der Steward schenkt nach.

Westerwelle redet über Disziplin. Er redet über Verrat. Er redet über die Zukunft. Die westliche Welt hat sich der deutschen Kultur der militärischen Zurückhaltung angenähert. Eine große Genugtuung, das am Ende seiner Laufbahn erleben zu dürfen.

Er hat viel Zuspruch bekommen von seinen Kollegen bei der Uno, einige ha-

ben ihn zu sich eingeladen für die Zeit danach. Vielleicht macht er das. Vielleicht schreibt er ein Buch. Keine Memoiren, dafür ist er zu jung. Ein Reiseführer, das wäre doch was. Aber da muss er noch drüber nachdenken. Er will in so einer emotionalen Ausnahmesituation nicht entscheiden, was er künftig macht. Er ist ja keine dreißig mehr. Klar ist, dass er nicht zu einer einjährigen Wanderschaft in die Berge oder die Wüste aufbricht. Er findet Einsamkeit entsetzlich. Die Freunde bleiben. Er lebt in einer Freundesfamilie, in der sich glücklicherweise kaum Politiker befinden.

Er war so aufgeregt, als er das erste Mal vor die Vereinten Nationen trat. Das Herz schlug ihm in den Ohren. Inzwischen ist er seit vier Jahren in der außenpolitischen Gemeinschaft unterwegs. Die Welt hat auf die Wahl in Deutschland geschaut, und das hat auch mit ihm zu tun. Es ist auch nicht so üblich, dass ein deutscher Außenminister Gast in amerikanischen Talkshows ist. Er war zwei Jahre im Sicherheitsrat und hat wichtige internationale Konferenzen nach Deutschland geholt. Er will nicht von Vermächtnis reden, das sollen andere entscheiden.

Dann geht er essen. Es riecht schon so gut, sagt er. Essen und ein bisschen schlafen.

Als die Maschine Grönland überfliegt, sagt ein Mitarbeiter: Vor zweieinhalb Jahren, als Guido Westerwelle ganz unten war, habe er sich entschieden, sich noch einmal neu zu erfinden. Als Außenpolitiker.

In Berlin empfängt die Morgensonne die Delegation des Auswärtigen Amtes. Als die Mitarbeiter langsam aus dem Flugzeug steigen, ist Guido Westerwelle schon weg. Er hat ein anspruchsvolles Programm vor sich. Hohe Taktgedichte, sagt er, Disziplin, keine Weinerlichkeit. Er bringt das ordentlich zu Ende.

Er besucht die Mitarbeiter in Berlin, seinen Wahlkreis in Bonn, er muss nach Afghanistan, um gemeinsam mit dem Verteidigungsminister das Bundeswehrlager in Kunduz zu schließen. Er wird am Festakt zum Tag der Deutschen Einheit nach Stuttgart reisen, in die Ukraine fliegen und auf der Frankfurter Buchmesse eine Rede zum Gastland Brasilien halten.

Mitte der Woche besucht er das Auswärtige Amt in Bonn, heute eine Außenstelle der Berliner Zentrale. Die Sonne scheint immer noch. Gestern Abend hat er sich im Rathaus mit seinem FDP-Kreisverband getroffen, um über die Wahl zu sprechen. Anschließend war er mit dem Chef des Kreisverbands bei dem Griechen, bei dem er schon vor 30 Jahren war. Deswegen rieche er vielleicht noch ein bisschen nach Knoblauch, sagt Westerwelle.

Das Bonner Außenministerium ist ein elegantes Gebäude, in dem man einen Agenten-Thriller aus den siebziger Jahren



Außenminister Westerwelle

GENE GLOVER / AGENTUR FOCUS



iPad. Da wusste ich, dass es die Debatte ändern wird.“

Die FDP flog aus zwei Landesparlamenten, die Partei drängte ihn aus seinen Ämtern. Es war 2011. Er hörte auf, sich zu innenpolitischen Themen zu äußern. Es fiel ihm anfangs schwer, sagt er. Später aber gefiel es ihm, sich auf die Außenpolitik zu konzentrieren, noch mal ein anderer Politiker zu werden. Sich selbst als Staatsmann zu erleben.

Inzwischen ist er einer der dienstältesten Außenminister. Er hat in seiner Amtszeit vier französische Außenminister erlebt.

Zählt er eigentlich die Länder, die er bereist hat?

„Ich nicht, aber mein Amt macht das“, sagt Westerwelle.

„Es sind 107“, sagt sein Sprecher.

Westerwelle weiß, dass es dennoch immer Menschen geben wird, die fürchten, er könne Deutschland in der Welt blamieren. Als schwuler Außenminister. Er hat gerade in einer Nachbetrachtung zur Wahl in einer großen deutschen Zeitung gelesen, dass er es, statt sich mit Finanzpolitik zu befassen, vorgezogen habe, sich als schwuler Weltliberaler zu präsentieren.

„Natürlich freut es mich, an einem Prozess der Normalisierung mitgewirkt zu haben“, sagt Westerwelle. „Ich konnte zeigen, dass das auch an verantwortlicher Stelle in der Bundesregierung kein Problem ist, und in der Welt auch nicht. Der Nächste hat's leichter.“

Er hat sich, so sieht es aus, immer weiter in die Welt zurückgezogen. Sein Bild am Ende der Ahnengalerie der deutschen Außenminister hängt ziemlich fest. Neben Adenauer, Brandt, Scheel und Fischer.

Ob er stolz ist, dazuzugehören, will er lieber nicht sagen. Er will nicht eitel wirken oder persönlich. Der Mann, der einst in den „Big Brother“-Container einzog und mit einem gelb-blauen Guidomobil durchs Land reiste, redet heute wie ein japanischer Botschafter. Ein Fotograf, der die deutschen Außenminister auf ihren Reisen um die Welt begleitet, sagt, dass Westerwelle sich nie außerhalb seiner Rolle fotografieren lasse. Steinmeier habe er auch mal mit Füßen auf dem Tisch und offenem Hemd porträtieren dürfen. Westerwelle sehe er so gar nicht.

Guido Westerwelle sitzt auf dem Bonner Außenministerstuhl, auf dem schon Joschka Fischer und Klaus Kinkel saßen, und nippt an seinem Kaffee. Er muss noch ein Telefongespräch mit seinem israelischen Kollegen führen, sagt er. Es ist Mittag. Hinter den Vorhängen flimmert der Rhein. Westerwelle steht in der Tür des Büros wie das Exponat eines Museums der deutschen Außenpolitik. Es war ein langer Weg, aber er ist jetzt fast da.

**FDP-Parteifreunde Scheel, Westerwelle\*:** Sein Bild in der Ahnengalerie hängt ziemlich fest

drehen könnte. Es würden nicht viele Menschen ins Bild laufen, nur ab und zu huscht ein Schatten über die langen Flure, einer gehört Walter Eschweiler, einem ehemaligen Fußballschiedsrichter, der als Konsul im Diplomatischen Dienst arbeitet. Er erzählt von der Mentalität der Südländer.

„Mañana, mañana“, sagt Eschweiler.

Westerwelle sieht ihn an, lächelt. Der alte Konsul wirkt wie ein Möbelstück seiner Kindheitserinnerungen, ein Teil seiner Geschichte. Eschweiler wurde in Bonn geboren und hat die Abschiedsspiele von Franz Beckenbauer, Uwe Seeler und Horst-Dieter Höttges gepfiffen.

Westerwelle hüpfte mit leichten Schritten durch das Haus. Dort oben war die „Brücke der Seufzer“, sagt er und zeigt einen schmalen, gläsernen Gang, der zum ehemaligen Büro des Außenministers führt. Als er das erste Mal im Haus war, saß dort, am Ende der Brücke, Hans-Dietrich Genscher. Den kannte er aber schon von der Geburtstagsfeier einer Bonner Freundin, deren Eltern mit den Genschers befreundet waren. Es gab Erdbeerkuchen mit Schlagsahne, und irgendwann stiegen Herr und Frau Genscher über den Jägerzaun des Grundstücks. Da war Westerwelle 17.

Jetzt ist er 51, nicht alt für einen Politiker und doch schon ein Urgestein, ein Bonner Elefant, bedroht wie die afrikanischen. Er wurde in Bad Honnef geboren, wo Konrad Adenauer starb. Mit Westerwelle geht, das sieht man erst jetzt, wo er so still geworden ist, ein Stück der alten Bundesrepublik.

Er öffnet die Tür zum Büro des Außenministers. Auch hier siebzig Jahre,

schlicht, gerade, elegant. Vor den Fenstern der Rhein.

An der Wand hängen die Porträts der deutschen Außenminister. Der erste war Adenauer, der letzte ist Westerwelle. Es sind erst elf.

Auf der Fahrt hierher hat ihn ein ehemaliger Ministerpräsident angerufen und ihm gesagt, er solle sich nicht sorgen, es gebe keinen politischen Entzug. Das Leben sei viel freier ohne die Politik.

„Im Dezember könnte es die neue Regierung geben, am 8. Dezember wird dann der Parteitag der FDP sein, und dann nehme ich mir ein paar Wochen Auszeit – passt ja auch ganz gut, über die Weihnachtstage – und ordne ein paar Dinge, danach werde ich entscheiden, wie es weitergeht“, sagt Guido Westerwelle.

Vielleicht geht er in die Wirtschaft, vielleicht nach Europa, vielleicht arbeitet er als Berater.

Westerwelle schaut zur Ahnengalerie.

Sie haben alle irgendwie weitergemacht. Steinmeier ist in die Opposition gegangen und kommt demnächst vielleicht wieder zurück. Fischer wurde Lobbyist, Gastprofessor, Berater und wieder dick. Kinkel arbeitet als Anwalt in Sankt Augustin, er war Botschafter der Fußball-WM für Menschen mit Behinderungen und ist Ehrenmeister der Karlsruher Handwerkskammer. Es ist nicht einfach.

Westerwelle erzählt jetzt eine Geschichte, die seine Verwandlung vom Parteipolitiker zum Staatsmann beschreibt. Sie klingt, als hätte sie sich Lorient ausgedacht.

„Als die Nachricht aus Fukushima kam, saß ich in Schloss Gödöllö in der Nähe von Budapest. Neben mir saß Alexander Stubb, der damalige finnische Außenminister“, sagt Westerwelle. „Er zeigte mir die Fukushima-Bilder auf seinem

\* Bei der Ausstellung „20 Jahre Zwei-Plus-Vier-Vertrag“ am 1. Oktober 2010 in Berlin.

SPD

# Zorn der Frauen

Bei der Wahl haben Frauen die Sozialdemokraten abgestraft. Jetzt rebellieren die Genossinnen gegen die Männerdominanz in Partei und Fraktion.

Dicke Freundinnen waren sie nie. Aber wenn das Kabinett strittige Fragen verhandelte, konnten sie sich aufeinander verlassen. Edelgard Bulmahn, 62, und Ulla Schmidt, 64, sind nicht nur ehemalige Ministerinnen. Sie kämpften gemeinsam für eine liberalere Haltung der rot-grünen Bundesregierung bei der Gentechnik. 2005 legten sie zusammen einen Aktionsplan auf, um Pharmaforschung und Biotechnologie in Deutschland zu stärken.

Acht Jahre später hat sich das Paar von einst wiedergefunden. Gekämpft wird nun nicht mehr im Kabinettsaal im Bundeskanzleramt, sondern im Südostturm des Reichstagsgebäudes, im Sitzungsraum der SPD-Bundestagsfraktion.

Bulmahn und Schmidt stehen an der Spitze einer Bewegung in der SPD, die auf mehr weiblichen Einfluss in Partei und Fraktion drängt. Die Frauen fordern Führungsämter und wollen enger in Entscheidungen einbezogen werden. Und sie erwarten eine gründliche Aufarbeitung des miserablen Wahlergebnisses von 25,7 Prozent.

Im Mittelpunkt der Kritik: Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier und der Erste Parlamentarische Geschäftsführer Thomas Oppermann. „Da hat sich mächtig Ärger aufgestaut in den vergangenen Jahren“, sagt eine frustrierte Abgeordnete. In der ersten Sitzung der neuen Bundestagsfraktion ergriff Ulla Schmidt das Wort: „Wir sind eine Volkspartei, dazu gehören Frauen und Männer, und zwar gleichberechtigt“, rief sie. „Die SPD hat über hundert Jahre für die Frauenrechte gekämpft. Und wir als Sozialdemokraten werden erst wieder stark, wenn wir auch Frauen stark rausbringen.“

Steinmeier und Oppermann stehen stellvertretend für die weitverbreitete Kritik an der Aufstellung der Partei im Wahlkampf. Mit Peer Steinbrück, Sigmar Gabriel und Steinmeier vertraten im Wahlkampf drei Männer jenseits der 50 die Sozialdemokratie. Die SPD erschien als Partei der alten Männer. Allmählich dämmert den Genossen, dass ihre Kam-

pagne falsch angelegt war. „Wir sind eine sehr männliche Partei“, sagt Elke Ferner, Chefin der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen. „Wenn wir uns da nicht ändern, werden uns die Frauen auch in Zukunft nicht wählen.“

Ferner und ihre Mitstreiterinnen haben sich die Wahlanalysen genau angeschaut. Insbesondere bei jungen Wählerinnen waren die SPD-Resultate niederschmetternd. Nur 22 Prozent der Frauen zwischen 18 und 44 Jahren wählten Peer Steinbrück,

Das neue Aufbegehren der Genossinnen hat viel mit Stolz zu tun. Und mit Gekränktheit. Die SPD erstritt einst das Wahlrecht für Frauen.

Aus Sicht der SPD-Frauen waren sie die wahren Vorkämpferinnen für die Gleichberechtigung, die bereits 1988 gegen harten Widerstand die Quote in der Partei erkämpften. Und nun sollen 22 Prozent Stimmenanteil unter den jungen Frauen der Lohn für all diese Kämpfe gewesen sein?

Frauen wie Anna-Katharina Meßmer könnten Bulmahn und den anderen womöglich sagen, warum der SPD jener Charme fehlte, den die Wählerinnen anderswo suchten und offenbar fanden. Meßmer ist 30, Soziologin und SPD-Mitglied. Sie hat die „Aufschrei“-Bewegung mit ins Leben gerufen. Sie sagt: „Es ist weniger ein Ding von Männern und Frauen als vielmehr eine habituelle Sache. Die Inhalte mögen alle stimmig sein, aber der Habitus der SPD wirkt verstaubt.“ Zudem sei Frauenförderung nicht nur Aufgabe der Frauen: „Da ist die gesamte Partei gefragt.“

Der Zorn der Frauen hat eine solche Wucht entwickelt, dass er nun auch für Fraktionschef Steinmeier gefährlich wird. Er war bei zwei historischen Wahlniederlagen in der Verantwortung, er hat wenig für die Verjüngung der Fraktionspitze getan. So manche Abgeordnete hätte nichts dagegen, wenn er in ein Ministeramt wechselte.

Unterstützung finden die Frauen bei vielen jüngeren männlichen Fraktionskollegen. „Wir haben Stimmung und Lebensgefühl der Frauen nicht getroffen“, sagt Ex-Juso-Chef und Bundestagsrückkehrer Niels Annen. „Das darf nicht ohne politische und personelle Konsequenzen bleiben.“

In Personalfragen haben Steinmeier und Gabriel den rebellierenden Frauen bereits erste Zusagen gemacht. Bei möglichen Koalitionsverhandlungen sollen sie paritätisch vertreten sein. Auch die Nachfolge von Wolfgang Thierse als Parlamentsvize wird wohl auf eine Frau hinauslaufen. Unter anderen machen sich Bulmahn und Schmidt Hoffnungen.

Sollte Fraktionschef Steinmeier tatsächlich in ein Ministerium umziehen, wollen auch da Frauen ans Erbe ran. SPD-Schatzmeisterin Barbara Hendricks hat bereits den Finger gehoben. Auch Ulla Schmidt und Andrea Nahles gelten als mögliche Kandidatinnen. Beide, sonst durchaus gesprächswillig, werden in diesen Tagen einsilbig. Schmidt schweigt. Und auch Nahles ist ungewöhnlich kurz angebunden: „Dazu sage ich nichts.“

HORAND KNAUP,  
GORDON REPINSKI, BARBARA SCHMID



Generalsekretärin Nahles: Stimmung nicht getroffen

in derselben Altersklasse entschieden sich fast doppelt so viele Wählerinnen für Angela Merkel.

Berlin, Regierungsviertel, am vergangenen Donnerstag. Es ist Feiertag. Trotzdem ist Edelgard Bulmahn, die frühere Forschungsministerin, in ihr Büro geeilt. Sie hat die Arme verschränkt, Abwehrhaltung. „Die Quote, das Elterngeld, das Ganztagschulprogramm“, sagt sie, „es waren doch wir, die alle entscheidenden Fortschritte für die Frauen gegen den Widerstand der Union durchgesetzt haben.“

Doch genau da liegt auch der Grund für die Enttäuschung. Denn in den vergangenen Jahren hat die SPD schleichend das Image des Modernisierers verloren, während gerade die Union liberaler und für Frauen zugänglicher geworden ist. „Wir Frauen müssen sichtbarer werden“, sagt Bulmahn.





EUROPA

# Pilgern nach Luxemburg

Der Poker um die Spitze der EU-Kommission hat begonnen. Kann die Kanzlerin den SPD-Mann Martin Schulz verhindern?

Auffallend viele europäische Christdemokraten machten in letzter Zeit Jean-Claude Juncker die Aufwartung. Sie pilgerten in die luxemburger Oberstadt, um den Premierminister zu überreden, als Spitzenkandidat bei der Europawahl im kommenden Jahr zu kandidieren.

Noch bis zum Sommer hatte Juncker das öffentlich ausgeschlossen. Seine Besucher gewannen jedoch den Eindruck, dass der Luxemburger sich die Sache noch einmal überlegen wolle. „Er schwankt“, berichtet einer, der mit ihm geredet hat.

Der 58-jährige Premier kann sich derzeit noch nicht festlegen. Europas dienstältester Regierungschef muss sich zunächst dem Votum seiner heimischen Wähler stellen. Am 20. Oktober finden in Luxemburg vorgezogene Parlamentswahlen statt, eine bizarre Geheimdienstaffäre hatte Juncker dazu gezwungen.

Versagen ihm nach der Neuwahl die anderen Parteien eine Koalition, wäre der Weg nach Brüssel für ihn sofort frei. Doch auch wenn er als Premierminister wiedergewählt würde, könnte er im nächsten Jahr die luxemburger Amtsgeschäfte abgeben.

Die Suche nach einem gemeinsamen Spitzenkandidaten stellt die Europäische Volkspartei (EVP) vor eine heikle Aufgabe. Die Konservativen sind in die Defensive geraten, weil die Sozialdemokraten bereits einen vorzeigbaren Kandidaten im Angebot haben: Martin Schulz, 57, den Präsidenten des Europaparlaments.

Es geht um nicht weniger als den wichtigsten Posten, den Europa zu vergeben hat: die Nachfolge von José Manuel Barroso als Präsident der EU-Kommission. Die Fraktionen des Europaparlaments haben bereits einmütig erklärt, bei der Wahl auf jeden Fall Spitzenkandidaten aufzustellen, die um den Job des nächsten EU-Kommissionschefs wetteifern sollen.

Die Parlamentarier berufen sich dabei auf eine Klausel im Lissabon-Vertrag. Demnach muss der Europäische Rat – die Versammlung der Staats- und Regierungschefs – bei seinem Personalvorschlag für das Amt des Kommissionspräsidenten das Ergebnis der Wahlen zum Europaparlament „berücksichtigen“ und die Abgeordneten vorher konsultieren.

Doch hinter den Kulissen der EVP ist ein Streit über die Frage entbrannt, wie ernst man diese Klausel nehmen soll. Viele konservative Regierungschefs wollen sich nicht durch ein Votum der Wähler binden lassen, allen voran die deutsche Kanzlerin. Um sich alle Optionen offenzuhalten, würde Angela Merkel am liebsten auf einen Spitzenkandidaten verzichten.

Die Brüsseler Personalie spielt auch eine wichtige Rolle in den Sondierungsgesprächen zwischen der Union und den Sozialdemokraten in Berlin. Die SPD hat sich in ihrem Wahlprogramm dazu ver-

Gespräch sind. Welcher Regierungschef sollte sich die Unsicherheit eines Wahlkampfes antun, bei dem nicht gewiss ist, ob er den Posten am Ende bekommt?

Allerdings hat die EVP ebenfalls bereits einen Krönungsparteitag festgelegt, er wird Anfang März 2014 in Dublin stattfinden. Die europäischen Christdemokraten werden also, trotz der Vorbehalte von Merkel & Co., zumindest einen Zählkandidaten aufstellen müssen.

Merkels oberstes Interesse ist, dass ein deutscher Christdemokrat in der nächsten EU-Kommission vertreten ist. Für den Chef der CDU/CSU-Gruppe im Europaparlament, Herbert Reul, ist der amtierende deutsche Kommissar Günther Oettinger „der logische Kandidat“. Doch auch der ehemalige niedersächsische Ministerpräsident David McAllister läuft sich warm. Der stellvertretenden CDU-Vorsitzenden Ursula von der Leyen werden ebenfalls Ambitionen nachgesagt.

Das Problem ist allerdings, dass die Europawahl wohl kein eindeutiges Ergebnis bringen wird. Ein Patt zwischen den beiden großen Lagern ist wahrscheinlich – genau wie im Europäischen Rat. Dort bedarf es einer qualifizierten Mehrheit für einen Personalvorschlag. Gegen Schulz wird Merkel wohl keine Mehrheit mobilisieren können, denn der Deutsche rechnet fest mit der Unterstützung von Frankreichs Präsident François Hollande und Italiens Premier Enrico Letta.

Dann wäre Ratspräsident Herman Van Rompuy gezwungen, einen Kompromiss zu schmieden. Der könnte darin bestehen, dass der Sozialdemokrat Schulz Kommissionspräsident wird und ein konservativer Regierungschef Ratspräsident und damit Nachfolger Van Rompuy.

Es ist durchaus denkbar, dass am Ende auch christdemokratische Regierungschefs den Sozialdemokraten Schulz mittragen, er genießt in ihren Reihen ebenfalls hohes Ansehen. „Was die europäischen Sozialisten angeht, ist Martin Schulz ohne Zweifel ein respektabler Kandidat“, sagt Luxemburgs Premier Juncker.

Schulz wiederum würde es begrüßen, wenn Juncker für die EVP anträte. „Wenn die großen Parteienfamilien starke Kandidaten oder starke Kandidatinnen nominieren, wäre das eine große Chance, die Europa-Skeptiker an den Rand zu drängen“, sagt der SPD-Politiker.

Ähnlich hat Schulz es auch Merkel gesagt, als er sie Ende August in Berlin besuchte. Die Kanzlerin widersprach nicht.

CHRISTOPH PAULY, CHRISTOPH SCHULT



Kandidat Schulz: „Europa-Skeptiker an den Rand drängen“

pflichtet, nur einen Kommissionspräsidenten mitzutragen, der zuvor Spitzenkandidat bei der Europawahl war.

Die Klausel ist maßgeschneidert für Martin Schulz. Auch der Fahrplan zu seiner Kür steht bereits fest. Bis Ende November müssen sich alle sozialdemokratischen Bewerber bei der Partei melden. Derzeit sieht es nicht danach aus, als wolle ein anderer Genosse Schulz Konkurrenz machen.

Schulz hat den Vorteil, dass seine Kandidatur eine logische Fortsetzung seiner bisherigen Karriere wäre. Niemand würde sich wundern, dass ein Europaparlamentarier den Job des EU-Kommissionspräsidenten anstrebt. Anders bei den Ministerpräsidenten, die bei der EVP im

# Keine Gefangenen

SPD gegen SPD: Die Kieler Oberbürgermeisterin Susanne Gaschke liefert sich eine persönliche Fehde mit Ministerpräsident Albig. Bis zum letzten bitteren Akt.

**I**nnausschuss im Kieler Landtag, das Wort hat Andreas Breitner, SPD. Der Innenminister liest vom Blatt, Namen, Daten, die Chronik einer Fehde. Sie hat mit einer Lokalposse begonnen, dem umstrittenen Gewerbesteuer-Rabatt, den die Stadt Kiel einem Augenarzt gewährt hat. Aber jetzt geht es um viel mehr: um die bekanntesten Gesichter der Landes-SPD, um die Frage, wer sein Gesicht verliert.

Die Oberbürgermeisterin von Kiel? Der Ministerpräsident von Schleswig-Holstein? Breitner selbst? Und so kommt der Innenminister in der Sitzung am vorigen Mittwoch auch auf einen Brief vom 23. September zurück, von Susanne Gaschke, der Oberbürgermeisterin. Den habe er dann beantwortet, „kurz und verletzend“.

Kurz und verletzend? Nicht kurz und verlässlich, kurz und verbindlich, hat Breitner tatsächlich kurz und verletzend gesagt? Ja, hat er, und nein, es war kein Versprecher. Es gilt das gepfefferte Wort.

Die kalte Wut ist wieder zurück in Schleswig-Holstein. Sie bricht alle paar Jahre wie ein Virus in der Landespolitik aus, warum immer hier, weiß kein Mensch. Aber der Verlauf der Epidemie ist stets derselbe: Sie hört erst auf, wenn einer der Anführer politisch am Ende, nein, politisch vernichtet ist.

„Gefangene werden nicht gemacht“, sagt einer aus dem Kieler Rathaus resigniert; so war es bei den gefallenen Spit-

zenleuten Uwe Barschel (CDU), Björn Engholm (SPD), Heide Simonis (SPD), Christian von Boetticher (CDU). Und so sah es Ende voriger Woche wieder aus: Im ausgeferten Streit um den Steuernachlass von 3,7 Millionen Euro, den die Stadt einem Arzt mit Luxus-Lebensstil im Juni eingeräumt hat, spricht vieles dafür, dass die Kieler Oberbürgermeisterin den Kampf politisch nicht überleben wird. Einen Kampf, den sie, typisch Schleswig-Holstein, aber nicht in erster Linie mit der Rathaus-Opposition führt, sondern gegen die Spitzen der eigenen Landespartei: gegen Ministerpräsident Torsten Albig, gegen Innenminister Breitner. An ihrer Seite hat sie nur ihren Mann, Hans-Peter Bartels, Bundestagsabgeordneter.

Breitner hat den Generalstaatsanwalt in Schleswig eingeschaltet, weil ihn Gaschke und Bartels genötigt haben sollen. Von „frei erfundenen“ Behauptungen spricht dagegen Bartels; das Ehepaar hat einen Anwalt beauftragt, um Breitner solche Aussagen verbieten zu lassen.

Seine Frau, sagte Bartels, sei kein „gepanzelter Mensch“. Die frühere Journalistin, bis zu ihrer Wahl Ende 2012 bei der „Zeit“, habe einen anderen Politikstil wagen wollen, einfühlsamer, offener für die Bürger. Dafür müsse sie aber den Preis zahlen, dass „jeder Dreck direkt bis zu ihr durchkommt“. Und sie mitnimmt. Das erklärt einiges, wenn auch nicht alles.

Wozu Gaschkes Empfindsamkeit führt, war schon im August zu spüren. Die CDU wollte sie dafür grillen, dass sie per Eilentscheid, und damit am Rat vorbei, den Steuernachlass für den Augenarzt Detlef Uthoff beschlossen hatte. Gaschkes Begründung: Im Gegenzug stottere der angeblich klamme Mediziner zumindest noch 4,1 Millionen an Steuerschulden ab.

Die CDU zweifelte ihre Fähigkeit an, die „Angelegenheiten der Stadt verantwortlich zu regeln“ – nur ein Allerweltsfoul in der Politik, erst recht kurz vor einer Bundestagswahl. Aber Gaschke schluchzte sich im Rat durch eine erregte Rede, sie fragte den CDU-Fraktionschef, was wohl sein Vater von so einem Angriff halten würde, ein Politikprofessor.

Schon da hätten alle in der SPD alarmiert sein müssen, für die Politik nach Spielregeln, auch Ritualen abzulaufen hat. Gaschke nimmt Politik persönlich.

Am 17. September bekam Gaschke eine SMS aufs Handy, von Ministerpräsident Albig. Der Ton kumpelhaft: Sie solle die Nachricht wegwerfen, „wenn es dich nervt“, aber es sehe nun mal so aus, als sei ihr Umgang mit dem umstrittenen Steuerfall Uthoff angreifbar. Sowohl der Weg, die Eilentscheidung ohne Ratsversammlung, als auch in der Sache, das Steuergeschenk. Das werde wohl die schon eingeschaltete Kommunalaufsicht „leider bestätigen“. Und deshalb würde er ihr raten, lieber den Fehler selbst schnell einzuräumen mit dem Hinweis, sie habe sich doch nur auf die Vorlage aus der Rathaus-Verwaltung verlassen. „Lieben Gruß T.“

Ein kluger Rat, für Realpolitiker. Ein hundsgemeiner, so wie ihn die Emotionspolitikerin Gaschke verstand, vielleicht auch mit einer Portion Paranoia: Denn Albig war nie ihr Freund, warum dann diese freundschaftliche SMS? Und: Albig war ihr Vorgänger im OB-Zimmer des Kieler Rathauses. Er hatte den Fall schon auf dem Tisch gehabt. Und war selbst im



Kieler Oberbürgermeisterin Gaschke, Innenminister Breitner, Regierungschef Albig: *Virus der Landespolitik*

Prinzip zu einem Vergleich bereit gewesen, wie seine Paraphe auf einem Papier nahelegt. Gaschke empfand die SMS nicht als Hilfe, sondern als Verrat. Sie las darin nur: Albig wollte sich nicht vor sie stellen, nicht den Fehler mit auf seine Kappe nehmen. Sie allein sollte es tun.

Tatsächlich reichen die Wurzeln des Deals bis tief in Albigs Amtszeit. Das bestätigt nun auch Uthoffs Steueranwalt Matthias Söffing. „Die Stadt war schon 2010 vergleichsbereit“, sagt Söffing. Damals habe er für Uthoff mit Stadt und Finanzamt verhandelt: mit der Stadt über die Gewerbesteuer, fast acht Millionen Euro, mit dem Fiskus über fällige Einkommensteuer, auch mehrere Millionen. Dann aber habe das Finanzamt nichts mehr von sich hören lassen, und die Stadt habe wohl abwarten wollen, was der Fiskus tut.

Der meldete sich erst im Dezember 2012, verlangte plötzlich die komplette Einkommensteuer – und setzte das auch mit aller Härte durch: Nach eigenen Angaben beglich Uthoff, bis auf einen kleinen Rest, von Januar bis Mai seine Schuld. Das Finanzamt hätte sonst seiner Augenklappe die Konten gesperrt.

Die Stadt, nun mit OB Gaschke, ließ sich dagegen wieder auf Verhandlungen ein – aus Angst, Uthoffs Klinik werde sonst pleitegehen. Von Zeitdruck, so Steuerberater Söffing, könne aber keine Rede sein: „Wir haben keinen Druck gemacht, dass die Entscheidung schnell fallen muss.“ Zwar habe Uthoffs Hausbank an Gesprächen teilgenommen und ihr Kreditengagement daran geknüpft, dass die Stadt Uthoff einen Steuerrabatt gewährte. „Aber ein zeitliches Ultimatum der Bank gab es nicht.“ Und von Uthoff demnach auch nicht: „Wenn die Stadt zwei Monate später entschieden hätte, wäre uns das vollkommen egal gewesen“, sagt Söffing.

Von ihrer eigenen Verwaltung soll Gaschke in den fatalen Eilentscheid getrieben worden sein. Aber hätte gerade ein so sensibles Stadtoberhaupt nicht mehr Gespür haben müssen, dass man ein Parlament nicht einfach so aushebelt?

Fest steht: Mit diesem Fehler hatte Albig nichts zu tun, umso gewagter, dass Gaschke mit so einer offenen Flanke in den Kampf gegen ihn zog. Sie schrieb zurück: „Lieber Torsten. Das sind ja hochinteressante Einlassungen. Dann wird es ja für uns beide sehr schwer werden.“ Kurz danach attackierte sie Albig, in jenem Brief vom 23. September, der an Breitner ging. Darin die Behauptung, Albigs SMS stelle „komplett in Frage“, ob die Kommunalaufsicht im Innenministerium noch unvoreingenommen prüfe.

Den Brief überbrachte ihr Mann; Gaschke war mit einer Rückensache krankgemeldet. Bei dem Treffen mit dem Minister soll Bartels gefordert haben, dass der Regierungschef sich vor seine Frau stellt. Sonst gehe die SMS nach draußen.

Und Tage später sollen Gaschke und Bartels nachgelegt haben. Zuvor hatte das Ministerium beschlossen, ein erstes Ergebnis der Kommunalaufsicht sofort zu veröffentlichen: Demnach war Gaschkes Weg, per Eilentscheidung, rechtswidrig gewesen. Es habe keinen Grund gegeben, erst noch die inhaltliche Prüfung abzuwarten, sagt Breitner; sie läuft bis heute.

Als Breitners Stabschefin dies Gaschke am Telefon ankündigte, soll die Oberbürgermeisterin ein Ultimatum gestellt und damit gedroht haben, Albigs SMS an die Presse zu geben. Gaschke und Bartels empfanden das Filetieren der Ergebnisse als Strafaktion dafür, dass die OB nicht auf Albigs Rat gehört hatte.

Da, sagt der Innenminister, habe er „langsam angefangen“, sich „als Staatsorgan zu fühlen“, als genötigtes Staatsorgan, weswegen die Sache nun sogar beim Generalbundesanwalt in Karlsruhe liegt.

Gaschke und Bartels bestreiten jede Drohung. Aber Gaschkes Rage war groß genug, dass sie Journalisten noch am selben Tag sagte, dahinter stecke „eine Intrige. Der Ministerpräsident hat die Prüfung persönlich beeinflusst.“ Seitdem, sagen einige in der Kieler SPD, ist Gaschke verloren. Den letzten Ausweg, eine bedingungslose Entschuldigung, hat sie sich vorigen Montag verbaut. Da lobte sie die Opposition für berechnete Fragen zum Steuer-Deal, und sie entschuldigte sich nicht bei Albig, denn sie wisse nicht, wofür. In einem Brief an die SPD-Mitglieder schrieb sie stattdessen, es gebe in dem Steuerfall noch „viele Fragen“, auch aus den Jahren 2009 bis 2012. Das konnte man als Drohung verstehen.

Einen Tag später trat Breitner vor die Presse, sprach erstmals von Nötigung. Die Grünen, Partner der SPD im Rat, forderten Gaschkes Rücktritt, falls sie die Vorwürfe nicht sofort abräumen könne. Und dann ging die Rathaus-SPD auf Abstand, verlangte von ihr die „Klärung der inzwischen unerträglich gewordenen Situation“. Das Wort Klärung, so ein Kieler SPD-Mann, dürfe man mit Rücktritt übersetzen. Andernfalls bleibe ein Abwahlverfahren, wie es die FDP schon angestoßen hat – weil da aber am Ende doch die Bürger entscheiden, müsse man hoffen, dass Gaschke vorher ein Einsehen habe.

Die wollte Ende vergangener Woche nichts mehr zu dem Fall sagen. Sie soll mit ihren Kräften ziemlich am Ende sein, der Rücken, die Psyche, alles. Ihr Mann sagt, Gaschke habe Politik gemacht aus Freude. Die Freude ist ihr vergangen, wofür also weitermachen?

Aber nein, einfach so hinschmeißen, das werde sie auf keinen Fall tun, hat sie einem Vertrauten gesagt. Sie stehe doch bei den Bürgern im Wort, die sie gewählt haben. Nicht mal den äußersten Fall soll sie ausschließen: dass sie weiterregiert – gegen den Willen aller Fraktionen.

JÜRGEN DAHLKAMP

REGIERUNG

# Hauptstadt der Arbeitslosen

In Berlin stehen lange Koalitionsverhandlungen bevor. Für die Beamten ist das ein zwiespältiges Vergnügen: Auch wer arbeiten will, hat fast nichts zu tun.

**P**arlamentarische Staatssekretäre gehören selbst in arbeitsreichen Zeiten nicht unbedingt zu den Pfeilern der Berliner Bürokratie. Ihr Monatseinkommen ist mit rund 18 000 Euro fürstlich bemessen, ihre Aufgaben sind dagegen kärglich: Sie unterstützen den Minister bei der „Erfüllung seiner Regierungsaufgaben“.

Und doch wunderte sich die Leitungsebene des Verkehrsministeriums in den Tagen nach der Wahl, dass der 39-jährige FDP-Staatssekretär Jan Mücke nicht mehr in seinem Büro erschien. Als sich auf den Fluren das Gerücht verbreitete, der frustrierte Liberale mache blau, schaltete sich Amtschef Peter Ramsauer (CSU) ein – und rief Mücke an. Im Haus sollte ja nicht der Eindruck entstehen, man könne sich einfach auf die faule Haut legen.

So redlich Ramsauers Bemühen auch ist, die Realität sieht anders aus, nicht nur im Verkehrsministerium. Während in den USA der ungelöste Haushaltsstreit die Bundesbehörden lahmlegt, erlebt Deutschland ebenfalls einen „Government Shutdown“: Es mangelt nicht an Geld, sondern an einer neuen Regierung.

Die Zeit der Sondierungen und Koalitionsverhandlungen ist für Berliner Beamte die Zeit für ausgedehnte Erholung –

im Büro. Solange die künftige Regierung nicht im Amt ist, sind unzählige von ihnen zum Nichtstun verdonnert. Und selbst wer noch Aufgaben hat, kann kaum etwas entscheiden.

Wie lange der bürokratische Boreout andauert, ist nicht absehbar. Gut möglich, dass Union und SPD dem Land erst nach Weihnachten eine neue Regierung beschreiben. So könnte die wichtigste Veränderung für viele Mitarbeiter der Ministerien in den nächsten Wochen und Monaten darin bestehen, dass es jeden Tag ein bisschen früher dunkel wird.

Die Beamten im Wirtschaftsministerium gelten schon in normalen Zeiten nicht gerade als überbeschäftigt. Sie beglücken Unternehmen mit Subventionen, streiten sich mit dem Umweltministerium über die Energiewende und bringen in den Redemanuskripten ihres Ministers möglichst oft das Wort „Marktwirtschaft“ unter.

Im Moment sind diese Kompetenzen nicht wirklich gefragt. Zumal Behördenchef Philipp Rösler die von der FDP stets betonte Leistungsbereitschaft ähnlich großzügig auszulegen scheint wie sein Parteifreund Mücke. „Die Leitung des Hauses ist nicht wirklich präsent“, ist aus der Behörde zu hören. Entsprechend kurz fallen Besprechungen zwischen Staatssekretären und Abteilungsleitern aus.

Letztere motivieren ihre gelangweilten Mitarbeiter, Überstunden abzubauen, Urlaub zu nehmen oder doch mal eine Fortbildung zu machen. Manch ein Beamter scherzt, er schreibe wohl am besten ein Buch. Und wer sich überhaupt nicht zu beschäftigen weiß, kommt einfach später und geht dafür früher.

Genügend Zeit, um auf den Fluren zu lästern, bleibt ohnehin. Besonders groß ist die Schadenfreude im Wirtschaftsministerium darüber, dass nun ausgerechnet die Zentralabteilung rotiert. Sie muss für Beamte, die dem Haus zugeordnet sind,

aber in den vergangenen Jahren vor allem in der FDP-Bundtagsfraktion gearbeitet haben, neue Stellen finden. Ein Unterfangen, das angesichts der vielen Beförderungen liberaler Parteigänger in der jüngeren Vergangenheit selbst erfahrene Personaler vor Probleme stellt.

Was für die Ministerialen besonders bitter ist: Von der Langeweile sind vor allem jene betroffen, die sonst über die interessantesten Jobs verfügen. Wenn regiert wird, definieren sie politische Vorhaben, koordinieren die Arbeit mit anderen Ressorts, machen Pressearbeit. Je höher ein Job angesiedelt ist, desto politischer ist er. Und desto weniger ist nun zu tun.

Einen besonders angenehmen Zeitvertreib hat sich deshalb die Abteilung „Rechtspflege“ im Justizministerium ausgedacht. Selbst im normalen Betrieb gönnen sich die Mitarbeiter dort eine tägliche „Kaffeerunde“ um 11 Uhr – ein Ritual, das schon in Akten der sechziger Jahre Erwähnung fand. Was ursprünglich als kurze Dienstbesprechung gedacht war, füllt in diesen zähen Zeiten halbe Tage. Nun wetteifern die Beamten um die originellste Ankündigungs-Mail für die Runde. Einer lädt zum „Activity“-Spielen ein, ein anderer preist seinen Kuchen an.

Haben die Anwesenden den letzten Krümel vertilgt, wird in der Cafeteria meistens schon das Tagesgericht aufgewärmt, so dass die Kaffee- fließend in eine Mittagsrunde übergehen kann.

Immerhin müht sich das Justizministerium nach Kräften, seine Beamten zu schützen – vor Burnout und Boreout. So bot der Arbeitskreis Gesundheit zuletzt Tagesseminare für „Konzentrations- und Gedächtnistraining“ an. Der Coach, so die Ausschreibung, werde den Juristen beibringen, „sich so manches im Alltag gut zu merken – vor allem, wenn mal kein Kugelschreiber zur Hand ist“.

MELANIE AMANN, SVEN BÖLL



Berliner Ministerium: Überstunden abbauen, Urlaub nehmen oder doch mal eine Fortbildung machen



Verhandlung im Fall S. in Kaiserslautern: „Warum ruft man nicht den Arzt, den Pfarrer, den Bestatter?“

PROZESSE

# Irrfahrt durch die Nacht

Wer trägt Schuld daran, dass ein psychisch kranker Familienvater im Kreis seiner Angehörigen verhungert ist? Eine Spurensuche vor dem Landgericht Kaiserslautern. *Von Beate Lakotta*

Deri Worte wären es gewesen, sagt der Vorsitzende Richter zu den Angeklagten: Wir brauchen Hilfe. Warum haben Sie die nicht gesagt? Warum haben die Mutter und ihre zwei erwachsenen Kinder nichts unternommen, um das Leben des Vaters zu retten? Das Landgericht Kaiserslautern sucht nach Antworten, der Staatsanwalt hat die drei angeklagt, es geht um Totschlag durch Unterlassen, schwerer wiegt nur Mord.

Eine grausige Entdeckung brachte die Ermittlung am 29. August 2012 in Gang. Nach Mitternacht stoppte eine Polizeistreife auf der Landstraße nahe Otterberg einen auffällig langsam fahrenden Opel Astra. Am Steuer saß Sascha S., 26 Jahre alt, daneben die Mutter, Karin S., 47, hinten die Tochter Selina, 21. Auf dem umgeklappten Rücksitz neben ihr erblickten die Beamten ein Paar Füße in Socken, die unter einer grauen Decke hervorragten. Sie gehörten zu Hans-Werner S., dessen Leiche im Kofferraum lag, bekleidet mit Boxershorts, abgemagert bis aufs Skelett, Haare und Bart verfilzt, die Zähne faul. Ihr Mann sei am Morgen zuvor gestorben, sagte die Mutter, sie hätten ihn vor einem Krankenhaus ablegen wollen.

Der schizophreniekranke Hans-Werner S., so stellt es sich heraus, hat sich zu Tode gehungert, vor den Augen seiner Familie. Er wurde 51 Jahre alt. Warum bloß haben die Angehörigen keinen Alarm geschlagen? „Weil der Papa keine Hilfe wollte“, antwortet Sascha, ein schmaler, blasser Junge mit hellen, erschrocken blickenden Augen. Schizophrenie? „Das Fachwort kann ich nicht aussprechen“, sagt Sascha.

Er schaffte Sonderschule und Tischlerlehre, hat Arbeit als Maschinenreiniger.

„Weil wir immer dachten, er wird wieder“, antwortet Selina, die auch auf die Sonderschule ging und Friseurin lernt; die scheinbar stoisch vor dem Richter sitzt, aber zu weinen beginnt, als ihr Verteidiger sagt, sie habe am Papa gehangen.

„Weil wir Angst vor ihm hatten und uns geschämt haben“, antwortet Karin S., die das Saalgeschehen mit verschränkten Armen verfolgt. Die Frau mit den kurzen schwarzen Haaren und einem Sorgenpanzer aus Pfunden putzt die Volksbank und den Penny-Markt in Otterberg, sie sagt: „Ich war Vater und Mutter für die Kinder. Wir waren auf uns allein gestellt.“

Die Welt da draußen, so empfanden sie es, hatte sie ihrem Schicksal überlassen, in der Dreizimmerwohnung mit dem Vater, der keine Medikamente mehr nehmen wollte. Der sich für Jesus hielt und glaubte, er könne heilen, der nackt durch die Wohnung lief und nichts mehr aß, aus Angst, sie wollten ihn vergiften.

Im Publikum sitzt der Pöbel aus der Nachbarschaft, er feixt. Da ist jemand tiefer gefallen als sie selbst, man will die Familie im Gefängnis sehen. Aber worüber handelt nun das Gericht – ein Verbrechen? Ein Unglück? Systemversagen?

Diverse Institutionen waren mit Hans-Werner S. befasst: Betreuungsgericht, Betreuer, Sozialstation, Hausarzt, Psychiatrie – keiner hat was mitbekommen.

Die Kammer unter dem Vorsitzenden Alexander Schwarz rekonstruiert: Im Jahr 2008 lief Herr S. von seiner Arbeit auf Montage fort, man fand ihn verwirrt

auf der Autobahn. In der Klinik erhielt er die Diagnose „Paranoide Schizophrenie“, er wurde medikamentös eingestellt und nach Hause entlassen.

Im Januar 2009 besuchte er die Tagesklinik. Dort kam ein Betreuungsrichter zu ihm, er erscheint als Zeuge vor Gericht, ein Herr mit Prada-Brille: „Der Betroffene sagte, er habe Vertrauen zu seiner Frau, die regle sonst alles, aber zurzeit hätten sie Stress. Er war einverstanden, einen Betreuer zu bekommen.“ Einmal habe er auch bei der Familie geläutet, erfolglos. „Dann war ich erst wieder nach dem Tod des Betroffenen damit befasst.“

Mit der Frau, die nach Auskunft des Kranken alles regelt, sprach der Betreuungsrichter nie. Auch Hans-Werner S. erzählte ihr nichts von dem Gespräch. Karin S. war da schon völlig überfordert: der Mann verrückt, die Kinder noch nicht flügge, das Konto gepfändet, Strom und Gas zwischenzeitlich abgeklemmt. Erst ein halbes Jahr später erfuhr sie, dass ihr Mann einen Betreuer hat, durch ein Amtsschreiben. Niemand hatte sie gefragt, was sie davon hält.

Auch der Betreuer, Rechtsanwalt T., traf seinen Schützling in der Tagesklinik: „Seither gab es nur Probleme“, sagt T. „Einmal stand im Raum, dass er ins betreute Wohnen kommt. Aber er wollte bei der Familie bleiben.“ Eine Zeitlang kam morgens und abends eine Schwester der Sozialstation zu Herrn S. nach Hause, gab ihm eine Tablette und ging wieder.

Gepflegt und still sei Herr S. gewesen. Doch im Frühjahr 2010 will er seine Pillen nicht mehr nehmen und öffnet die Tür nicht. „Da hatte die Familie keinen Ansprechpartner“, schildert die Schwester die Situation. „Der Betreuer war im Urlaub, mit dem konnte man nicht reden. Der Hausarzt hat dann gesagt, wir sollen die Medikamentengabe einstellen.“

„Man fragt sich, wo ist er geblieben? Aber es hätte ja sein können, dass Herr S. den Arzt gewechselt hat“, sagt der Hausarzt auf die Frage, ob er sich nicht nach seinem Patienten erkundigt habe. Bald spürte Herr S. Gott wieder an Hän-

den und Füßen, er wurde aggressiv. Karin S. habe bei ihm angerufen, sagt der Betreuer, man müsse was unternehmen. Herr S. kam in die Klinik, dort verhielt er sich unauffällig; bald schickte man ihn wieder heim. Die Familie war verzweifelt: Wenn Ärzte machtlos waren, wie sollten sie ihn dazu bringen, seine Pillen zu nehmen? Sie mischten sie in die Marmelade, aber er schmiss die Teller an die Wand.

„Haben Sie damals mal mit Herrn S. gesprochen?“, fragt der Vorsitzende den Betreuer. „Nein.“ Nur einmal Ende 2011 habe er es versucht, als er die Unterschrift des Herrn S. brauchte, um beim Amt seine Dienste in Rechnung stellen zu können. Niemand machte auf, niemand reagierte auf seine Schreiben. „Um Druck zu machen, dass sie sich melden, hab ich das Konto sperren lassen.“ Das wirkte.

„Wissen Sie, dass Herr S. kaum lesen und schreiben konnte?“, fragt Saschas Verteidiger Michael Siegfried. „Ja. Aber er hat gesagt, er versteht es, er braucht nur sehr lange.“ Die gewünschte Unterschrift sei dann ja auch per Post gekommen. „Wann haben Sie denn den Herrn S. zuletzt gesehen?“ – „Im Herbst 2009.“

Das Verhältnis der Familienmitglieder zueinander? Kennt er nicht. Die Kinder? Keine Erinnerung. Wie sich die Krankheit von Herrn S. äußerte? Kann er nicht sagen. Wie auch, er führe ja ständig um die 70 Betreute: „Gelder, Schriftverkehr, das muss laufen.“ – „Aber Sie sollen schon auch für das Wohl der Betroffenen sorgen?“ – „Im Rahmen des Machbaren.“

Tatsache ist: Nach dem Klinikaufenthalt im Sommer 2010 hat kein Verantwortlicher mehr Hans-Werner S. gesehen. Auch die Klinik fragt nicht nach, wie es läuft.

„Es ist keiner mehr gekommen, wir waren allein“, sagt Frau S. „In den Betreuungsakten stellt sich das anders dar“, sagt der Vorsitzende. „Kann es sein, dass Sie sehr abweisend waren?“ Frau S. schüttelt den Kopf. „Ich hab zum Betreuer gesagt, mein Mann will keine Hilfe. Aber hätt er sich angemeldet, wär ich zu Hause geblieben und hätt ihn reingelassen.“

Die Krankheit, deren Namen der Sohn nicht mal aussprechen kann: Keiner sagt ihnen, dass sie bleibt; dass sie sich über den Willen des Vaters hinwegsetzen müssen, weil er sich sonst tothungert. Alle denken, drei erwachsene Menschen müssten sich zu helfen wissen. Niemand begreift, dass nicht Karin S. das Regiment führt in der Familie, sondern der Wahnsinn.

Die Mutter schläft mit Selina im Elternbett, Sascha wohnt im Kinderzimmer, im Wohnzimmer haust der Vater. Früher haben sie Karten gespielt und sind spazieren gegangen. Jetzt sagt der Vater: „Geht weg!“ Manchmal hat er lichte Phasen, dann wieder müssen sie ihn suchen gehen, nachts in Otterberg. Das erzählt Frau S. noch dem Hausarzt. Was sie verschweigt: Er macht ins Zimmer, sie müs-

sen es wegputzen. Er wirkt auf sie nicht hilflos. Einmal, im Mai 2012, schaffen sie es zu dritt, ihn in die Wanne zu zwingen. Danach geben sie auf.

Er zerstört Familienfotos, droht: Wer mich in die Klinik bringt, den bringe ich um. Er schlägt seine Frau, setzt ihr das Messer an den Hals. „Ich musst immer dazwischengehen“, sagt der Sohn. Einmal holt er sich dabei ein blaues Auge, ein anderes Mal steht der Vater nachts mit einem Messer vor seinem Bett. Danach schließen sich die Angehörigen zum Schlafen ein. Nur einer Nachbarin vertraut sich Karin S. an. Die bestätigt vor Gericht Tränen, blaue Flecken, den Kampf ums Essen.

Es war ein ständiges Auf und Ab, sagt Karin S.: „Mal hat er gegess, mal hat er getrunken, dann wieder net. Er hat gesagt, er darf mit uns nimmer essen, mir sin ver-



**Vater S., Tochter Selina 1993**

*Er zerstört Familienfotos, wird aggressiv*

flucht.“ Aber unter der Couch bunkert er Süßes, Joghurt, Wurst, Toast in Plastiktüten. „Haben Sie ihn essen sehen?“, fragt der Richter. „Nein“, antwortet Frau S., „aber noch acht Tage bevor er gestorben ist, hat er sich Essen aus der Küche geholt.“ – „Was haben Sie gedacht, als er so dünn wurde?“ – „Mir haben nie gedankt, dass er davon sterben kann.“

Ein Rechtsmediziner hat den toten Hans-Werner S. untersucht. 178 Zentimeter groß, habe er nur noch 40 Kilogramm gewogen: „Zwei Monate vorher hätte er eine Überlebenschance gehabt.“ – „Ab wann sieht man, dass jemand stirbt?“, fragt Selinas Verteidiger Christof Gerhard und führt den Fall eines magersüchtigen Managers an: „Der war noch weniger als

Herr S. und hat überlebt.“ – „Man hätte es erkennen müssen“, findet der Sachverständige, an den Rippen, die herausragten, den tief in die Höhlen gefallen Augen. So jemand könne sich kaum mehr normal bewegen: „Der trippelt nur noch.“

„Hatte Herr S. Schmerzen?“, fragt der Staatsanwalt. Schwer zu sagen, meint der Arzt. Schizophreniepatienten könnten in ihrem Wahn so gefangen sein, dass sie Schmerzen fehldeuteten, etwa als Prüfung von Gott, die man bestehen muss. „Das geht bis zum Tod.“ Karin S. hört genau zu. Niemand hat ihr das je erklärt.

So fand sie ihn eines Morgens tot auf der Couch. Sascha berichtet: „Die Mama hat gesagt, der Papa ist gestorben. Da hab ich mich übergeben. Dann sind wir zur Arbeit.“ Nachmittags seien sie noch zu dritt zum Putzen ins Freibad gegangen, dann wussten sie nicht weiter. Als es dunkel wurde, packten sie ihn ins Auto.

„Was war denn der Zweck dieser Fahrt?“, fragt der Richter. Diese Reise durch die Nacht mit dem Toten im Kofferraum: „Wo wollten Sie mit ihm hin?“ – „Ins Krankenhaus.“ – „Sie wussten, dass er tot ist?“ – „Ja, aber wir hatten keinen klaren Gedanken.“ – „Das nehme ich Ihnen nicht ab. Warum ruft man nicht den Arzt, den Pfarrer, den Bestatter?“ – doch nur, wenn man ein schlechtes Gewissen hat. Sascha S. schüttelt in stummer Verzweiflung den Kopf.

Am Ende resümiert der Staatsanwalt, den Institutionen sei kein Vorwurf zu machen. Der Betreuer habe darauf vertrauen dürfen, dass man ihn ruft. Verantwortlich für den Tod von Herrn S. sei seine Familie, besonders die Mutter, die dieser Schicksalsgemeinschaft stets eine Richtung gegeben habe – wenn auch zuletzt eine völlig falsche.

„Die Familie hat Fehler gemacht“, hält Franz Möhler, der Verteidiger der Mutter, dagegen. „Das sehen sie auch ein. Aber versagt hat das System, in dem keiner mehr getan hat als unbedingt notwendig.“ Die Verteidiger sprechen von der Hilflosigkeit und Überforderung der Familie, von der Bedrohung durch den Vater, von den Webfehlern im Betreuungsrecht. Man möge die drei, die durch das Geschehen noch immer traumatisiert seien, nicht durch Gefängnisstrafen auseinanderreißen und in den sozialen Absturz treiben.

Richter Schwarz verdreht kurz die Augen. „Sie hatten die Obhutspflicht“, sagt er zu den Angeklagten. „Sie konnten und mussten erkennen, dass sein Zustand lebensbedrohlich war.“ Insbesondere Karin S. habe Hilfsangebote „aktiv abgeblockt“.

Er folgt den Anträgen des Staatsanwalts: Über Sascha und Selina verhängt das Gericht Bewährungsstrafen wegen Körperverletzung durch Unterlassen mit Todesfolge. Karin S. wird im Namen des Volkes zu drei Jahren und neun Monaten Freiheitsstrafe verurteilt. ♦

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Ein schmutziges Geheimnis“

Familienministerin Kristina Schröder, 36, über die Leiden einer berufstätigen Mutter, ihren Kampf gegen Alice Schwarzer und andere Feministinnen sowie die Frage, warum sie so viel Hass und Spott auf sich gezogen hat



**SPIEGEL:** Frau Ministerin, geht's jetzt endlich heim an den Herd?

**Schröder:** Ihre Frage ist natürlich SPIEGEL-mäßig ironisch, aber tatsächlich glauben ganz viele Leute, dass ich mich aufs Familienleben beschränke, nur weil ich mein Ministeramt aufgebe. Natürlich bleibe ich als Bundestagsabgeordnete voll berufstätig, genauso wie jede andere Bundestagsabgeordnete auch. Offensichtlich tragen Frauen, die beruflich auch nur etwas kürzertreten, in Deutschland gleich den Heimchen-am-Herd-Stempel auf der Stirn.

**SPIEGEL:** In Ihrer Abi-Zeitung haben Sie geschrieben, Sie wollten „Ehe, Kinder und Karriere unter einen Hut bringen, ohne dass irgendein Teil darunter leidet und ohne jemals zur Feministin zu werden“. Was davon ist Ihnen gelungen?

**Schröder:** Das meiste. Natürlich leidet am Ende immer etwas. Der Tag hat leider nur 24 Stunden, deshalb sollte niemand so tun, als könnte man eine so zeitintensive Führungsposition problemlos mit Kindern vereinbaren. Bei mir hat es zwar ganz gut funktioniert. Die Frage war nur: Will ich das weiter so machen?

**SPIEGEL:** Sie sind die erste Bundesministerin, die in ihrer Amtszeit ein Kind bekommen hat. Wie lautet Ihr Fazit: Lassen sich Familie und Spitzenpolitik miteinander vereinbaren?

**Schröder:** Ja, das habe ich die letzten Jahre über gelebt. Mein Mann und ich wurden dabei sehr von meinen Eltern und Schwiegereltern unterstützt. Wir haben das Glück, eine gesunde und relativ pflegeleichte Tochter und dazu seit einiger Zeit einen Platz bei einer tollen Tagesmutter zu haben. Die Frage war trotzdem: Was ist mir wichtiger? Ich habe viele schöne Momente mit meiner Tochter verpasst. Oft hatte ich das Gefühl, zu wenig Zeit mit der Kleinen zu haben. Künftig möchte ich mehr von meiner Familie haben.

**SPIEGEL:** Gehört nicht auch zur Wahrheit, dass Sie in keinem Fall eine Chance gehabt hätten, dem neuen Kabinett anzugehören? Schließlich hat sich die Union im Frühjahr für eine feste Frauenquote ausgesprochen. Und gegen die haben Sie immer gekämpft.

**Schröder:** Nein. Ich habe der Kanzlerin schon Anfang 2013, also Monate vor der

STEFFEN JANICKE / DER SPIEGEL

Entscheidung der CDU für die Quote, gesagt, dass ich nach der Wahl nicht mehr als Ministerin arbeiten werde.

**SPIEGEL:** Wie sah in den zwei Jahren nach der Geburt Ihrer Tochter Ihr Alltag aus?

**Schröder:** Viele Eltern, beide berufstätig und unter starker beruflicher Belastung, kennen die Situation. Und weil es bei mir als Abgeordnete und Ministerin keine Elternzeit gibt, bin ich nach dem Mutterschutz wieder eingestiegen. Mir ist das ziemlich schmerzgefallen. Dazu das Schlafdefizit, die unterbrochenen Nächte, die Stillzeiten. Das kennen alle Mütter.

**SPIEGEL:** Ihr Mann Ole Schröder ist Staatssekretär im Innenministerium. Wie klappen die Absprachen zwischen Ihnen?

**Schröder:** Es gibt in der Politik so viele kurzfristige Verschiebungen von Terminen, das macht jede Planung zum zerbrechlichen Gesamtkunstwerk, erst recht, weil wir berufsbedingt drei Wohnsitze haben, in Wiesbaden, Pinneberg und Berlin. Wenn sich ein Termin nur um eine Stunde verschob und ich den Flieger nicht erwischte habe und meinen Mann nicht ablösen konnte, der nach Brüssel musste, um den Innenminister zu vertreten, war das am Ende meist ganz schön stressig.

**SPIEGEL:** Worunter haben Sie mehr gelitten? Dem Stress der Terminkoordination oder dem Gefühl, zu wenig Zeit mit Ihrer Tochter zu verbringen?

**Schröder:** Das Termin-Tetris ist auszuhalten. Schwerer waren die Tage, an denen ich meine Tochter weder morgens noch abends wach erleben konnte. Das hing dann schon am Vortag wie eine schwarze Wolke über mir. Und selbst wenn man eine Stunde mit der Kleinen hat, ist das unglaublich wenig. Ich habe oft das Gefühl, ich verpasse einfach zu viel.

Im Moment explodiert bei ihr die Sprache, sie kann jeden Tag neue Worte sagen. Ich fühle mich nicht wohl damit, sie nach zwei Tagen wiederzusehen und zu merken: Die hat einen richtigen Sprung gemacht, und ich habe das nicht mitbekommen! Das tut mir weh, und deswegen ist mir immer klarer geworden: Ich kann in meinem Leben noch viel erleben, vieles auch nachholen, aber diese besonderen Stunden mit meiner Tochter kommen nie wieder. Wenn ich meine gesamte intensive Familienphase so verbringe wie die vergangenen Jahre, werde ich das irgendwann bereuen.

**SPIEGEL:** Haben Sie sich manchmal kleine Lügen fürs Büro ausgedacht, wenn Ihre Tochter Sie partout nicht gehen lassen wollte?

**Schröder:** Nein, ich habe es geradezu als meine Pflicht als Ministerin verstanden, offensiv zu meinen familiären Verpflichtungen zu stehen. Auch Menschen in zeitraubenden Führungspositionen müssen offen sagen dürfen: Ich muss heute Abend zum Laternenumzug. Trotzdem gab es Situationen, in denen die Arbeit, der

Dienst einfach vorgehen musste: wenn die Kanzlerin auch am Sonntag zu Verhandlungen ruft. Und beim Bundesparteiabend fünf Monate nach der Geburt, da war meine Tochter mit meinen Eltern eben direkt hinter der Bühne. Sie hat das alles gut mitgemacht.

**SPIEGEL:** Wurde in den letzten beiden Jahren genügend Rücksicht auf den Umstand genommen, dass Sie sich auch um Ihre Tochter kümmern mussten?

**Schröder:** Viele hatten Verständnis, manche offen, manche etwas versteckter, aber zur Ehrlichkeit gehört auch: Gerade von



**Ehepaar Schröder mit Tochter Lotte**

„Ich verpasse einfach zu viel“

Journalistinnen war manchmal wenig Nachsicht zu erwarten. Ein Beispiel: Ich war erst einige Wochen aus dem Mutterschutz zurück, als ein Treffen der Frauen Union weitab von Berlin stattfand. Ich konnte da wegen Lotte partout nicht hin, doch in einigen Medien hieß es sofort: Jetzt schiebt sie ihre kleine Tochter vor, in Wahrheit ist ihr Frauenpolitik eben völlig egal. Oder: In Zeitungen wurden Statistiken publiziert: Welcher Minister hat am häufigsten bei Kabinettsitzungen gefehlt? Ich stand damals auf Platz 2, aber der Hinweis, dass ich wegen des Mutterschutzes nicht im Kabinett gewesen war, fehlte natürlich.

**SPIEGEL:** Anne-Marie Slaughter, eine der wichtigsten Mitarbeiterinnen der ehemaligen amerikanischen Außenministerin Hillary Clinton, sagte einmal: „Man kann nicht gleichzeitig über Jahre politischer Planungsdirektor in Washington sein und nebenbei noch eine erfüllte Mutter.“ Gilt das auch für Berliner Ministerinnen?

**Schröder:** Ja, da hat Slaughter einen richtigen Punkt getroffen. Wir sollten bei der Frage nach Vereinbarkeit von Familie und Beruf ehrlicher sein. Die Politik kann zwar viel tun, insbesondere für eine gute Kinderbetreuung sorgen, aber auch die

besten Rahmenbedingungen können das Dilemma, dass es bei jeder Entscheidung auch Nachteile gibt und man andere Dinge womöglich verpasst, nicht wegzaubern.

**SPIEGEL:** Steckt in Ihrem Rückzug nicht auch eine Botschaft der Entmutigung für viele Frauen, nämlich: Familie und eine große Karriere lassen sich doch nicht vereinbaren?

**Schröder:** Nein. Es geht bei meinem Schritt nur darum, dass ich meine ganz persönlichen Prioritäten neu setze. Ich stehe für eine Frauen- und Familienpolitik, die Frauen zutraut, für sich selbst die richtigen Entscheidungen zu treffen. Ich habe das Bedürfnis, für eine Weile etwas mehr Zeit mit meiner Tochter zu verbringen. Andere Frauen setzen andere Prioritäten. Genau so soll es sein können. Ich habe in meiner Amtszeit immer dafür gekämpft, keinen Standardlebensentwurf für alle vorzugeben. Jeder muss selbst wissen, was er will. Ich weiß es für mich.

**SPIEGEL:** Haben Sie je gedacht, dass es bei Ihrer Entscheidung zum Rückzug um mehr als um Sie allein geht? Dass Sie damit auch ein politisches Signal senden?

**Schröder:** Ich habe vier Jahre lang bewiesen, dass sich Ministeramt und Familiengründung vertragen, und ich bleibe ja auch künftig voll berufstätig. Das ist ein politisches Signal. Ich halte aber eine Politik für falsch, die versucht, Männer und Frauen, Väter und Mütter dahin zu treiben, spätestens ein Jahr nach der Geburt beruflich konstant Vollgas geben zu müssen, und eine durchgehende Vollzeiterwerbstätigkeit als Norm vorgibt. Weil sie an den Wünschen vieler Eltern vorbeigeht. Wir sind ein wirtschaftlich so starkes Land, wir arbeiten meist über 40 Jahre lang. Da muss es für Frauen und Männer doch möglich sein, für drei, vier Jahre beruflich etwas zurückzustecken. Es ist ein urmenschliches Bedürfnis, in intensiven Familienphasen Zeit füreinander zu haben. Dafür brauchen wir mehr gesetzlich abgesicherte Möglichkeiten.

**SPIEGEL:** Warum ist Ihr Mann nicht den Schritt zurückgegangen zum einfachen Abgeordneten, um Ihnen den Rücken frei zu halten?

**Schröder:** Ganz einfach: Das hätte mir nicht mehr Zeit mit meiner Tochter verschafft.

**SPIEGEL:** Aber Ihre Tochter hätte insgesamt mehr von ihren Eltern – wenn auch in erster Linie vom Vater.

**Schröder:** Es ist nicht so, dass unsere Tochter in den letzten zwei Jahren zu kurz gekommen ist. Ich selbst war unzufrieden.

**SPIEGEL:** Was meinen Sie: Ist es ein Klischee oder zutreffend, dass Frauen stärker unter der zeitlichen Trennung von ihrem Kind leiden als Männer?

**Schröder:** Ich glaube, dass uns Frauen diese Trennung direkt nach der Geburt weit schwerer fällt. Meine Erfahrung ist: Wäh-

rend der Schwangerschaft, der Geburt und der Stillzeit entsteht begreiflicherweise ein besonderes Näheverhältnis oder Näheverlangen zwischen Mutter und Kind. Mariam Lau von der „Zeit“ hat das einmal als ein kleines schmutziges Geheimnis in der Frauenpolitik bezeichnet. Aber so ist es nun mal.

**SPIEGEL:** Warum ist das ein „kleines schmutziges Geheimnis“?

**Schröder:** Weil es eine starke Richtung in der Frauenpolitik gibt, die sagt: Wir sind erst dann am Ziel, wenn es überall eine Fifty-fifty-Verteilung gibt. Und damit verneint, dass es auch bestimmte Unterschiede in den Präferenzen zwischen den Geschlechtern gibt. Ich glaube, dass ein Teil der Unterschiede in der Tat von der Gesellschaft anerzogen ist. Ich glaube aber auch, dass es einen kleinen Unterschied gibt, der nicht veränderbar ist.

**SPIEGEL:** Und Sie meinen, gewisse Frauen leugneten diesen Unterschied, um politische Ziele durchzusetzen?

**Schröder:** Jedenfalls wird von manchen Feministinnen gern die Position vertreten, dass praktisch alles ein soziales Konstrukt sei. Das hat mich nie überzeugt.

**SPIEGEL:** Haben Sie Angela Merkel vor dem Amtsantritt gefragt, ob sie Ihnen eine Schwangerschaft als Ministerin genehmigen würde?

**Schröder:** Als sie mich anrief und fragte, ob ich Ministerin werden wolle, habe ich ihr offen gesagt, dass wir in Kürze eine Familie gründen wollen. Die Kanzlerin meinte, ein Kind sei aus ihrer Sicht kein Problem, sie habe da Erfahrungen in ihrem Umfeld. Dann hatte ich eine Stunde Bedenkzeit. Als wir dann erneut telefonierten, hat sie mir klar gesagt, dass wir das versuchen sollten – und dass ich ihre volle Rückendeckung hätte.

**SPIEGEL:** In jedem Porträt über Sie, in jedem Interview mit Ihnen taucht früher oder später ein Vergleich mit Ursula von der Leyen auf. Wäre es leichter gewesen, wenn Sie nicht im Schatten dieser Überfrau gestanden hätten?

**Schröder:** In mein Verhältnis zu Ursula von der Leyen wurde viel hineinpsychologisiert. Wir haben nun mal unterschiedliche Positionen und ziemlich unterschiedliche Blickwinkel.

**SPIEGEL:** Als wir im Bekanntenkreis erzählten, dass wir ein Interview mit Ihnen führen, hieß es gleich: „O Gott, die Schröder!“ Was ist Ihre Erklärung: Warum lösen Sie solche Aggressionen aus?

**Schröder:** Es gibt kein zweites Feld, das ähnliche Emotionen auslöst wie die Familienpolitik, das war schon immer so. Jeder hat eine Familie, und deshalb kann auch jeder gut mitreden.

**SPIEGEL:** Ursula von der Leyen hat nicht solche Wut losgelöst, die war ebenfalls Familienministerin.

**Schröder:** Sie hat bei anderen Zeitgenossen Unverständnis ausgelöst. Das Seltsa-



Alpha-Frauen von der Leyen, Merkel, Schwarzer  
„Ziemlich unterschiedliche Blickwinkel“

me bei mir ist doch, dass ich dieses Aufsehen mit einer urliberalen Botschaft in der Gesellschaftspolitik verursache. Ich finde nicht, dass der Staat den Menschen Vorschriften machen sollte. Wenn eine Mutter ihr Kind in die Kita bringt, ist das in Ordnung. Wenn sich eine Frau entscheidet, ihr ein- oder zweijähriges Kind anders als in einer öffentlichen Kita zu betreuen, verdient das aus meiner Sicht ebenfalls Respekt. Aber offenbar reicht eine solche freiheitliche Botschaft schon aus, um in der Familienpolitik öffentlich als reaktionär gebrandmarkt zu werden. Es hieß, ich wolle die Frauen zurück an den Herd bringen. Was für ein Unsinn!

**SPIEGEL:** Unter all den Anfeindungen, welche war die schlimmste für Sie?

**Schröder:** Die sehr einseitige Berichterstattung über die Präsentation meines Buches. Ich habe „Danke, emanzipiert sind wir selber“ im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg vorgestellt. Die Satiresendung „Extra 3“ machte sich einen Spaß daraus, mir dort von Darstellern eine „Goldene Küchenschürze“ überreichen zu lassen. Ich mag „Extra 3“, und wenn die einen Scherz auf meine Kosten machen, ist das okay. Wenn diese inszenierte Satireaktion in den Medien aber dann als Beleg dafür genommen wird, wie groß und spontan der Widerstand des Publikums gegen meine Politik angeblich war, finde ich das schwierig. Dann ist ein Grad an Selbstreferenzialität erreicht, der für die Glaubwürdigkeit der Medien nicht gesund ist.

**SPIEGEL:** War der Hass, der Ihnen entgegenschlug, auch ein Grund für Ihren Rückzug vom Ministeramt?

**Schröder:** Das hat mir die Entscheidung jedenfalls nicht erschwert. Ich habe mir



Schröder, SPIEGEL-Redakteure\*

„Jeder hat Familie, jeder kann mitreden“

in den letzten zwei Jahren ein ziemlich dickes Fell zugelegt. Aber Frauenfeindlichkeit im Gewand von Intellektualität ärgert mich. Dass mich zum Beispiel Hans-Ulrich Jörges vom „Stern“ als „törichtes Mädchen“ bezeichnete, fand ich ziemlich sexistisch. Muss sich ein Mann, der in meinem Alter ist, anhören, er sei ein „törichter Junge“?

**SPIEGEL:** Sie klagen gern über andere. Aber was haben Sie denn selbst falsch gemacht?

**Schröder:** Natürlich hätte ich es mir manchmal taktisch einfacher machen können, etwa bei der Frauenquote. Aber wenn ich von etwas nicht überzeugt bin, dann mache ich es nicht, auch wenn ich mir damit Feindinnen mache.

**SPIEGEL:** Im Internet kursiert ein populäres YouTube-Video, das Sie bei einem Fernsehinterview zum Thema „Deutschenfeindlichkeit“ zeigt. Sie stammeln da ziemlich herum, und man hört leise, wie Ihr Mann Ihnen einen Text souffliert. Konnten Sie nicht für sich selbst sprechen?

**Schröder:** Wenn wir jetzt doch bei der Abteilung Irrungen sind: Auf dieses Interview hätte ich gern verzichtet. Das war sicher kein Höhepunkt meines Medienschaffens. Aber mein Mann hat nicht souffliert, sondern einfach nur reingequatscht. Seitdem ist klar, die Einzige, die mir heute noch in Interviews reinquasseln darf, ist meine zweijährige Tochter.

**SPIEGEL:** Gleich zu Beginn Ihrer Amtszeit haben Sie sich ordentlich Ärger eingehandelt, weil Sie sich in einem SPIEGEL-Gespräch mit Alice Schwarzer anlegten und die These kritisierten, wonach heterosexueller Geschlechtsverkehr immer mit der Unterwerfung der Frau einhergehe.

**Schröder:** Ah, jetzt kommt der „bizarre Sex-Streit“, wie die „Bild“-Zeitung damals titelte.

**SPIEGEL:** Hatten Sie eine Ahnung, in welches Wespennest Sie da gestochen haben?

**Schröder:** Das war mir klar. Es ging mir ja gar nicht so sehr um Sex, sondern um die Strömung im Feminismus, die im Sinne Simone de Beauvoirs behauptet: Man wird nicht als Frau geboren, man wird dazu gemacht. Ich glaube nicht an diese These, ich glaube, dass es Unterschiede zwischen Frauen und Männern gibt, die nicht nur anerzogen sind. Logisch, dass das Ärger gab, denn dieser Punkt ist die Gretchenfrage der Frauenbewegung. Aber ich finde, eine Frauenministerin, die zu diesem Punkt nicht klar ihre Haltung sagt, ist fehl am Platz.

**SPIEGEL:** Nach dem Interview hatten Sie nicht nur Alice Schwarzer gegen sich, sondern fast die gesamte Frauenbewegung in Deutschland. War es nicht dumm, sich als Ministerin gerade mit jenen Bürgern anzulegen, für die man eigentlich Politik machen soll?

\* Markus Feldenkirchen und René Pfister in Berlin.

**Schröder:** Mein Amtsverständnis war es nicht, Politik nur für die organisierte feministische Szene zu machen, sondern für alle Frauen. Entscheidend ist, dass Frauen selber bestimmen wollen, wie sie leben. Dazu braucht es zum Beispiel eine gute Kinderbetreuung und einigermaßen erträgliche Arbeitszeiten. Das ist für viele Frauen wichtiger als Debatten in akademischen Zirkeln oder feministischen Internet-Blogs.

**SPIEGEL:** Sind Sie stolz darauf, in den Jahren im Frauenministerium nicht zur Feministin geworden zu sein?

**Schröder:** Kommt drauf an, wie man Feminismus definiert. Wenn Feminismus heißt, dafür zu kämpfen, dass Frauen die Chance eingeräumt wird, selbstbestimmt über Familie und Beruf zu entscheiden, dann bin ich durchaus eine Feministin.

**SPIEGEL:** Warum wollten Sie keine Lobbyistin von Fraueninteressen sein?

**Schröder:** Das war ich, vom Kita-Rechtsanspruch bis zum Hilfetelefon für gewaltbetroffene Frauen. Aber Frauenpolitik sollte nicht darin bestehen, Männer und Frauen so weit umzuerziehen, dass sie möglichst in allen Punkten dasselbe Verhalten an den Tag legen.

**SPIEGEL:** Sie haben aber nicht nur die Feministinnen gegen sich aufgebracht, sondern auch Ihren konservativen hessischen CDU-Landesverband. Warum hatten Sie am Ende gar keine Freunde mehr?

**Schröder:** Ich taue nicht für Schubladen. Einerseits bin ich keine Nur-Konservative – im Gegensatz zu meinem Landesverband bin ich zum Beispiel für die steuerliche Gleichstellung homosexueller Paare. Andererseits verteidige ich die Freiheit der Entscheidungen von Frauen, wie auch immer sie ausfallen.

**SPIEGEL:** Im Frühjahr wurde aus Ihrem hessischen CDU-Landesverband die Nachricht verbreitet, Sie seien amtsmüde. Empfanden Sie das als Intrige?

**Schröder:** Jedenfalls wurde der Versuch unternommen, mir die Deutungshoheit über mein Leben aus der Hand zu nehmen.

**SPIEGEL:** Was meinen Sie damit?

**Schröder:** Ich wollte, dass meine Entscheidung, nicht wieder als Ministerin anzutreten, bis nach der Bundestagswahl vertraulich bleibt, weil sonst meine Autorität gelitten hätte. Deswegen hatte ich darüber mit nur ganz wenigen Leuten geredet. Trotzdem wurde die Entscheidung an die Öffentlichkeit gezerrt.

**SPIEGEL:** Werden Sie sich als Abgeordnete weiter um Familienpolitik kümmern?

**Schröder:** Nein, man kommentiert nicht die Arbeit seiner Nachfolgerin.

**SPIEGEL:** Aber ein zweites Thema, das solche Emotionen weckt, werden Sie nicht finden.

**Schröder:** Da unterschätzen Sie mich mal nicht.

**SPIEGEL:** Frau Ministerin, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Vatikanbank-Chef Freyberg

DANIEL BISKUP (L.); ERIC WANDVILLE / ABACA PRESS / ACTION PRESS (R.)



Bankzentrale im Wehrturm

BANKEN

## Offshore am Tiber

Über tausend Kunden, die kein Konto bei der Vatikanbank haben dürften, horteten dort mehr als 300 Millionen Euro – mutmaßlich Schwarzgeld.

Ende Mai standen zwei Deutsche im streng bewachten Inneren der Vatikanbank und blickten hinüber zum Petersplatz. Ernst von Freyberg, 54, war kurz zuvor zum Chef des Geldhauses berufen worden; nun hatte er dem Radio-Vatikan-Redakteur, Jesuitenpater Bernd Hagenkord, ein Interview gegeben. Die beiden Diener der katholischen Kirche zogen eine erste Bilanz: Der Bankchef hatte seine Feuuertaufe bestanden.

„Ich bin überzeugt, dass wir eine gutgeführte, saubere Finanzinstitution sind“, hatte Freyberg ins Mikrofon diktiert. Er schwärmte von den Morgenmessen mit dem Papst im Gästehaus Santa Marta und fand lobende Worte für die Direktoren der Bank. „Als ich herkam, dachte ich, ich müsste vor allem das tun, was man allgemein als Aufräumen bezeichnet“, gab Freyberg preis. „Aber davon kann ich – bis jetzt – nichts entdecken.“

Der adlige Bankchef, der sich in seiner Freizeit für die Wallfahrt Behindert nach Lourdes einsetzt, musste seine Meinung offenbar ebenso schnell wie grundlegend korrigieren. Denn fast parallel zur Ausstrahlung des Interviews waren mehr als 20 Mitarbeiter der US-amerikanischen Unternehmensberatung Promontory Group in den mittelalterlichen Wehrturm Niccolò V eingerückt, um die rund 30 000 Konten zu durchkämmen, die Kunden aus aller Welt bei dem päpstlichen Bankhaus unterhalten. Die externen Prüfer sind auf das Aufspüren von Unregelmäßigkeiten wie Korruption und Geldwäsche spezialisiert.

Die Fachkräfte aus Übersee sollen auch feststellen, wer tatsächlich hinter den Einlagen und Depots bei der Vatikanbank steckt und was auf den einzelnen Konten

vorgeht. Den Statuten nach soll das Finanzhaus des Kirchenstaats den Geldern von Geistlichen und religiösen Orden eine Heimat bieten. Doch je mehr sich die Prüfer der Vatikanbank mit den Konten vertraut machten, umso deutlicher wurde, dass eine große Zahl Personen, die eigentlich gar keine Konten bei der Vatikanbank haben dürften, deren diskrete Geschäftspraktiken schätzen.

Dass der Kirchenstaat die Hilfe von Unternehmensberatern in Anspruch nimmt, ist Teil eines Strategiewechsels – weg von der Geheimniskrämerei, hin zu Lauterkeit und Transparenz. Denn mit Affären um seine Bank plagt sich der Vatikan seit deren Gründung im Jahr 1887 als „Kommission für fromme Zwecke“. Diese diene dazu, Kirchenvermögen vor den Enteignungsgelüsten des italienischen Staates zu schützen. Über die Konten des später in Istituto per le Opere di Religione (IOR) umbenannten Finanzhauses wurden offenkundig über die Jahrzehnte viele dunkle Geschäfte abgewickelt: So sollen Gelder der sizilianischen Mafia gewaschen, die Aktienmärkte manipuliert und illegale Transaktionen in Milliardenhöhe durchgeführt worden sein.

Eine zentrale Rolle spielte die Vatikanbank auch 1982 beim Zusammenbruch der Mailänder Bank Banco Ambrosiano, dem bis dato größten Bankencrash in der Geschichte Italiens. Deren Präsident wurde kurz darauf erhängt unter einer Londoner Brücke gefunden – ermordet, wie sich herausstellte. In den Neunzigern wuschen italienische Wirtschaftsbosse viele Millionen an Schmiergeldern für Politiker über den Ableger der Kirche.

Ihren jüngsten Höhepunkt erreichten die Skandalnachrichten um das Institut,

als im Mai 2012 der damalige Chef der Bank inmitten eines Geldwäscheverfahrens der italienischen Justiz und des „Vatileaks“-Skandals von den Kirchenmännern rüde vor die Tür gesetzt wurde. Dass das Verfahren gegen Ettore Gotti Tedeschi inzwischen eingestellt worden ist, nährt den Verdacht, dass er aus anderem Grund gehen musste: Im Ringen um die Umsetzung internationaler Standards hatte sich Gotti Tedeschi wohl mit anderen Mächtigen im Vatikan überworfen.

Das jedenfalls legt ein vertrauliches Memorandum nahe, das Gotti Tedeschi seiner Sekretärin zwei Monate vor seinem Rauswurf übermittelte. Leitende Angestellte der Bank hätten ihm gesagt, er werde „als derjenige in die Geschichte eingehen, der das IOR zerstört hat“, schrieb er.

Absolute Diskretion und der Schutz vor Strafverfolgung durch weltliche Behörden waren lange Zeit die Markenzeichen der Vatikanbank. Erst 2010 hatte sich der Kirchenstaat auf erheblichen Druck der EU darauf eingelassen, Geldwäsche und Terrorismusfinanzierung auf seinem Territorium zu untersagen.

In seinem Dossier beschrieb Gotti Tedeschi auch das Problem, auf das die Prüfer von Promontory nun stießen: Kunden, die laut Satzung kein Konto bei der Vatikanbank unterhalten dürften – und die „einer der Gründe für die Schwierigkeiten sein könnten, denen wir ausgesetzt sind“, schrieb Gotti Tedeschi.

Mehr als tausend Menschen, so zeigt sich nun, tätigten im Schatten des Petersdoms Bankgeschäfte, obwohl sie weder zum Heiligen Stuhl gehören noch einer Kirchenorganisation oder einer wohltätigen Stiftung zuzurechnen sind. Sie profitierten davon, dass im Vatikan keine Steuern zu zahlen sind – und dass sich der Vatikan beim Austausch mit Staatsanwaltschaften äußerst schmallippig gibt. Über Jahrzehnte ging es in der Nachbarschaft des Apostolischen Palasts kaum anders zu als auf den Cayman-Inseln – ein Offshore-Paradies am Ufer des Tiber.

Insgesamt lagen auf diesen Konten, so berichten Insider dem SPIEGEL, noch in

diesem Sommer mehr als 300 Millionen Euro. „Zum allergrößten Teil“ handle es sich augenscheinlich um Schwarzgeld.

Im Sinne der Aufräumarbeiten ließ der neue Bankchef Freyberg diesen Kontoinhabern einen Brief zustellen. Die wenig frohe Botschaft: Das IOR gedenke, die Geschäftsbeziehung zu beenden. Die geschätzten Kunden müssen ihr Geld nun an einen anderen Ort transferieren.

Ganz offenkundig aber sind nicht nur diese Kunden der Bank problematisch – auch auf den Konten von Würdenträgern der Kurie spielt sich Erstaunliches ab: Bei Monsignore Nunzio Scarano, bis vor kurzem Rechnungsprüfer der päpstlichen Vermögensverwaltung, waren die Verfehlungen so offensichtlich, dass der Geistliche nun in Untersuchungshaft sitzt. Nach Ermittlungen der italienischen Justiz wollte Scarano mit Hilfe eines Geheimagenten 20 Millionen Euro aus der Schweiz einfliegen lassen. „Don 500“, wie er im Vatikan wegen seiner Vorliebe für große Geldscheine genannt wurde, unterhielt mehrere Konten bei der Vatikanbank.

Über diese Konten verschob der Priester, der unlautere Absichten bestreitet, innerhalb von ein paar Jahren mehr als fünf Millionen Euro. Dabei wanderte sein Geld bisweilen in kürzester Zeit von einem Steuerparadies in die Vatikanbank und weiter in eine andere Finanzoase. Der Untersuchungsbericht der Finanzaufsicht listete die Transaktionen penibel auf – und kritisierte die Führung der Bank scharf. Offenbar war den Angestellten nicht klar, wann sie einen Verdacht auf illegitime Transaktionen äußern mussten. Der Ton von oben, so monierten die Prüfer, müsse sich ändern.

Freyberg reagierte und zwang den Generaldirektor der Bank sowie dessen Stellvertreter zum Rücktritt: „Es ist klar, dass wir eine neue Führung brauchen, um den Reformprozess zu beschleunigen.“

Zum Jahresende will Freyberg, der vergangene Woche erstmals in der Geschichte der Vatikanbank eine Bilanz veröffentlichte, die Aufräumarbeiten abgeschlossen haben. Bis dahin wird sich Papst Franziskus auch entscheiden müssen, wie die Zukunft der Bank aussehen soll. „Manche sagen, es ist besser, dass sie eine Bank ist, manche sagen, sie solle ein Hilfsfonds werden, andere sagen, sie sollte geschlossen werden“, skizzierte Franziskus im Juli seine Optionen: „Aber was auch immer die Lösung sein wird, sie muss Ehrlichkeit und Transparenz in sich tragen.“

Ehrlichkeit und Transparenz – das scheint ganz auf der Linie von Ernst von Freyberg. Für die Bank und ihre Kunden jedoch ist es ein Kulturschock.

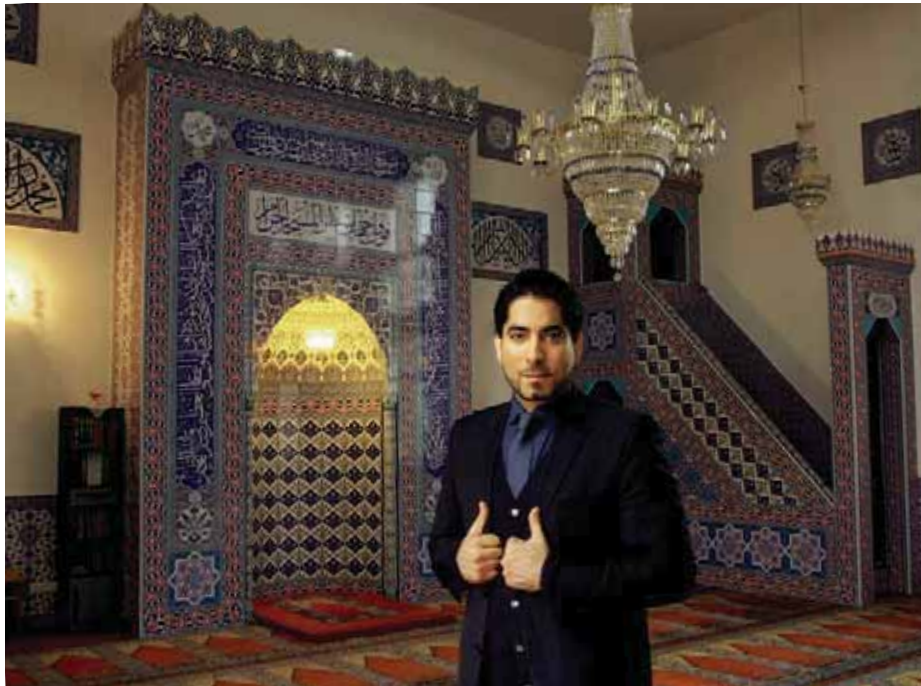
FIONA EHLERS, FIDELIUS SCHMID

Das Buch „Gottes schwarze Kasse“ von SPIEGEL-Redakteur Fidelius Schmid über die Vatikanbank erscheint am 11. Oktober im Eichborn-Verlag.

RELIGION

# Gott ist kein Tyrann

Der Theologe Mouhanad Khorchide versucht von Münster aus, den Islam zu reformieren. Damit stößt er auf Misstrauen bei Muslimen – und deren Gegnern.



MICHAEL DANNENMANN

**Theologe Khorchide:** „Stellen Sie alles in Frage, was Ihnen über den Islam gesagt wird“

**S**eien Sie wach! Mouhanad Khorchide läuft durch die Reihen im Hörsaal der Universität Münster. Er trägt einen Zweireiher, Dreitagebart. „Stellen Sie alles in Frage, was Ihnen über den Islam gesagt wird“, ruft er.

Seit zwei Jahren leitet Khorchide, 42, das Zentrum für Islamische Theologie; seit Oktober 2012 bildet er an der Westfälischen Wilhelms-Universität Imane und Religionslehrer aus. Seine Studenten sprechen Deutsch, Türkisch oder Arabisch. Er fordert sie auf, religiösen Dogmen zu misstrauen und Zweifel zuzulassen: „Ich will die Muslime von dem Bild eines archaischen Gottes befreien, das in vielen Moscheen oder in der theologischen Ausbildung gelehrt wird.“

Khorchide zieht Argwohn auf sich. Die einen – Anhänger eines konservativen Islam – verurteilen ihn als Ketzer, der sich den „Ungläubigen“ anbiedere. Andere – manche säkularen Europäer – zweifeln an seiner Überzeugung, wonach sich der Islam mit Demokratie und modernem Rechtsstaat vertrage. Trotzdem kämpft er

für eine zeitgemäße Interpretation der Lehren des Propheten Mohammed. Er traf Papst Benedikt XVI. zum Gespräch. Gerade ist sein neues Buch erschienen: „Scharia – der missverstandene Gott“\*.

Khorchide wirbt darin für ein modernes Islamverständnis. Viele Gläubige lernen Gesetze auswendig wie Vokabeln und beteten zu einem restriktiven Gott. Sie hielten sich sklavisch an Verbote und reduzierten den Glauben auf Äußerlichkeiten wie die Länge des Bartes. Der Koran, schreibt Khorchide, sei kein Regelwerk, die Scharia keine Ansammlung von Gesetzen. Und vor allem: Der Islam gebe

kein politisches System vor. Gläubige sollten sich für Werte einsetzen wie Gerechtigkeit oder die Würde des Menschen.

In Khorchides Büro hat sich eine Besucherin aus Nigeria eingefunden. Aisha Muhammed Oyeboode ist die Tochter des früheren nigerianischen Präsidenten, sie leitet in Lagos eine politische Stiftung. „Mein Land leidet“, sagt sie. Radikale Muslime und Christen bekämpften sich.

Die Jugend müsse mit einem anderen Gottesbild aufwachsen, sagt Khorchide: „Gott ist kein Tyrann.“ Anders als Kritikerinnen wie Necla Kelek oder Ayaan Hirsi Ali, die den Islam als menschenfeindlich verurteilen, sieht sich Khorchide nicht in Opposition zu seiner Religion. „Der Koran ist keine Anleitung zum religiösen Terrorismus, er ist ein Liebesbrief Gottes an die Menschen.“

Khorchide ist als Sohn von Palästinensern in Saudi-Arabien aufgewachsen. Er hat einen Islam erlebt, der sich um Men-

schenrechte wenig schert, der von Frauen verlangt, sich zu verschleiern, und Körperstrafen gutheißt. Als Ausländern war es den Khorchides verboten, eine Wohnung zu besitzen, die beiden Söhne hatten kein Recht darauf zu studieren.

Mit 25 Jahren ging Khorchide als Religionslehrer nach Wien, studierte später Soziologie und Islamische Theologie. Ein Land der „Ungläubigen“ gestand ihm Rechte zu, die ihm in Saudi-Arabien verwehrt geblieben waren. Er stand vor einer Entscheidung: sich vom Islam loszusagen oder ihn neu zu verstehen.

Heute kritisiert Khorchide, dass autoritäre Regierungen in islamischen Ländern eine Vorstellung von Gott verbreitet hätten, die auf Angst und Gehorsam gründe. Anders als im Christentum hätten sich Reformer dort nicht durchsetzen können. Und auch im Westen gewannen reaktionäre Gruppen wie die Salafisten Anhänger. Gerade für junge Menschen sei deren einfache Unterscheidung zwischen Gut und Böse verlockend. Khorchide hat selbst als Jugend-Imam gearbeitet. Jugendliche hätten ihn gefragt, ob Piercings oder ein moderner Haarschnitt Sünde seien. Er antwortete: „Glaubt ihr wirklich, Gott interessiert sich für eure Frisur?“

Gemeinsam mit einem jungen Team aus Wissenschaftlern will der Professor für Islamische Religionspädagogik in Münster die alten Fronten auflösen. Islamische Normen müssten mit der Lebenswirklichkeit der Menschen im Einklang stehen.

Khorchide unterscheidet dabei zwischen den mekkanischen und medinensischen Koranversen, also zwischen den Botschaften, die Mohammed als Prophet, und jenen, die er zudem in seiner Funktion als Staatsoberhaupt empfangen hat. Die mekkanischen Verse seien in der Regel gültig bis heute. Die medinensischen seien überwiegend im historischen Kontext zu verstehen. Kritiker werfen dem Religionspädagogen vor, er greife die Verse aus dem Koran heraus, die seine These stützen, und erkläre alle anderen mit Verweis auf den geschichtlichen Kontext.

Vor einigen Monaten hielt der Berater des Scheichs der Azhar-Universität in Kairo, einer der wichtigsten Bildungsinstitutionen der islamischen Welt, eine Rede an Khorchides Theologiezentrum. Von Münster, sagte der Ägypter, würden wichtige Reformen des Islam ausgehen. „Ihr könnt die entscheidenden Fragen stellen.“

Und Antworten geben. Nordrhein-Westfalen hat 2012 als erstes Bundesland den Islamunterricht an Schulen eingeführt. Bis 2017 betreuen Islamkundler die Schüler. Dann übernehmen Khorchides Absolventen den Job. Sie werden auf lange Sicht den Islam in Deutschland prägen. Khorchide ist überzeugt: Sie werden die Religion mit der Vernunft versöhnen.

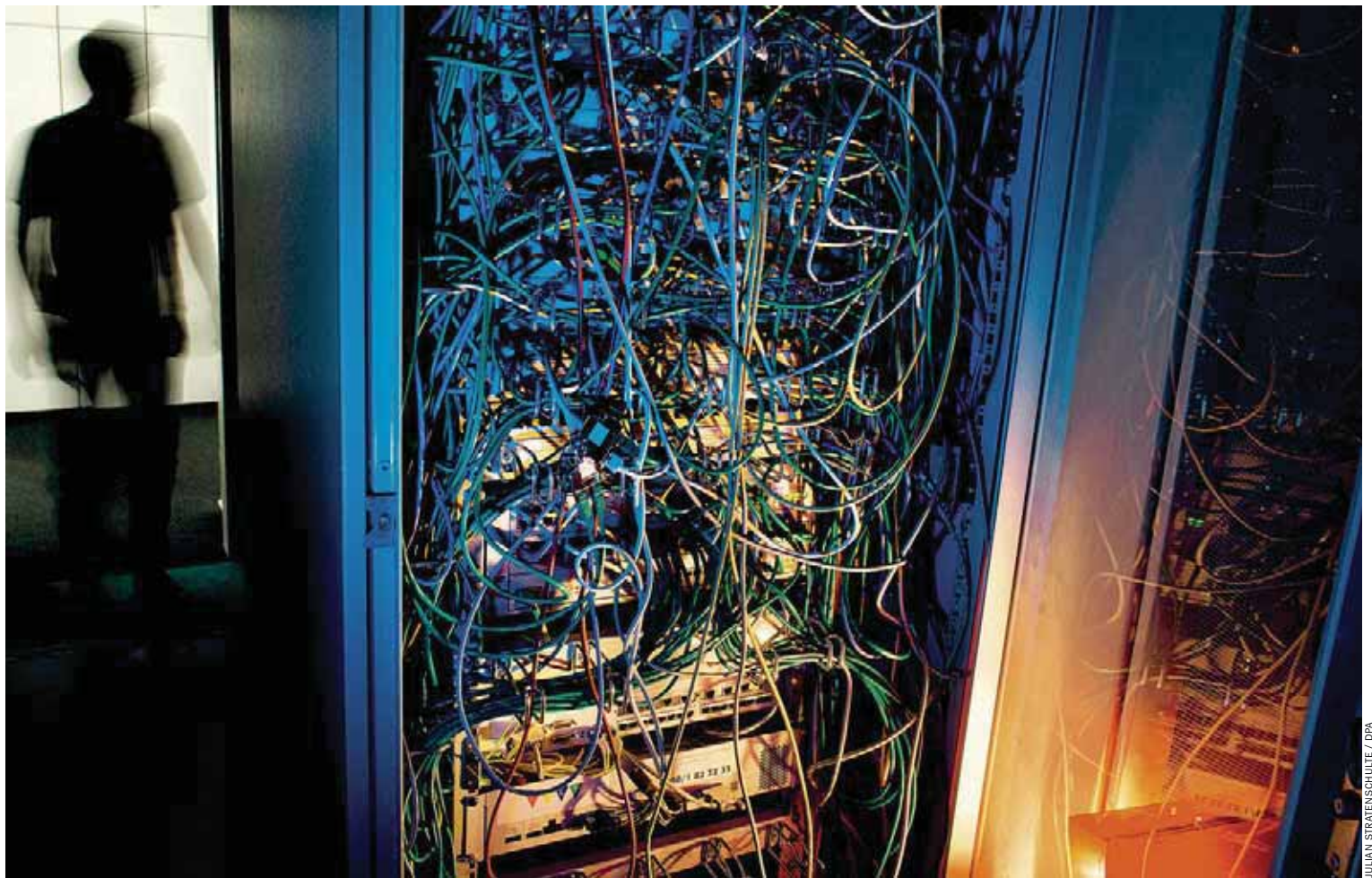
MAXIMILIAN POPP

\* Mouhanad Khorchide: „Scharia – der missverstandene Gott“. Verlag Herder, Freiburg; 232 Seiten; 18,99 Euro.









Verteilerschrank mit Kommunikationskabeln: „Auf den Inhalt des berufsbezogenen Telefonats kommt es nicht an“

JUSTIZ

## „Überall schnüffeln“

Deutsche Ermittlungsbehörden haben vielfach Telefongespräche von Rechtsanwälten mit ihren Mandanten abgehört. Dass dies verboten ist, scheint die Fahnder nicht zu stören.

Am 8. Mai 2009 ruft der Berliner Anwalt Thomas Herzog bei Attila M. an. Es ist ein belangloses Telefonat, 2 Minuten und 19 Sekunden lang, die beiden sprechen über ein Treffen, sie verabreden sich. Für die Beamten des Landeskriminalamts Brandenburg aber ist der Plausch offenbar so wichtig, dass sie ihn protokollieren und über viele Monate hinweg aufbewahren – gegen geltendes Recht.

Die Ermittler haben Attila M., der später freigesprochen werden wird, zu diesem Zeitpunkt schon seit längerem im Visier. Es geht um Drogenhandel, seine Telefonanschlüsse werden überwacht und damit auch die Gespräche mit Thomas Herzog. „Thommi ist es recht, wenn Attila M. am Sonntag kommt“, notieren die eifrigen Beamten im Mai 2009. Pflichtgemäß tragen sie in das Überwachungsprotokoll den vollen Namen Herzogs ein,

dazu das Kürzel „RA“. Das steht für Rechtsanwalt – und deshalb sind die Beamten nun in Erklärungsnot.

Telefonanschlüsse dürfen nach deutschem Recht nur unter strengen Voraussetzungen angezapft werden. Noch strenger sind die Regeln für sogenannte Berufsgeheimnisträger wie Geistliche oder Anwälte, insbesondere Strafverteidiger. Sie dürfen im Prinzip nur belauscht werden, wenn sie selbst Beschuldigte in einem Verfahren sind. So ist es in der Strafprozessordnung geregelt. Wer sich mit seinem Anwalt berät, muss darauf vertrauen können, dass die Staatsmacht nicht mithört, nicht mitschreibt und das Besprochene nicht verwertet.

Dieses Recht wurde offenbar über Jahre hinweg vielfach missachtet. In etlichen Ermittlungsverfahren hörten die Behörden nicht nur mit, sie werteten auch die Gespräche zwischen Verteidigern und Be-

schuldigten aus, protokollierten sie und gaben sie zu den Akten. Das zeigen dem SPIEGEL vorliegende Dokumente.

Empört reagiert der Deutsche Anwaltverein. Von einem „elementaren Verstoß gegen unseren Rechtsstaat“ spricht Vizepräsident Ulrich Schellenberg. „In Zeiten, in denen Geheimdienste wie die NSA überall schnüffeln, sind offenbar nicht mal mehr essentielle Berufsgeheimnisse geschützt.“

Kritik kommt auch vom ehemaligen Verfassungsrichter Winfried Hassemer. Gerade angesichts eines „allgemein herrschenden Sicherheitsgedankens“ gebe es präzise Regeln für die Arbeit von Berufsgeheimnisträgern. Eine davon laute: „Der unüberwachte Kontakt zwischen dem Strafverteidiger und seinem Mandanten ist ein fundamentales Recht.“

Dass die Praxis anders aussieht, erfuhr der Berliner Strafverteidiger Stephan Schrage, als er kürzlich die Akten eines alten Verfahrens anforderte. Seitenweise konnte er seine eigenen Worte aus der Vergangenheit nachlesen. Die Ermittlungsbehörden haben sie mehr als zehn Jahre lang aufbewahrt.

Der vorliegende Fall hatte den Generalbundesanwalt seit April 1995 beschäftigt. Damals bekannte sich eine obskure Gruppe namens „Das K.O.M.I.T.E.E.“ zu einem misslungenen Bombenanschlag auf ein im Bau befindliches Abschiebegefäng-



nis in Berlin-Grünau. Drei mutmaßliche Mitglieder der Gruppe sind bis heute untergetaucht. Gegen sie wurde wegen Bildung einer terroristischen Vereinigung ermittelt.

Im Zuge der Fahndung geriet vorübergehend auch Erik B. ins Visier der Behörden. Seine Verteidigung übernahm Rechtsanwalt Schrage. Was die beiden beispielsweise am 6. März 2003 zu besprechen hatten, hielten die Beamten des Landeskriminalamts Berlin in einem rechtlich wie sprachlich bemerkenswerten Protokoll fest: „Sobald Stefan antwortet aus Karlsruhe hat meldet er sich bei Erik. Was gibt es den zu essen.“

Schrage war seinerzeit nicht der einzige Rechtsanwalt, dessen Worte aufgezeichnet wurden. Telefongespräche von mindestens drei weiteren Anwälten landeten in den Akten. Manches, was Erik B. und andere Beschuldigte mit den Juristen besprachen, war lapidar. Anderes hätte die Ermittler womöglich auf neue Spuren bringen können. Dabei war den mithörenden Beamten offenbar klar, wer da spricht: In den Mitschriften sind zum Teil die Kanzlei-Adressen der Juristen aufgeführt, teilweise ist auch explizit von einem „Mandantengespräch“ die Rede. Gleichwohl wurde in den Protokollen die Frage, ob ein Beweisverwertungsverbot vorliegt, verneint.

Die Bundesanwaltschaft unter Harald Range räumt heute ein, dass im Jahr 2003 Verteidigergespräche aufgezeichnet wurden. Die Inhalte seien jedoch, so ein Sprecher, „mit Blick auf das Recht eines ungehinderten Verkehrs zwischen Verteidiger und Beschuldigten weder für weitere Fahndungsmaßnahmen verwendet noch sonst verwertet“ worden. Die Bundesanwaltschaft beachte selbstverständlich den gesetzlichen Schutz von Rechtsanwälten.

Verteidiger Schrage bezweifelt das. Wenn Mandantengespräche belauscht würden, lieferten sie natürlich die Grundlage für weitere Ermittlungstätigkeiten – selbst wenn die Protokolle der Telefonate nicht in den Akten landeten. Insbesondere in Verfahren gegen mutmaßliche Extremisten oder Terroristen rechneten Strafverteidiger ohnehin jederzeit damit, abgehört zu werden, sagt er. „Mich ärgert die Frechheit der Behörden, dies nicht einmal zu kaschieren, sondern fröhlich zu den Akten zu nehmen – da fehlt völlig das Problembewusstsein.“

Die Ermittlungsbehörden stehen vor nicht unerheblichen Schwierigkeiten. Werden Anschlüsse von Beschuldigten in einem Verfahren angezapft, hört längst kein Mensch mehr in Echtzeit mit, sondern eine Maschine zeichnet alles auf. Im



**Generalbundesanwalt Range**

„Kein besonderer Vertrauensschutz“

Fall von Mandantengesprächen stellen Beamte damit in der Regel erst beim späteren Anhören fest, dass sie ein Gespräch belauscht haben, von dem sie gar nichts hätten wissen dürfen.

Das Bundesverfassungsgericht billigte zwar im Oktober 2011 grundsätzlich auch automatisierte Mitschnitte von Gesprächen, die „den Kernbereich privater Lebensgestaltung“ berühren. Gleichzeitig machte es jedoch klar, dass für derartige Tondokumente ein striktes Verwertungsverbot gilt: „Es ist umfassend und verbietet jedwede Verwendung, auch als Ermittlungs- oder Spurenansatz.“ Derartige Mitschnitte müssten unverzüglich gelöscht werden.

Doch das werden sie offenbar nicht immer. Auch nicht, nachdem zum 1. Januar 2008 mit Paragraph 160a ein zusätzlicher Schutz insbesondere für Verteidiger in die Strafprozessordnung aufgenommen wurde. Das zeigt der Fall des hannoverschen Anwalts Jens Beismann.

In der Nacht zum 11. Juli 2011 stürmten Aktivisten in Üplingen in Sachsen-Anhalt ein Feld mit gentechnisch veränderten Pflanzen, überwältigten die Wachleute und zerstörten die Saat. Die Staatsanwaltschaft Magdeburg ermittelte wegen schweren Raubes und ging dabei nicht zimperlich vor. Im Zuge der Ermittlungen wurden unter anderem Gespräche abgehört, die ein Journalist der „Frankfurter

Rundschau“ und Jurist Beismann mit einem Beschuldigten führten.

Im April rügte das Amtsgericht Magdeburg, dass die Mitschnitte der Mandantengespräche nicht unverzüglich vernichtet wurden. Beide abgehörten Gespräche waren erst rund ein Jahr nach Aufzeichnung gelöscht worden. Über das zweite hatte man Anwalt Beismann erst gar nicht informiert.

Wie wenig die Behörden bisweilen auf den Schutz des Anwaltsgeheimnisses geben, bekam auch Tobias Reimann zu spüren. Der Bochumer Strafverteidiger vertritt einen Mandanten, der im Verdacht steht, einer terroristischen Vereinigung anzugehören. Im Rahmen des Ermittlungsverfahrens hörten Beamte des Landeskriminalamts im Jahr 2011 mindestens zweimal Telefongespräche zwischen Anwalt und Beschuldigtem ab. Als Reimann davon erfuhr, zog er vor den Bundesgerichtshof.

Im folgenden Verfahren räumte die Bundesanwaltschaft ein, dass die abgehörten Gespräche vom Landeskriminalamt inhaltlich ausgewertet wurden. Darin seien allerdings „keine dem besonderen Vertrauensschutz unterfallenden Tatsachen anvertraut oder bekanntgegeben worden“. Es habe sich in einem Fall um

ein „rein organisatorisches Gespräch ohne inhaltlich-funktionalen Beratungscharakter“ gehandelt.

Solange nichts Brisantes besprochen wird, soll das wohl heißen, ist Abhören legitim.

Den Ermittlungsrichter beim Bundesgerichtshof überzeugte das nicht. Er bezeichnete die Abhöraktion als rechtswidrig und urteilte: „Das Zeugnisverweigerungsrecht eines Rechtsanwalts ... bezieht sich auf alle Tatsachen, die dem Rechtsanwalt bei der Ausübung seines Berufes anvertraut oder bekannt geworden sind.“ Und: „Entgegen der Auffassung des Generalbundesanwalts kommt es auf den Inhalt des berufsbezogenen Telefonats nicht an.“ Beide Gespräche hätten demnach unverzüglich gelöscht werden müssen, so der Richter.

Ausgestanden ist die Sache damit nicht. Die Bundesanwaltschaft hat umgehend Beschwerde eingelegt. Auf diesem Weg, hieß es auf Anfrage, wolle man eine „Konkretisierung“ der Rechtslage ermöglichen.

Dabei ist die Lage schon hinreichend konkret. Ex-Verfassungsrichter Hassemer jedenfalls warnt davor, die geltenden Gesetze aufzuweichen. „Eine Überwachung zerstört nicht nur das Vertrauen des Mandanten in die Tätigkeit seines Anwalts“, sagt Hassemer. „Sie ist deshalb auch für die Profession der Strafverteidiger verheerend.“

JÖRG SCHINDLER





Autorin Felscherinow

MARGEL METTELSEFEN

DROGEN

## „Clean kann ich gar nicht sein“

Christiane F. war das bekannteste der heroinsüchtigen „Kinder vom Bahnhof Zoo“. Heute ist sie 51 Jahre alt und hat ein Buch über ihr Leben verfasst. Eine Begegnung. *Von Katja Thimm*

Sie hat Blumen mitgebracht. Nun steht sie im Türrahmen und löst Dahlien, Herbstastern und Sonnenblumen aus dem Einwickelpapier, als wäre sie zur Kaffeestunde geladen. Die grünen Augen sind sorgfältig geschminkt, die Stiefel glänzen wie poliert, die karierte Bluse sitzt. Nur die Hände passen nicht zu der geordneten Erscheinung. Ein Geflecht kleiner Narben überzieht diese Hände, die Spuren zahlloser Einstiche.

Christiane Felscherinow ist gekommen, um für sich zu werben; in dem kleinen Berliner Levante Verlag, dessen Räume sie als Treffpunkt gewählt hat, erscheint in dieser Woche die Fortsetzung ihrer Biografie\*. Dutzende wollen nun mit ihr sprechen, Journalisten, Moderatoren, Neugierige. Noch immer ist sie Deutschlands berühmteste Heroinsüchtige, ist

„Christiane F.“ das prominenteste der „Kinder vom Bahnhof Zoo“. Ihre Geschichte war ein Bestseller vor mittlerweile 35 Jahren, er führte der deutschen Öffentlichkeit zum ersten Mal eine bis heute schockierende Welt vor: Da lebten Kinder mitten in West-Berlin, die ihren Körper und ihre Seele systematisch durch permanenten Rausch zerstörten.

„Kaum einer hätte damals geglaubt, dass ich heute noch da sein würde“, sagt sie nun. Ihre Stimme klingt gedankenverloren, es liegt kein Triumph darin. Sie hat auf dem großen Ledersofa des Verlags Platz genommen, die Stimmung wirkt angespannt. Weil zum Wesen jedes Suchtkranken das Unberechenbare gehört, bedeuten Termine wie dieser ein Wagnis.

Zwölf Jahre alt war Christiane, als sie zum ersten Mal Haschisch probierte. Mit 13 war es Heroin, mit 14 schaffte sie an. Ein Dorfkind, aufgeweckt und intelligent, verpflanzt in die Anonymität Berlins, die

Mutter überfordert, der Vater Alkoholiker, irgendwann fiel die Familie auseinander. Mit 15 dann ein Hoffnungsschimmer: Das Mädchen fing in einer Kleinstadt neu an, im streng geführten Haushalt der Großmutter.

Fast fünf Millionen Mal verkaufte sich diese Geschichte, in deutschen Schulen gehörte sie zur Pflichtlektüre, dem Produzenten Bernd Eichinger war sie ein Kinofilm wert. Und jetzt? Warum stellt diese Frau ihr Leben nach so langer Zeit, mit 51 Jahren, noch einmal aus? Sie ist schwer erkrankt, Hepatitis C, die Infektion zerstört die Leber. Will sie warnen vor Drogen und Verfall?

„Nöö“, antwortet sie in jenem Tonfall, der als typisch für Berlin und auch für sie gilt, „nöö, keene Message. Es war eher, dass ich mich mal gegenäußern wollte. Der ganze Schrott, die Schlagzeilen!“ Immer wieder war sie dort vertreten; ihre Abstürze, ihre Rückfälle waren vielen Zeitungen ein paar Spalten wert. „Ich wollte endlich mal sagen, wie wirklich alles war.“

Um Wahrheit geht es also, um Deutungshoheit, auch um Rechtfertigung. Drei Jahre lang hat die Co-Autorin des Buchs, Sonja Vukovic, mit ihr daran gearbeitet, hat Gespräche aufgezeichnet und Erinnerungen rekonstruiert.

Doch die Erinnerungen gehören einer Frau, die von sich sagt: „Als Junkie machst du vor allem dir selbst ständig etwas vor.“ Und sie gehören einem Menschen, der seiner Wirklichkeit noch heute regelmäßig mit Hilfe von Drogen entflieht – mit Substanzen, die die Persönlichkeit verändern und das Gehirn schädigen. Die Wahrheit von Christiane Felscherinow gehorcht ihren eigenen Gesetzen. Das gilt auch für ihre Sprache.

„Dieses Christiane-F.-Ding stört mich am meisten“, fährt sie fort. „Dieses: Ist sie jetzt endlich clean oder doch nicht? Als ob es über mich nichts anderes zu sagen gibt. Und clean, das kann ich gar nicht sein. Das haben nur die anderen immer erwartet.“ Sie schüttelt heftig den Kopf, dann glättet sie die kastanienroten Haare.

Kraftvoll sind die Bewegungen, sie wirkt muskulös und schlank, nichts in diesem Moment deutet darauf hin, dass der Körper dieser Frau rabiät gefordert wird. Tabletten, Schnaps in großer Menge. Zwei Joints habe sie am Vormittag geraucht, sagt sie, seit knapp 20 Jahren nimmt sie Methadon, so wie 75 000 andere Drogenabhängige in der Bundesrepublik. Manchmal ziehe sie dennoch los und kaufe ein paar Gramm Heroin, sagt sie. Wenn sie nicht mehr ausbalancieren könne, was von außen auf sie eindresche. Und dann? „Dann meckern die Ärzte. Aber ich lebe ja. Und ich bin so wenig clean wie alle anderen. Ich gucke mir jeden Tag die Gesichter in der U-Bahn

\* Christiane V. Felscherinow und Sonja Vukovic: „Christiane F. – Mein zweites Leben“. Deutscher Levante Verlag, Berlin; 336 Seiten; 17,90 Euro.







genau an: Es sind doch alle Menschen irgendwie gefangen.“

Vielleicht braucht es diesen Blick, um einem Leben wie ihrem überhaupt standzuhalten. Die Hoffnung jedenfalls, die sich mit dem Umzug ins strenge Regiment der Oma verband, damals mit 15 Jahren, blieb unerfüllt.

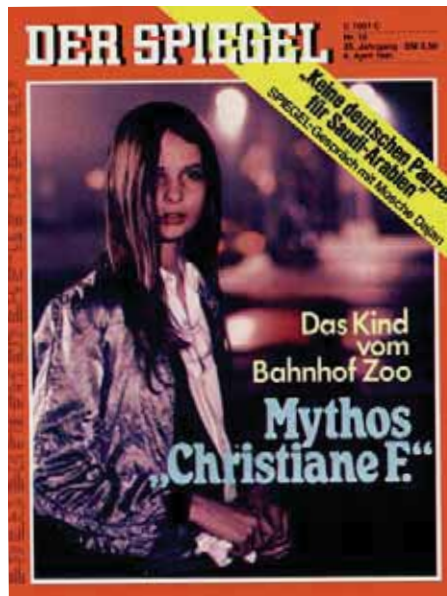
Zahlreiche Entzüge, zahlreiche Rückfälle. Verstöße gegen das Betäubungsmittelgesetz, zehn Monate Frauengefängnis. Mehrere Abtreibungen, gescheiterte Beziehungen. Eine abgebrochene Buchhändlerlehre, sieben Jahre Griechenland ohne festen Wohnsitz, die Infektion mit Hepatitis C, kaum Freunde. Allerlei Menschen, die gegen Geld über sie berichteten. Zu der Mutter, von der sie sich nicht verstanden fühlt, brach sie den Kontakt ab.

Manchmal, erzählt sie auf dem Sofa, höre sie Stimmen, sehe stumme, dunkel gekleidete Männer und andere böse Mächte in ihrem Hausflur. Auch in diesen Tagen ist die Angst zwischendurch so groß, dass sie aus ihrer Wohnung im Berliner Umland in ein Obdachlosenheim flieht. Als ihr Sohn, den sie liebt, zwölf Jahre alt war, verlor sie das Recht, für ihn zu sorgen. Seither lebt er in einer Pflegefamilie. Drei Jahre lang hatte ein amtlicher Familienhelfer versucht, die Mutter zu stützen.

Und gleichzeitig, märchenhaft beinahe, funkeln in ihrem Leben Glanz und Glitter. Champagner fließt, und auch viel Geld, und Christiane Felscherinow tändelt durch die Welt. Mit 18 Jahren verfügt sie über rund 400 000 Mark, Einnahmen aus ihrem Buch. Sie ist verliebt in Alexander Hacke, den Gitarristen der Einstürzenden Neubauten, trifft David Bowie und auch Nina Hagen, sie nimmt selbst Platten auf. Als in den USA Bernd Eichingers Film über ihr Leben anläuft, reist sie nach Los Angeles und wird endgültig zur Kultfigur, zur Junkie-Prinzessin. Sie lernt das Ehepaar kennen, dem in Zürich der Diogenes-Verlag gehört; drei Jahre lang ist sie dort wie eine Ziehtochter regelmäßig zu Gast, sitzt mit Friedrich Dürrenmatt beim Abendessen, besucht Federico Fellini in Rom, wandert mit Lorient durch die Bergwelt von Sils Maria. Sie stürzt ab bei den Süchtigen am Zürcher Hauptbahnhof. Doch das Verlegerpaar hält an ihr fest. Jede Neuerscheinung legt ihr die Frau abends aufs Kopfkissen.

So viele Chancen. „Schon“, sagt Christiane Felscherinow. „Aber in der Gegenwart fand ich im Leben immer vieles langweilig. Von der Vergangenheit her gesehen ist Zürich eine der schönsten Erinnerungen. Ich hätte öfter früher die Kurve bekommen müssen.“

Die Tür des Verlagsbüros öffnet sich, herein schiebt sich ein fuchsfarbener Chow-Chow. Die vielleicht einzige Konstante: An ihrer Seite war stets ein Hund. Er stoppt vor seiner Herrin. Sie lacht. „Leon will wissen, wie lange es noch dauert“, sagt sie und zieht eine Zigarette aus der



**SPIEGEL-Titel, Suchtkranke Felscherinow\***  
*Glanz und Glitter einer Junkie-Prinzessin*

Tasche. Sich zu konzentrieren bereitet ihr Mühe, und sie muss später noch einmal Ausdauer beweisen. Sie soll die „Fan-Edition“ signieren, eine mit Fotos und Zeichnungen erweiterte Ausgabe des neuen Buchs, zu der auf Wunsch auch eine persönliche Widmung gehört.

Fans? „Ja“, sagt sie. „Wahrscheinlich so eine Million.“

Es mag eine seltsame Vorstellung sein, doch Anhänger ihres entgrenzten Lebens finden sich auf der ganzen Welt. Sie feiern das Durchhaltevermögen, sie leiden mit, sie twittern und posten, sie überprüfen ihr „Christiane-F.-Wissen“ in Online-Tests, sie sammeln „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ als Erstausgabe.

\* Oben: Nr. 15/1981; unten: 1983.

Das Schicksal des unglücklichen Mädchens hat auch das Leben seiner Anhänger beeinflusst. Viele hat es abgeschreckt, davon zeugen Dankesbotschaften. Einige aber ahmten nach, was sie gelesen hatten.

Es ist eine Gratwanderung, auch für das junge Team des Levante Verlags. Die Mitarbeiter waren bislang auf eine Zweimonatszeitschrift mit Themen aus dem Nahen Osten und der islamischen Welt spezialisiert. Nun handhaben sie erstmals ein Buchprojekt, und das ist gleich hochsensibel. Verkaufen soll es sich, also muss der Mythos bedient werden. Idealisieren aber dürfen sie weder die süchtige Autorin noch deren Lebensstil. Es wäre auch ihr gegenüber unverantwortlich. Sie lebt schon jetzt in dem Dilemma, dass die Sucht, die ihr Dasein bedroht, gleichzeitig ihr größtes Kapital ist. Fast 2000 Euro im Monat erhält sie noch immer aus den Erlösen des ersten Buchs und des Films. Damals gab sie ihre Anonymität auf – obwohl die Co-Autoren, zwei Journalisten des „Stern“, sie vor der Öffentlichkeit gewarnt hatten.

Inzwischen braucht Christiane Felscherinow die Anerkennung eines Publikums, negative Schlagzeilen allerdings bringen sie an ihre Grenzen. Es ist ihr Drama, dass sie, prominent und suchtkrank wie sie ist, immer wieder neue provoziert. Sie bemühe sich wirklich, freundlich zu sein, sagt sie. Aber wenn sie der Unmut überkommt, herrscht sie an, wen sie will. Manchmal brüllt sie, auf der Straße, beim Einkaufen, weil die Dinge anders verlaufen, als sie es sich vorstellt.

Das Team im Verlag versucht, sie zu schützen. Die Mitarbeiter denken sogar an eine Christiane-F.-Stiftung, sie wollen grundsätzlich um Verständnis für Menschen wie die labile Autorin werben. Drei Jahre Zusammenarbeit haben ihnen vorgeführt, dass es unrealistisch ist, von Suchtkranken in jedem Fall einen generellen Drogenverzicht zu erwarten. Überhaupt herrsche doch ein merkwürdiges Missverhältnis in dieser Gesellschaft, meinen sie. Auf Fanmeilen, Love Parades und Oktoberfesten huldige man dem Rausch, den Süchtigen aber verachte man.

„Pause beendet“, sagt Christiane Felscherinow und drückt die Zigarette aus. Dann spricht sie von ihrem Sohn, der mittlerweile 17 Jahre alt ist. Sie klingt zum ersten Mal an diesem Nachmittag begeistert. Klug sei er, und stark, und freundlich, vor allem aber wunderbar besonnen. Fast eine halbe Stunde lang redet sie so, dann schnürt sie ihre Tasche.

Er sei, sagt sie beim Abschied, ja doch irgendwie ganz anders als die Mutter. Vielleicht sei das auch Glück.



**Video: Die Geschichte der Christiane F.**

spiegel.de/app412013christianef  
oder in der App DER SPIEGEL



## Was war da los, Frau Lasut?

Switly Lasut, 21, Hausfrau aus Indonesien, über Schmerzgrenzen: „Meine Familie mag nicht, was ich mit meinem Körper mache. Aber ich bin erwachsen und selbst schon Mutter eines kleinen Sohnes, ich treffe meine eigenen Entscheidungen. Für viele Volksgruppen in Indonesien, etwa die Dayak, sind Tätowierungen Teil der alten Traditionen. Für mich und viele jüngere Leute stehen Tattoos für die Freiheit, uns auszudrücken. Ich lebe in Manado, einer Provinzhauptstadt auf der Insel Sulawesi, im Norden des Landes. Hier gibt es eine aktive Tattoo- und Piercing-Szene. Auf einem Festival in der Stadt wurden Freiwillige für Gruppentätowierungen gesucht. Mein Mann Leonard hatte nichts dagegen, dass ich mich melde, er ist auch tätowiert. Sechs Künstler haben zwei Stunden lang an meinem Körper gearbeitet. Ich habe nun neue grafische Muster auf meinen Waden, einem Oberschenkel, an den Armen. Schmerzmittel habe ich vorher nicht genommen. Es waren nicht meine ersten Tattoos, ich wusste, ich kann das aushalten.“



Lasut (M.)

RONNY ADOLFO BUOL / DEMOTIX / CORBIS

## Wieso ist die Banane die Frucht der Deutschen, Herr Stellmacher?

*Bernhard Stellmacher, 72, ist Leiter des Deutschen Bananenmuseums in Sierksdorf. Er beschäftigt sich seit 40 Jahren mit der Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Banane.*

**SPIEGEL:** Als Otto Schily nach der Volkskammerwahl 1990 gefragt wurde, weshalb die CDU und nicht die SPD die Wahl im Osten gewonnen habe, zog er als Antwort eine Banane aus seiner Jackentasche. Hat die Banane seither etwas von ihrer Bedeutung für die Deutschen verloren?

**Stellmacher:** Die Deutschen essen über eine Million Tonnen Bananen jedes Jahr. Sieben Prozent der weltweit exportierten Bananen gehen nach Deutschland. In keinem anderen Land Europas lieben die Menschen die Banane so sehr.

**SPIEGEL:** Warum ausgerechnet die Deutschen?

**Stellmacher:** Ausreichend Bananen zu haben war den Deutschen immer wichtig. Die Nazis warben mit der

Kamerunbanane aus der ehemaligen deutschen Kolonie für die „Erhaltung der Volksgesundheit“. Während des Krieges mussten die Importe aber gestoppt werden, danach gab es einen enormen Nachholbedarf. Konrad Adenauer hat deshalb in einem Zusatzprotokoll zu den Römischen Verträgen durchgesetzt, dass die Deutschen zollfrei amerikanische Bananen einführen dürfen. Nach der Wende stieg der jährliche Verbrauch



Bananenverteilung an Ostdeutsche 1989

der Ostdeutschen sogar auf 27 Kilogramm pro Kopf.

**SPIEGEL:** Müssen Bananen tatsächlich laut EU-Verordnung einen bestimmten Krümmungsgrad haben?

**Stellmacher:** Nein, es gab mal eine Krümmungsverordnung für Gurken. Die Bananenverordnung der EU, Nr. 2257/94, regelt, dass importierte Bananen eine Länge von mindestens 14 Zentimetern und eine Dicke von mindestens 27 Millimetern besitzen müssen. Die vorgeschriebene Länge wird entlang der Krümmung gemessen.

**SPIEGEL:** Was fasziniert Sie persönlich so an der Banane?

**Stellmacher:** Die Banane war als Symbol immer politisch aufgeladen – im Gegensatz zum Apfel, den ich eher langweilig finde. Allein schon die Kulturgeschichte! Ich vermute ja zum Beispiel, dass die Banane die Frucht der Erkenntnis aus dem Garten Eden ist.

**SPIEGEL:** Nicht der Apfel?

**Stellmacher:** In der Bibel ist von „Frucht“ die Rede, da wird kein Apfel erwähnt.

# Return to sender

**EIN VIDEO UND SEINE GESCHICHTE:** Wie eine Werbeagentur gegen Hundehaufen zu Felde zog

Sie hat Charme, sie hat zwei niedliche Töchter, gerade geboren, Zwillinge, *two for one*, sagt sie, ein Schnäppchen, sie lacht. Sie hat einen Mann, ein Opern-Abonnement, und sie hat einen Job als Kreativchefin bei McCann, einer der größten Werbeagenturen der Welt – was Monica Moro aus Madrid, Spanien, noch fehlt, allerdings dringend fehlt, ist eine Idee zum Thema *caca de perro*, Hundescheiße.

Wie kriegt man seine Zeitgenossen dazu, sich nach einem Exkrement, körperwarm, zu bücken, es vom Asphalt abzuklauben, in eine Tüte zu stecken? Wie legt man ihnen nahe, wenn sie es doch eigentlich nicht wollen, diese Tüte mit sich herumzutragen oder in der Jacken- oder Manteltasche zu verstauen, in der Hoffnung, die Tüte sei gut verschlossen? „Auch Hundehalter haben eine Abneigung gegen Kot, und darum müssen wir diese Einstellung ändern. Der Vorgang muss positiv besetzt sein – es geht um die Einstellung, darum geht es in der Werbung übrigens immer“, sagt Monica.

Monica Moro glaubt an die Macht der Werbung, und sie ist nicht der Typ, der schnell aufgibt.

Soll man plakatieren, mit Fotos von Hundehaufen, darauf Comic-Sprechblasen und vorwurfsvolle Botschaften? Oder lieber eine fröhliche Kampagne, Hundehaufen aus Plüsch, die singen und tanzen? Oder ferngelenkte Kothaufen, wie Drohnen, die den Leuten auf Schritt und Tritt folgen? Letzteres hatten sie schon mal; der Erfolg war so lala.

Vielleicht muss man ganz schlicht an die Sache herangehen, sagt Monica, vielleicht an die freundschaftlichen Gefühle appellieren?

Der Hund ist des Menschen bester Freund, was auch daran liegt, dass er die Dinge nicht unnötig kompliziert macht. Vorn besitzt er einen kombinierten Ein- und Ausgang, rein geht Hundefutter, raus kommen freundliches Kläffen, dankbares Winseln, sobald der Napf gefüllt wird. Das Problem ist, dass die Rechnung nicht glatt aufgeht. Etwa 20 Prozent der tägli-

chen Futtermenge werden nicht zu Treue und Freundschaft verarbeitet, sondern müssen entsorgt werden, und da kommt gut etwas zusammen.

In Spanien fallen, bei schätzungsweise fünf Millionen Hunden und einer täglichen Feuchtkotabgabe von etwa 400 Gramm pro Tier, rund 2000 Tonnen an, jeden Tag. Zu 50 bis 75 Prozent handelt es sich hierbei um Wasser, der unflüssige Rest besteht aus Bakterien, Schleim, Drüsensekreten, Gallenfarbstoffen, der unverdaute Rest vom Rest, die sogenannte Kotmatrix, sind Knochenreste, Haare.



Auch Eier sowie infektiöse Larven von Spul- und Hakenwürmern können dabei sein. In vielen Großstädten hat man sich an das Übel gewöhnt, dort teilt die Welt sich in Halter und Hasser, wobei die Hasser resigniert haben; aber nicht überall will man aufgeben.

In der spanischen Kleinstadt Brunete, westlich von Madrid, 10 064 Einwohner, 2050 Hunde, geschätzte tägliche Kotmenge: 820 Kilogramm, beschloss man zu kämpfen. Vor allem brauche man aber eine Idee, befand der Bürgermeister Borja Gutiérrez Iglesias, man brauche kreative Hilfe, irgendwer kannte jemanden bei McCann, und so kam Monica Moro ins Spiel. Der Bürgermeister von Brunete rief sie an. Die Herausforderung war enorm, also genau richtig.

Die erste Idee, die in Monicas Caca-Team, so nannten sie es, entstand, waren motorisierte Kothaufen aus Plastik und auf Rädern. Hinter einer Ecke, hinter einem Baum,

die Fernsteuerung in der Hand, standen Mitarbeiter vom Ordnungsamt und sorgten dafür, dass die Kothäufchen die Hundehalter gleichsam vorwurfsvoll verfolgten. Obendrin steckte ein Fähnchen: „Vergiss mich nicht“. Kaum einer begriff, was das eigentlich sollte. Die Idee war tot.

Die zweite Aktion geriet besser: Zivile Kotfahnder durchstreiften Straßen und Parks. Sie hielten Ausschau nach einem kauern den Hund, mit diesem verräterischen Lasst-mich-bitte-mal-in-Ruhe-Gesichtsausdruck, während Herrchen oder Frauchen diskret in eine andere Richtung

guckten oder davonschlenderen, als würde sie das Ganze nichts angehen. Ein solches Täter-Hund-Paar verfolgten die Fahnder, um die Hundehalter irgendwann scheinbar zufällig anzusprechen. Hinterhältig fragten sie nach dem Namen des Hundes, Pinky, Meli, Boni, erkundigten sich auch nach der Rasse, währenddessen war der Kot von Kollegen aufgesammelt worden, und in der Hundesteuerdatei ließ sich über den Namen des Tieres und dessen Rasse die Adresse des Halters finden.

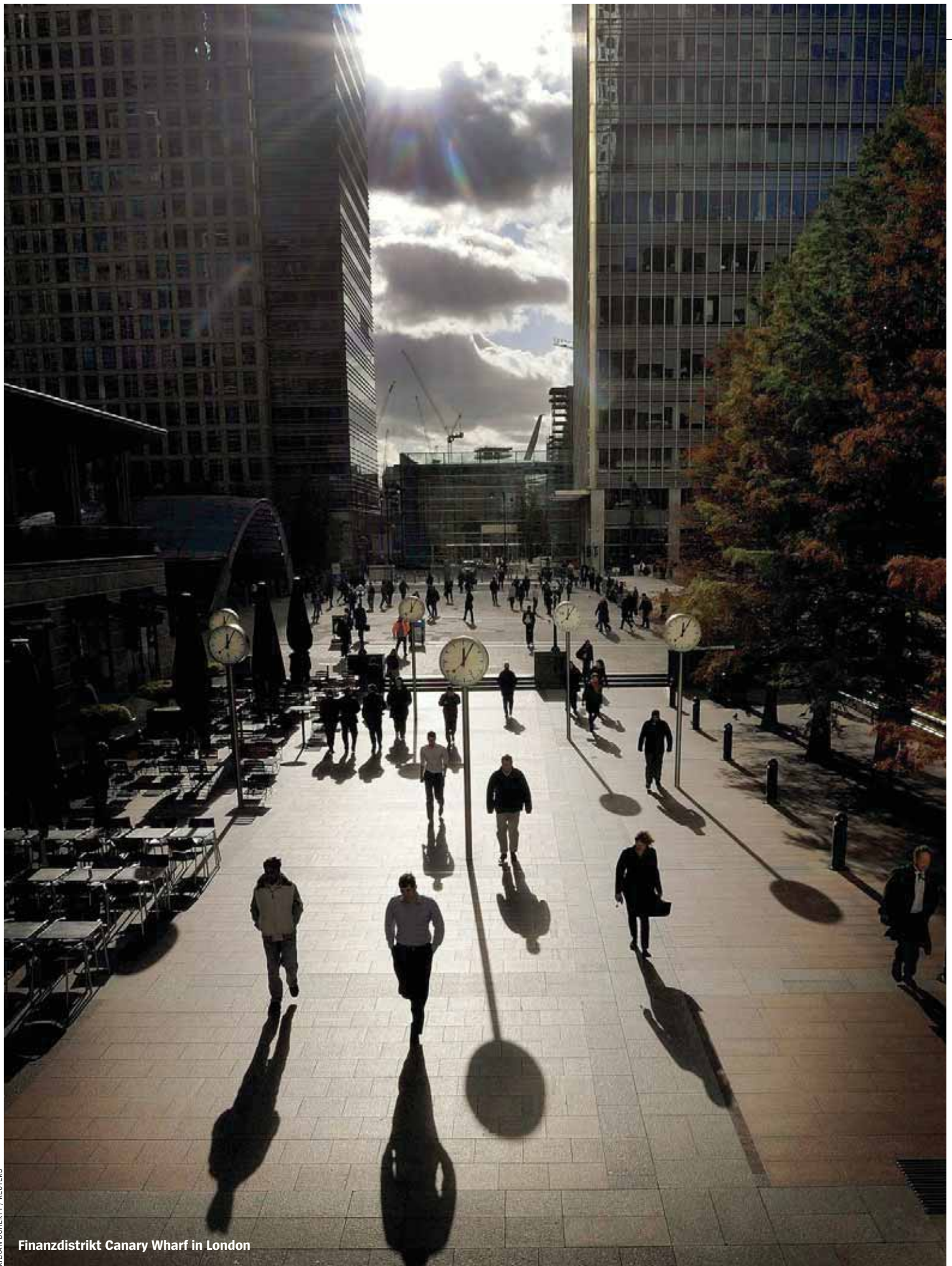
Die Falle schnappte zu.

Herrchen und Frauchen bekamen tags darauf das Exkrement, adrett in einem weißen Karton verpackt, an die Haustür zugestellt, *Return to sender* sozusagen, plus Androhung eines Bußgelds bei Wiederholung, bis zu 300 Euro. 147 Hundehalter wurden auf diese Art beliefert, viele wurden dabei gefilmt, wie sie das Paket entgegennehmen, entdecken, was darin ist, eine Galerie der Betretenen, der Verdatterten, wer öffnet schon gern ein Paket mit Haustierkacke?

Die Agenturleute sorgten dafür, dass Zeitungen berichteten, das Fernsehen kam, ein YouTube-Film entstand. So ging die Zahl der Haufen in den nächsten Wochen um 70 Prozent zurück – derart wirksam war offenbar die Angst vor der Anti-Kot-Guerilla. Monica Moro und ihr Team feierten den Erfolg, der nur einen Schön-

heitsfehler hatte: Als die Aktion beendet war, die Gefahr vorüber, schnellte die Quote wieder nach oben, denn so sind viele Hundehalter, so ist der Mensch. RALF HOPPE





Finanzdistrikt Canary Wharf in London

SCHICKSALE

# Alles, was ging

Der deutsche Student Moritz Erhardt war Praktikant bei einer Investmentbank in London. Er arbeitete viel und schlief kaum. Dann brach er zusammen. Sein Leben verlief im rasenden Tempo der Finanzindustrie. *Von Christoph Scheuermann*

Zwei Wochen nachdem sie ihren Sohn beerdigt haben, steigen Ulrike Erhardt und Hans-Georg Dieterle in Hamburg aus dem Flugzeug. In ein paar Tagen wäre Moritz 22 Jahre alt geworden. Seine Eltern haben beschlossen, mit ihrer Tochter eine Schiffsreise von Hamburg nach Oslo zu buchen. Ulrike Erhardt sagt, vor den Schmerzen, die sie empfinde, könne sie ohnehin nicht fliehen. Es ist egal, wo man nicht schläft.

Moritz war Sommerpraktikant bei der Bank of America Merrill Lynch in London. Sein Praktikum war fast zu Ende, als er am Morgen des 15. August im Badezimmer seiner WG zusammenbrach, an einem Donnerstag. Eine Praktikantin und ein Vice President der Bank fuhren zu seiner Wohnung und fanden ihn unter der Dusche.

Die Nachricht von dem toten Deutschen verbreitete sich zunächst in Banker-Foren. Auf Wallstreetoasis.com schrieb „hawkish2“: „Einer der besten Praktikanten im Investmentbanking von BAML, drei Nächte durchgemacht, tauchte danach nicht auf, Herzinfarkt.“ Das Gerücht, ein junger Banker habe sich tot gearbeitet, schwappte über die BlackBerrys, und am Montag meldete Bloomberg, was in den Büros von der Canary Wharf bis zur King Edward Street schon alle wussten. Die Londoner Boulevardzeitungen jagten ihre Beißhunde los. Am Dienstag stand es in der „New York Times“.

Ulrike Erhardt weiß nicht mehr, wie sie die vergangenen Wochen überstanden hat. Die Zeit schwimmt in ihrem Kopf. In den Tagen nach Moritz' Tod klingelte ein Kamerateam bei den Nachbarn, RTL berichtete, die „Daily Mail“ rief auf ihrem Handy an. Anfangs war sie fassungslos, aber irgendwann schrie sie ins Telefon, sie wolle bitte endlich ihre Ruhe.

Sie steht jetzt in einem Hotelzimmer am Hamburger Hafen, nicht weit von der Stelle, wo morgen das Schiff nach Oslo

ablegt. Hans-Georg und Annalena, ihr Ehemann und ihre 19-jährige Tochter, sinken in das Sofa. Annalena wird später hinunter ans Wasser gehen, weil sie es immer noch nicht ertragen kann, dass über ihren Bruder als Toten gesprochen wird.

Ulrike Erhardt ist ausgebildete Kinderkrankenschwester, ihr Mann Hans-Georg Dieterle arbeitet als Psychiater und Coach für Führungskräfte. Beide wollten nach der Heirat ihren Nachnamen behal-

laufen, spielte Tennis und Fußball. Moritz warf sich mit seinem ganzen Körper ins Leben und verletzte sich oft. Über seine rechte Wade zog sich eine Narbe von einem Skiunfall, auch ein Kreuzband war gerissen. Als Kind kämpfte er mit Neurodermitis, später mit Asthma. Ulrike Erhardt sagt, das Asthma sei aber verschwunden.

Es wirkte, als führte Moritz ein Leben in der Zukunft. Er wusste vor dem Abitur,

was er wo studieren wollte, hatte einen Notenschnitt von 0,8 und war der Jahrgangsbeste auf dem Faust-Gymnasium. Er bekam Preise für seine Leistungen in Englisch, Mathe und Französisch. „Er hat nicht viel, aber dafür sehr effektiv gelernt“, sagt seine Mutter. „Der Bursch war einfach begabt“, sagt Dieterle.

Moritz wollte ein guter Sohn, Bruder und Schüler sein, der perfekte Junge mit dem bestmöglichen Leben. Er ging sogar zwei- oder dreimal zu Treffen der Jungen Union, nicht unbedingt aus Überzeugung, sondern aus strategischen Gründen. „Kann im Lebenslauf nicht schaden“, sagte er zu seiner Mutter.

Die London School of Economics hätte ihn aufgenommen, er entschied sich aber für die deutsche Provinz. Er hatte in Vallendar bei Koblenz von einer

besonderen Privat-Uni gehört. An der WHU, der „Otto Beisheim School of Management“, hieß es, studiere die Elite der deutschen Wirtschaft.

Das Wort Elite hören die Studenten dort nicht gern. In den vergangenen Jahren sind einige Bücher und Zeitungsartikel erschienen, die die WHU als Ausbildungsstätte geldfixierter Jungkarrieristen beschrieben. Die Journalistin Julia Friedrichs schildert die WHU in ihrem Buch „Gestatten: Elite“ als monokulturellen Kosmos, in dem Menschen wachsen, die sich erstaunlich ähnlich sind.

Einer der Studenten heißt Alexander Hemker, 21, er trägt einen Kapuzenpulli mit dem WHU-Logo, eine randlose Brille,



Student Erhardt 2012: „Äußerst konkurrenzbetont“

ten. Dieterle spricht mit einer tiefen Stimme und denkt lange nach, bis er antwortet. Während des Gesprächs wirkt er ruhiger, distanzierter als seine Frau, die mit dem Schock noch immer kämpft.

Moritz liebte seine Mutter, er hat ihr das oft geschrieben und gesagt. Sie hatte ein inniges Verhältnis zu ihm und staunte über seinen Tatendrang, seine Neugier und die Kühnheit, mit der er durch die Welt ging. Sein Vater ist rationaler. Er nennt Moritz den „Beziehungsstifter“.

Beide beschreiben ihn als einen Jungen, der vor Energie vibrierte und der Beste sein wollte. Er wuchs in Staufen im Breisgau auf, einer Kleinstadt südlich von Freiburg, lernte im Schwarzwald Ski-

Jeans und Turnschuhe. Er steht an der Theke der Korova Bar, nicht weit vom Burgplatz, und sagt: „Wir sind keine homogene Masse.“ Alexander ist Semestersprecher für den Abschlussjahrgang 2014 und war mit Moritz Erhardt befreundet. Darüber will er aber nicht reden. In den letzten Wochen wurden er und andere Studenten von Journalisten bedrängt, sie haben beschlossen, Fragen nur schriftlich zu beantworten.

Alexander bleibt vorsichtig, während er von seinem Leben erzählt. Fast alle an der WHU hatten schon mindestens eine Geschäftsidee, bevor sie nach Vallendar kamen. Alexander hat in der Schule einen Anti-Mobbing-Verein gegründet. Seit zwei Jahren studiert er Betriebswirtschaftslehre und Management, das Auslandssemester hat er in Kuala Lumpur verbracht. Interessante Erfahrung, sagt er. Einmal sollte er ein Buch seines malay-

Stadt, denn wer etwas leistet, darf sich belohnen. Am Ende bekommt jeder Student ein dickes rotes Buch, in dem die Namen, E-Mail-Adressen und Privatnummern sämtlicher Alumni stehen. Das hilft anschließend bei der Jobsuche.

Moritz betrat die WHU wie einen Traumplaneten. Er fand eine Zweier-WG nicht weit vom Burgplatz und begann 2011 ein Bachelor-Studium in Betriebswirtschaft. Er war nicht mehr der Überflieger wie zu Hause, sondern unter Menschen, die genauso wach und schnell waren wie er. Es war phantastisch, aber auch beängstigend, weil sich der Druck erhöhte. Moritz musste jetzt mehr Kraft aufbringen, um zu den Besten zu gehören.

Am nächsten Vormittag tritt Alexander mit Max und Konstantin ins Goethezimmer der Uni. Max ist Studentensprecher des Bachelor-Jahrgangs 2015, Konstantin

Banker und Unternehmensberater zu „networking dinners“ einladen. Es gibt Alkohol. Der Boden ist noch etwas klebrig vom Networking am Abend zuvor.

Während des Rundgangs fällt häufig der Begriff „Familie“. Teamgeist und Anpassungsfähigkeit werden an der WHU belohnt, Kritik eher nicht. In ihrer Traueranzeige lobten die Studenten unter anderem Moritz' beispielhafte Hingabe, mit der er sich für „die Belange der Hochschule und ihrer Angehörigen einsetzte“.

Es gibt ein Foto von Moritz aus seiner Zeit an der WHU, es zeigt ihn mit verschränkten Armen, sehr viel Gel im Haar, gestreiftes Hemd, Krawatte und Hosensträger. Er sah aus wie Gordon Gekko, das Bild wurde nach seinem Tod dutzendfach gedruckt. Alexander sagt, das Foto sei aber bei einer Mottoparty entstanden. Das Motto hieß „Nerds“.

Moritz' Familie hätte nichts dagegen, wenn Freunde nicht nur privat, sondern auch öffentlich etwas Nettos über den Sohn erzählen würden, „damit nicht nur alte Säcke wie ich reden“, sagt Hans-Georg Dieterle. Aber niemand hat das bisher getan. Vielleicht hatten sie zu wenig Zeit. Die Studenten der WHU befassen sich wieder mit Kapitalmarktrecht und planen die nächsten Praktika. Vergangene Woche war Merrill Lynch zur Firmenpräsentation eingeladen. Max schrieb nach der Begegnung auf dem Campus in einer Mail an den SPIEGEL, sie hätten beschlossen, sich doch nicht mehr über Moritz zu äußern, auch schriftlich nicht. Sie wollten „mit dem Thema seelisch abschließen“.

Hans-Georg Dieterle tritt mit verschränkten Armen ans Fenster. Hinter der Glasscheibe stürzt der Boden 17 Etagen tief hinab. Links liegt die Hamburger Hafenstraße, wo in den Achtzigern der Staat und seine Gegner aufeinanderprallten. Dieterle fühlt sich an seine Zeit in Freiburg erinnert, in der er als Student gegen die Politik der alten BRD protestierte. Er lächelt. Damals habe er sich vor Demonstrationen mit Kugelschreiber die Telefonnummer eines Rechtsanwalts auf die Hand geschrieben, für den Fall, dass ihn die Polizei festsetzt.

Wer aus Wut nach draußen auf die Straße geht, reibt sich am System, er will, dass es sich ändert. Womöglich gehört die Hitze, die bei der Reibung entsteht, zum Erwachsenwerden, sie formt Menschen zu Bürgern. Hier unterschieden sich der Vater und der Sohn. Moritz war kein Feigling, sondern zu umtriebig, um Zeit auf Demos zu vergeuden.

Dieterle hat sich in den letzten Wochen viel mit seinem Sohn beschäftigt, aus dem traurigsten Anlass, den es für einen Vater geben kann. Erst vor ein paar Tagen hat er sich getraut, Moritz' Laptop aufzuklappen. Er ging mit der forensischen Genauigkeit eines Psychiaters vor, während er Fotos suchte. Als ginge es um ein Gut-



JORG MÜLLER / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

**Ehrhardt-Eltern Hans-Georg, Ulrike:** „Moritz, du siehst blass aus“

sischen Professors rezensieren, es ging darin um den Kapitalismus als großes Übel und den Islam als Rettung. Er habe eine sehr ehrliche Kritik geschrieben, sagt Alexander. Er spricht wie ein Anwärter auf den Diplomatischen Dienst.

Immerhin ist er der Erste, der mehr oder weniger freiwillig über seine Uni redet. Er erzählt, dass die Tage an der WHU oft früh beginnen und spät enden. Um acht Uhr an diesem Morgen hatte er eine Vorlesung in Kapitalmarktrecht, jetzt, um 23 Uhr, werde er sich an den Schreibtisch setzen und lernen.

Die WHU verlangt viel von ihren Studenten, aber sie gibt auch viel zurück. Man tritt einer Gemeinschaft Gleichgesinnter bei. Zu Beginn des Studiums veranstalten ältere Semester für die Neuen eine Schnitzeljagd, sie trinken und feiern auch viel auf der Marienburg oder in der

Sprecher des Master-Jahrgangs. Nach langem Zaudern haben sie sich entschlossen, einem Reporter den Campus zu zeigen. Sie seien skeptisch, sagt Max.

Es ist nicht einfach, diese drei jungen Männer einzuordnen. Ihre Sätze klingen wie die von Erwachsenen, vernünftig und durchdacht, gleichzeitig sehen die drei noch aus wie große Kinder. Sie veranstalten Dinner mit Leuten von Credit Suisse, tragen im Praktikum Anzug und Krawatte und nennen ihre Erstsemester „Quiet-schies“. Sie stehen da wie ein Vexierbild.

Sie sagen, man brauche Disziplin und die Fähigkeit zur Selbstkontrolle, wenn man an der WHU nicht untergehen wolle. „Es ist alles zu schaffen, wenn man sich die Zeit gut einteilt“, sagt Max. „Wir lernen hier, mit dem Druck umzugehen“, sagt Konstantin. Sie steigen die Treppe zum Gewölbekeller hinunter, wo abends

achten. Dieterle hat eine Vorliebe für Sinnsprüche von Denkern und Philosophen, und als er in den Laptop sah, stellte er fest, dass er diese Vorliebe weitervererbt hatte. Auf Moritz' Rechner fand er eine Zitatensammlung mit einem Spruch von Marilyn Monroe: „I don't want to make money, I just want to be wonderful.“ Ich will kein Geld machen, ich will nur wunderbar sein. Dieterle schmeckt dem Satz noch eine Weile hinterher, als könnte Marilyn erklären, was mit seinem Sohn geschehen ist.

Er und seine Frau kannten sich mit Privat-Unis nicht aus, den Namen der WHU hatten sie noch nie gehört. Die Banker-Welt war ihnen fremd. Sie wussten zwar, wie mies deren Ruf ist, sie konnten ja fast täglich in der Zeitung lesen, wie das Finanzwesen Menschen veränderte, nachdem der große Crash 2008 die Fassaden weggerissen hatte. Allerdings dachten sie dabei nie an ihren Sohn. Ulrike Erhardt sagt, Moritz wollte ein paar Jahre lang hart arbeiten und dann etwas Gutes tun. Warum hätten sie ihn bremsen sollen?

Die 30000 Euro für sein Bachelor-Studium konnten sie sich nicht leisten, sagt Dieterle. Moritz bekam die Hälfte der Studiengebühren erlassen, den Rest finanzierte er über einen Generationenfonds, in den Ehemalige der WHU einzahlen.

Im Sommer 2012 machte er bei der Unternehmensberatung KPMG in Frankfurt am Main ein Praktikum, Anfang dieses Jahres begann sein Auslandssemester. Er hatte sich für Ann Arbor im US-Bundesstaat Michigan entschieden, einer College-Stadt westlich von Detroit.

Moritz kam im Winter an. Jetzt wären die letzten Strahlen der Herbstsonne die Luft über dem Asphalt. Die Jungs von Beta Theta Pi werfen sich im Vorgarten ihres Wohnheims ein paar Rugby-Bälle zu, auf einem Grill zischen Steaks. Gleich ums Eck, in einem Quader aus Glas, Beton und Stahl, sind die Seminarräume und Hörsäle der Stephen M. Ross School of Business untergebracht. Drinnen ist die Luft neutral und kühl.

Moritz Erhardt hat vier Monate an der Ross School studiert, es war eine weitere Etappe auf seinem Weg nach oben, von dem alle dachten, dass er geordnet weitergehen würde. Er saß häufig in der großen Mittelhalle des Glaskastens mit schwarzen Stühlen und schwarzen Tischen, an denen Studenten in den Bildschirm ihres Laptops starren.

Eine Wirtschaftsschule wie Ross belohnt Schnelligkeit, Ausdauer und Entschlossenheit. Müßiggang bestraft sie. Studenten pressen Energie und Geld ins Studium, dafür erwarten sie, dass nach drei Jahren die Türen vieler Firmen aufspringen. Wenn es gut läuft, funktioniert eine Wirtschaftsschule wie ein Katapult.

Die Gespräche beginnen meistens so: „Hey, wie geht's?“

„Ziemlich busy, und du?“

Oben, in der ersten Etage, warten ein halbes Dutzend Erstsemester in einer Sitzgruppe. Sie sind 18 oder 19 Jahre alt und sehen nicht aus, als würden sie sich jemals die Telefonnummer eines Anwalts auf die Hand schreiben. Die Jungs tragen scharf geschnittene Anzüge, die Mädchen Kostüme und Schuhe mit Absätzen. Alle paar Minuten laufen zwei ältere Studenten die Treppe hoch, sie sind Anfang zwanzig, und führen den nächsten Kandidaten nach unten, in eine gläserne Kabine. Sie trainieren hier Bewerbungsgespräche, aber es wirkt, als planten ernste Kinder die Übernahme der Weltherrschaft. Wenn man etwas darüber nachdenkt, kommt einem der Gedanke: genau darum geht es ja.

Ein paar Schritte weiter zieht Lynn Perry Wooten eine Bürotür hinter sich zu



BRIAN KELLY / DER SPIEGEL

Wooten trug zudem jedem Studierenden auf, ein Nutzerprofil bei Seelio.com anzulegen, einer Karriereplattform für Studenten. Eine Rubrik heißt dort „Philosophy Statement“. Man sollte sich ein paar Gedanken über sich selbst machen.

Moritz wollte wahrhaftig sein, ehrlich und klar. Sein Philosophie-Statement, das nach seinem Tod gelöscht wurde, ist ausgedruckt zwei Seiten lang. Aus dem Aufsatz spricht die Stimme eines 21-Jährigen, der sich seiner Schwächen bewusst war.

„Ich bin schon früh äußerst konkurrenzbetont und ehrgeizig gewesen“, schrieb Moritz. „Manchmal war ich allerdings etwas zu ehrgeizig, was Verletzungen zur Folge hatte.“ Sein Vater habe ihm empfohlen, seine Interessen besser zu fokussieren. Moritz schrieb: „Ich habe versucht, einen Schritt nach dem anderen zu machen.“ Er sah die Welt durch die Per-



Management-Professorin Wooten: Gespräch mit Stoppuhr

und setzt sich an einen Besprechungstisch in einem fensterlosen Raum. Sie ist Professorin für Strategie, Management und Organisationen, hat Moritz unterrichtet und kannte ihn ganz gut. Neben ihr kontrolliert die PR-Frau der Uni eine Stoppuhr. Wooten hat 30 Minuten für Moritz.

Er habe sich in Ross schnell eingelebt, erzählt sie. „Die meisten Leute in meinem Kurs sahen in ihm einen Freund, sie wuchsen als Gemeinschaft zusammen.“ Am Ende sagte er, sie sollten ihn alle zu Hause besuchen kommen, in Staufen.

Die Ausbildung in Ross orientiert sich eng an echten Problemen von Firmen. Wooten nennt es „action based learning“, sie sagt, in Ross werde weniger frontal unterrichtet als in Deutschland. Moritz arbeitete unter anderem für einen amerikanischen Supermarkt eine Expansionsstrategie nach Kanada aus.

spektive eines Wettkämpfers. Moritz wollte sich bremsen, zumindest schrieb er das.

Das Problem ist, dass in Ross eine normale Arbeitswoche 60 Stunden haben kann. Die Überforderung ist Teil des Konzepts. Moritz lernte, effizient zu sein, zielgerichtet, schnell. Er hatte keine Chance auf Verlangsamung. „Er dachte strategisch, analysierte Wirtschaftsprobleme auf brillante Weise und konnte sich hervorragend ausdrücken“, sagt Lynn Wooten. Er erreichte Höchstpunktzahlen und fiel wieder als einer der Besten auf.

Ulrike Erhardt sitzt mit dem Rücken zum Fenster im Hotelzimmer. Ihr Mann ist mit dem Aufzug nach unten gefahren, um zu rauchen. Sie schweigt eine Weile, dann sagt sie, sie sei dankbar, dass Moritz nach Ann Arbor noch einmal nach Staufen gekommen sei, anstatt in Frankreich ein Praktikum zu machen. Moritz war



ANDRÉE KAISER / DER SPIEGEL

**Erhardt-Grab in Baden-Württemberg: Warum schickte ihn niemand nach Hause?**

sechs Wochen lang zu Hause und kochte für seine Eltern und seine Schwester Pasta mit Scampi oder Hackfleischsauce.

Moritz sei wärmer, herzlicher aus den USA zurückgekehrt, sagt sein Vater, nachdem er wieder oben ist. Gleichzeitig sorgte sich Moritz über seine Leistung an der WHU. Er dachte darüber nach, sein Amt als Semestersprecher aufzugeben, weil er glaubte, zu viel nebenbei erledigen zu müssen. „Ich könnte überall Einsen haben, wenn ich den Job als Semestersprecher nicht hätte“, sagte er.

Moritz war ein Athlet, dessen größter Gegner er selbst war. Ihm machte der Wettkampf Spaß, aber man fragt sich, wovon dieser Junge angetrieben wurde. Woher kam der Ehrgeiz? Seine Mutter schaut nach rechts zum Sofa und sagt lächelnd, von ihrem Mann sicher nicht.

Wenn man die beiden beobachtet, sieht man ideale Eltern, eine deutsche Familie. Sie haben ihren Sohn nicht angepeitscht, das übernahm er selbst. Hätten sie Moritz maßigen müssen? Wie viel Kontrolle hätte er ihnen überhaupt gestattet?

„Ich glaube, dass ich als Mensch mehr Erfolg haben werde, wenn ich mich auf ein einziges Ziel konzentriere“, schrieb Moritz in seinem Philosophie-Statement. „Konkret gesprochen: Mein primäres Interesse besteht darin, mich selbst kontinuierlich zu verbessern und nach Exzellenz zu streben.“ Anfang Juli packte er zwei Koffer und flog nach London.

Die Bank of America Merrill Lynch hat ihre Büros im Osten der Stadt in einem sechsstöckigen Gebäude nicht weit von der St-Paul's-Cathedral entfernt. Die Teams, für die Moritz arbeitete, sitzen in Großraumbüros in der vierten und fünften Etage. Moritz kannte die Bank, weil er dort im Jahr zuvor eine Woche lang hospitiert hatte. „Ich habe schon 20 Freunde in London“, erzählte er seinen Eltern.

Eine Investmentbank ist kein gutmütiges Wesen, sie ist ein Tier. Man muss gewappnet sein. Moritz hatte Ehrgeiz, Charme und Durchsetzungswillen für einen ganzen Bus voller Praktikanten. Er bekam, was er wollte, aber womöglich hat er übersehen, dass Zeit vergehen muss, bevor aus Menschen Helden werden.

Ein Analyst in einer Investmentbank schreibt vor allem Powerpoint-Präsentationen, die sein Boss vor Kunden halten wird oder auch nicht. Er steht unten in der Hierarchie des Großraumbüros, erstellt Unternehmensprofile, recherchiert Zahlen und erhebt Daten über Konkurrenten. Das Einstiegsgehalt für einen Analysten im ersten Jahr bei Merrill Lynch liegt bei 45 000 Pfund, knapp 54 000 Euro,

## **Bewerbungsgespräche wirken, als planten ernste Kinder die Übernahme der Weltherrschaft.**

dazu kommt ein variabler Bonus, dieses Jahr um die 20 000 Pfund. Niemand bezweifelt, dass Moritz Erhardt einen dieser Jobs bekommen hätte.

Diesen Sommer begannen rund 40 junge Frauen und Männer ihr Praktikum in der Investmentsparte. Moritz mietete sich ein Zimmer in einer Fünfer-WG im Claredale House, einem Studentenwohnheim 25 Busminuten von der Bank weg.

Nach allen Schilderungen aus der Bank war Moritz einer der beliebtesten Praktikanten dieses Sommers. „Mama, die Stadt ist phantastisch“, schwärmte er am Telefon. Moritz fühlte sich wohl, weil er Leute hatte, denen er vertrauen konnte, zumeist Deutsche, die in London lebten. Außerdem kannte er zwei WHU-Absolventen bei Merrill Lynch. Er arbeitete

viel, freitags feierte er in den Londoner Clubs, so erzählte er es seiner Mutter. Eine feste Freundin hatte er nicht, aber er war beliebt bei Frauen. „Die Freude, die er während seiner Zeit in London hatte, und den Stolz, in der Finanzindustrie zu arbeiten, waren nicht zu übersehen“, schrieb ein Kollege später.

Am Sonntagnachmittag, dem 11. August, sah Ulrike Erhardt ihren Sohn das letzte Mal auf Skype. Er gefiel ihr nicht.

„Moritz, du siehst blass aus. Schläfst du genug?“ – „Ja, Mama.“

Er wollte noch rasch Schuhe kaufen, dann müsse er wieder in die Bank. Er hatte noch zwei Wochen vor sich, aber woran er arbeite, sagte er, dürfe er nicht erzählen. Er bat seine Mutter noch, ihm bei der Bewerbung für ein Stipendium zu helfen, dann endete das Gespräch.

Moritz schrieb dann noch drei E-Mails aus London, die letzten beiden am Dienstag und am Mittwoch. Beide gegen fünf Uhr morgens. Moritz' Eltern sagen, sie wissen, dass er auch am Donnerstag erst gegen fünf nach Hause kam. Das alles beweist noch nicht, dass er tatsächlich so lange in der Bank war. Aber es sind Indizien einer Überforderung.

Es ist jetzt still im Hotelzimmer. Moritz starb am 15. August, die Urne mit seiner Asche liegt auf einem Friedhof in der Nähe von Staufen. Hans-Georg Dieterle und seine Frau haben sieben Wochen nach dem Tod ihres Sohnes noch erstaunlich wenig über die Umstände erfahren. Sie wollen trotzdem nicht spekulieren, weshalb er gestorben ist. Der Obduktionsbericht ist noch nicht geschrieben.

Menschen, die Moritz kannten, erzählen, dass er mehrere epileptische Anfälle in den vergangenen Jahren hatte. Eine Theorie lautet, dass sein Körper durch zu wenig Schlaf geschwächt wurde, dass er in der Duschkabine einen Krampfanfall erlitt, ohnmächtig wurde und unter dem laufenden Wasser ertrank. Auch das muss aber belegt werden, und die Bank will Spekulationen über mögliche Nachschichten ihres Praktikanten nicht kommentieren. Ulrike Erhardt sagt, sie würde gern erfahren, an welchem Projekt Moritz bis zuletzt so lange saß. Doch auch dazu sagte die Bank bis jetzt nichts.

Wenn es aber stimmen sollte, dass Moritz so viele Nachschichten gemacht hat: Warum gab es niemanden, der ihn beiseite nahm und nach Hause schickte?

Was fühlen die Eltern? Wut?

„Absolut nicht“, ruft Hans-Georg Dieterle. Er sagt, es habe ihn tief berührt, wie effizient, professionell und leise sich die Leute von Merrill Lynch in London und Frankfurt um alles kümmerten. Er benutzt mehrmals das Wort „Wärme“. Als er nach Moritz' Tod zum ersten Mal dessen WG-Zimmer im Claredale House betreten habe, sei alles erstaunlich sauber und aufgeräumt gewesen.



# Wir sind ein Völkle

**ORTSTERMIN:** In Stuttgart organisiert die grün-rote Landesregierung einen rückstandsfreien Tag der Deutschen.

Der Ministerpräsident hat die Eigenart, jeden Vokal sorgfältig zu betonen. „Nur zusammen sind wir einzigartig“, sagt er, und die Wörter klingen wie laubgesägt. Auch begrüße er die Vertreter des „Zipfelbunds“, eines Zusammenschlusses der abgelegensten Gemeinden Deutschlands, von Selfkant bis Oberstdorf.

Das Große und das Kleine, nichts darf zurückbleiben. Zum ersten Mal ist ein grüner Ministerpräsident zuständig für die Feier zur deutschen Einheit. Sieht man das? Jedenfalls sieht man keine Nationalfahnen, keine schwarz-rot-goldenen Wimpel und Gesichtsbemalungen. Es soll eben ein Bürgerfest sein, sagt Winfried Kretschmann, der Landesvater von Baden-Württemberg, „aber eines mit Inhalten“. Nicht nur Bier, Wurst und Präsidentenrede.

Er schaut auf und sieht den Schriftzug „Lebensräume“. Die Werbung eines Küchenstudios. Vielleicht sieht er auch das selbstgemalte Pappschild, das eine kleine, sehr alte Dame über sich hält, so selbstverständlich wie einen Sonnenschirm: „Kopf Bleibt Oben“ steht da. Eine klare Botschaft, jedenfalls in Stuttgart, wo über einen Bahnhof gestritten wird wie übers Seelenheil.

„Pflanz in der Mitte eines Platzes einen mit Blumen bekränzten Baum, versammelt dort das Volk – und ihr werdet ein Fest haben“, hat Jean-Jacques Rousseau geschrieben, der Erfinder des Nationalfests. Denn im Fest wird Identität gestiftet. In der Mitte des Stuttgarter Festes, auf dem Schlossplatz, stehen Dixi-Häuschen. Das ist wohl auch besser so.

Kretschmann hat die ganze Innenstadt für zwei Tage sperren lassen. Für Ländermeile, Mitmachstationen, wo „Heimat Vielfalt trifft“ und „Neugier“ auf „Bewegung“. Es spielen das „Altentheater Dörripflaume“ und später noch die Prinzen.

Da ist E-Government und die „Aktion Deutschland Hilft“. Das Kanzleramt verteilt Flugschriften für „BürokratieAbbau“. An jedem Stand wird einem ein Grundgesetz, ein Angebot zu Hilfe, Versöhnung,

Auseinandersetzung, Partizipation in die Hand gedrückt.

Noch mehr Bürgernähe würde unter Stalking fallen.

„Die Bundesregierung“, wer auch immer sich noch dahinter verbirgt, präsentiert ihre Ministerien in einem Festzelt. Es gibt ein „sicherheitspolitisches Quiz“ beim Stand des Verteidigungsministeriums, Gutscheine für eine Vor-Ort-Energieberatung bei den Kollegen vom Wirtschaftsressort. Der Innenminister scheint vor allem für Sport und Dialog zuständig zu sein, der Kulturstatsminister für lus-

Ein paar Schritte weiter, vorm Königsbau, stehen drei sympathische junge Herren und verteilen ungestört eine Zeitung, die mit dem Satz endet: „Für Solidarität und Klassenkampf! Für den Kommunismus!“ Die Passanten nehmen den Aufruf höflich entgegen und stecken ihn in den Tragebeutel des Bundesfinanzministers. Als schließlich einige Polizeibeamte, allesamt im Pensionsalter, einschreiten, sagt einer der drei: „Wir sind eben systemgefährdend.“ Heute ist einfach jeder mit der Welt im Reinen.

Auf dem Marktplatz, wo Kretschmann neben einem Fernsehkoch vokalvoll über

die Liebe zu Kässpätzle reden muss, stehen Segha Jabi und Lamin Gibba aus Gambia und verteilen Einladungen zur Landesgartenschau in Schwäbisch Gmünd, mit Sätzen wie: „Gut. Super. Alle machen Spaß machen. Schönen Tag noch.“ Was man eben nach ein paar Monaten Deutschland so gelernt hat. Was man gern sagt, auch hundertmal am Tag, wenn man es in dieses Land geschafft hat und nicht im Sahel verdurstet ist, wie manche ihrer Gefährten.

Ein paar Meter weiter steht Richard Arnold, der Oberbürgermeister von Schwäbisch Gmünd. „Tatsächlich, es gibt praktisch keine Nationalflaggen“, das, sagt er, sei ihm gar nicht aufgefallen.

Wäre das bei einer CDU-Regierung anders? „Kaum. So sind wir eben. Je höher es in den politischen Ebenen geht, desto mehr Einfluss haben die Experten. Da werden die Leute skeptischer.“

Kürzlich brachte er Linke, Gewerkschaft und andere reine Seelen gegen sich auf, weil er Asylbewerber als Gepäckträger angestellt hatte. Auf deren Wunsch nach Arbeit hin. Weil Fahrgäste sonst ihre Koffer eine Behelfstreppe hätten hochschleppen müssen. Die Initiative musste abgebrochen werden. Jetzt hat der OB die Flüchtlinge für den Nationalfeiertag angestellt. Er ist schwul, er ist undogmatisch, er ist in der CDU. Zusammen ziemlich einzigartig.

Sie können alles, in Baden-Württemberg. Vor allem können sie deutsch sein.

ALEXANDER SMOLTSCZYK



Politiker Kretschmann, Bürger Segha Jabi: „Gut, super“

tige Jugendfilme. Selbst das Finanzministerium wirft heute Steuergelder unter die Bürger, in Form von Baumwolltrageaschen.

Ein Zelt weiter steht der „Bundesrat“, und hier wird das Bürgerfest zum Bürgerunterricht. Dicht an dicht drängelt sich der Souverän, denn es gibt ein Ratespiel und also etwas zu gewinnen. „Bis wann regierte Konrad Adenauer?“ Wie sich da die Arme strecken! „Wie heißt dieser Mann, der aus Versehen die Maueröffnung verkündet hat?“ – Schabowski! Schabowski! – „Natürlich, aber in welchem Ministerium liegt heute der Saal, wo es geschah?“ Die Stimmung ist bestens, niemand pöbelt oder pröllt, keiner will etwas Besseres sein als nur ein guter Bürger, mit entsprechendem -sinn.

LUFTHANSA

## Arbeitnehmer fordern raschen Chefwechsel

Die Mitglieder der Kabinengewerkschaft UFO (Unabhängige Flugbegleiter Organisation) erhalten ab sofort Einblick in die Arbeit des Lufthansa-Aufsichtsrats – mit ihrem Code über die Website der Organisation. Das kündigten die beiden UFO-Vertreter in dem 20-köpfigen Gremium an. In einem ersten Beitrag schildern die UFO-Abgesandten der Basis brisante Details rund um die letzte Sitzung des Gremiums am 18. September. Demnach waren sich alle Arbeitnehmervertreter einig, dass Konzernchef Christoph Franz nicht bis Mai 2014 im Amt bleiben könne, da sonst die Gefahr bestehe, dass er zur „lame duck“ werde. Franz hatte kurz zuvor angekündigt, zum Schweizer Pharmakonzern Roche zu wechseln. Stattdessen, heißt es in dem internen Rundschreiben, müsse eine „zügige Nachbesetzung“ erfolgen. Außerdem fordern die Kontrolleure eine Diskussion über „Führungsstil und Führungskultur“ bei der Lufthansa, „und zwar direkt im gesamten Aufsichtsrat“. Ausdrücklich gelobt wird der neue Vorsitzende des Gremiums Wolfgang Mayrhuber. Der gebürtige Österreicher, der im Mai erst nach heftigen Turbulenzen ins Amt kam, hatte zusammen mit Franz alle Aufseher am Vorabend der Sitzung erstmals zum gemeinsamen Abendessen eingeladen.

BETRAM BÖLKOW / DER SPIEGEL



Protestierende Mitarbeiter in Leipzig

AMAZON

## Streiks vor Weihnachten

Die Gewerkschaft Ver.di droht dem Versandhändler Amazon mit Streiks während des Weihnachtsgeschäfts. Schon im September hatten mehrere hundert Amazon-Mitarbeiter in den Verteilerzentren in Leipzig und Bad Hersfeld die Arbeit niedergelegt. Nun wollen Mitglieder der Gewerkschaft im Dezember erneut streiken, also während der umsatzstarken Vorweihnachtszeit. „Ich würde mich an Amazons Stelle nicht darauf verlassen, vor Weihnachten alle Kundenversprechen einhalten zu können“, sagt Ver.di-Sekretär Heiner Reimann. Man wolle dann zum Ausstand aufrufen, wenn es Amazon besonders weh tue. Noch unklar

ist, ob die Streiks neben Leipzig und Bad Hersfeld auch auf andere Standorte ausgedehnt werden sollen. Die Gewerkschaft will den Online-Händler zu Verhandlungen über einen Tarifvertrag zwingen und erreichen, dass Amazon seine Mitarbeiter in den Verteilerzentren nach den Konditionen des Einzel- und Versandhandels bezahlt. Das Unternehmen lehnt beides bislang ab. Man sehe für Kunden und Mitarbeiter keinen Vorteil in einem Tarifabschluss, so Amazon. Die derzeitigen Löhne lägen über dem Branchenschnitt. Ver.di will nur dann von neuen Streiks absehen, wenn Amazon bereit sei, ernsthaft zu verhandeln.

FINANZTRANSAKTIONSTEUER

## Unbegründete Klage

Die Klage Großbritanniens gegen die Finanztransaktionssteuer hat nach Ansicht des Wissenschaftlichen Dienstes

des Bundestags keine Aussicht auf Erfolg. In einem rund 50-seitigen Gutachten kommen die Experten nicht nur zu dem Ergebnis, die Klage vor dem Europäischen Gerichtshof sei in wesentlichen Punkten unzulässig, da die konkrete Ausgestaltung der Steuer noch gar nicht feststehe. Auch in-

haltlich sei sie unbegründet, da das Vorhaben nach Ansicht der Juristen nicht gegen EU-Recht verstößt. So sei etwa eine Beeinträchtigung für den Binnenmarkt nicht erkennbar. Elf EU-Länder, darunter Deutschland, wollen eine Steuer auf Finanzgeschäfte einführen, sie erhoffen sich dadurch Einnahmen von bis zu 35 Milliarden Euro pro Jahr. Großbritannien will sich an dem Schritt nicht beteiligen, fürchtet aber, dass der Finanzplatz London trotzdem in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. „Die Finanztransaktionssteuer widerspricht nicht EU-Recht, wir sollten sie nun endlich auch einführen“, fordert der SPD-Finanzexperte im Bundestag Carsten Sieling.



Londoner Innenstadt

T W I T T E R

## „Großes Potential“



*Der Kurznachrichtendienst Twitter plant den Gang an die Börse. Oliver Diehl, 42, Leiter des Kapitalmarktgeschäfts der Berenberg Bank, über die Chancen und Risiken für Anleger*

**SPIEGEL:** Herr Diehl, sollten Anleger die Twitter-Aktie kaufen?

**Diehl:** Das hängt natürlich vom Preis ab. Wir haben ja bei Facebook gesehen, dass Börsengänge von sozialen Netzwerken schwierig sein können. Im Sinne der Anleger sollten die Aktien zu einem Preis an den Markt kommen, der einiges Kurspotential bietet.

**SPIEGEL:** Twitter macht 500 Millionen Dollar Umsatz und seit der Gründung nur Verluste. Warum sollte man in solch eine Firma Geld stecken?

**Diehl:** Weil man als Anleger davon ausgeht, dass Twitter die starken und weiter steigenden Umsätze bald in Gewinne ummünzen wird.

**SPIEGEL:** Woher sollen die denn kommen? Was ist das Geschäftsmodell?

**Diehl:** Man muss abwarten, in welchem Ausmaß Twitter seine enorme Kundenbasis zu Geld machen kann. Der Netz-



werkeffekt, Werbe-Tweets und die Möglichkeit des zielgruppengerechten Ansprechens bieten sehr großes Potential. Erinnern Sie sich nur an Google: Das Management hatte zu Beginn auch keine klare Strategie, wie die Firma Geld verdienen könnte. Und dieses Jahr, schätzen Analysten, könnte Google bei einem Umsatz von 45 Milliarden Dollar 15 Milliarden Dollar verdienen. Davon können andere Firmen nur träumen.

**SPIEGEL:** Werbeeinnahmen im Netz sind hart umkämpft. Twitter könnte auf der Verliererseite landen, zumal das Nutzer-Wachstum schon nachlässt.

**Diehl:** Da haben Sie recht. Doch der Markt für Werbeeinnahmen wächst immer noch rapide. Neben Online-Werbung nimmt auch die Werbung auf mobilen Endgeräten zu. **SPIEGEL:** Facebook ist vergangenes Jahr nach dem Börsengang erst einmal abgestürzt. Droht Twitter das Gleiche? **Diehl:** Schwer zu sagen. Da traditionelle Bewertungsmethoden oft nicht greifen, sind die Kurse volatil. Bei Facebook wurde über das Geschäftsmodell diskutiert, eine Strategie bezüglich mobiler Endgeräte fehlte. Dennoch notiert die Aktie über dem Ausgabepreis.

E N E R G I E W E N D E

## Bündelung im Wirtschaftsressort

Der CDU-Wirtschaftsflügel will die Kompetenzen für die Energiewende in der nächsten Regierung beim Wirtschaftsministerium bündeln. „Die künftige Energiepolitik muss aus einer Hand kommen – am besten aus dem Wirtschaftsministerium“, sagt der Chef des Parlamentskreises Mittelstand in der Unions-Bundtagsfraktion Christian Freiherr von Stetten (CDU). Bislang sind die Kompetenzen für die Energiewende zwischen Wirtschafts- und Umweltressort geteilt. Einzelne Themen werden zudem im Forschungs- und im Verkehrsministerium behandelt. „Man muss sich nur vor-



Windräder in der Nordsee

PAUL LANGROCK / AGENTUR ZEIT

stellen, wenn das Wirtschaftsressort künftig an die CDU fällt und das Umweltministerium an die SPD, dann ist bei der Energiewende Stillstand programmiert“, sagt Stetten. Unterstützung erhält er vom wirtschaftspolitischen Sprecher der Unionsfraktion Joachim Pfeiffer (CDU). „Die beste Lösung ist die Bündelung der Energiepolitik beim Wirtschaftsministerium, weil Energie für den Wirtschafts- und In-

dustriestandort von zentraler Bedeutung ist.“ Ein Vorbild für die Aufwertung des Wirtschaftsministeriums ist Bayern, wo CSU-Chef Horst Seehofer Kompetenzen ähnlich bündeln will.



BERATER

# Drehtüren in Brüssel

Hochrangige EU-Kommissionsbeamte wechseln gern die Seiten. Sie heuern bei chinesischen Unternehmen, Zigarettenkonzernen oder PR-Firmen an. Interessenkonflikte werden oft ignoriert.

**D**ass er sich vor Lobbyisten kaum würde retten können, ahnte Karel De Gucht schon bei seinem Amtsantritt. „Wer wichtig ist, bekommt es mit vielen Lobbyisten zu tun“, sagte der designierte EU-Handelskommissar damals vor dem Europaparlament. Er wolle daher, versprach der Belgier, „Interessen von Dritten entgegentreten“, wenn diese „übermäßig Einfluss“ nähmen. Er werde, fügte er hinzu, seine „Unabhängigkeit“ verteidigen.

Derzeit haben besonders Unternehmen aus China ein Auge auf De Gucht geworfen. Spätestens seit seiner Entscheidung, gegen die Dumping-Preise von Herstellern chinesischer Solarmodule Strafzölle zu verhängen, wissen die Chi-

nesen, dass De Gucht es ernst meint mit seiner proklamierten Unabhängigkeit. In China gilt er seitdem als Feind, „Starrkopf“ nannte ihn eine Zeitung.

Das Interesse chinesischer Stellen, frühzeitig an Informationen über geplante Beschlüsse der EU-Kommission heranzukommen, ist groß. Mit Vorliebe rekrutieren sie ehemalige Beamte der EU-Kommission. Nicht nur die Chinesen versprechen sich viel von ihnen. Auch PR-Firmen oder internationale Konzerne umwerben die Ehemaligen mit ihrem Netzwerk.

Beraterfunktionen müssen sich die scheidenden EU-Beamten offiziell genehmigen lassen. Es gibt ein eigenes Berichtswesen, das sich mit den Seitenwechslern beschäftigt. Allerdings zeigen interne Un-

terlagen, dass dabei häufig ein Auge zugedrückt wird.

Exemplarisch lassen sich die zahlreichen Interessenkonflikte bei Serge Abou aufzeigen. Der Franzose diente der EU mehr als drei Jahrzehnte lang in wichtigen Funktionen. Er war Generaldirektor für Auswärtige Beziehungen und Direktor für Handelspolitische Schutzmaßnahmen. Die letzten sechs Jahre seiner Laufbahn verbrachte er als EU-Botschafter in Peking.

Nachdem Abou aus dem EU-Dienst ausgeschieden war, wollte er bei Huawei anheuern, dem größten chinesischen Telekommunikationskonzern. Das Unternehmen sprach ihn im Juli 2011, kurz nach seinem Ausscheiden, auf einer Kon-



Zentrale der EU-Kommission in Brüssel

ALEXANDER STEIN / JONER

ferenz in Paris an. Da fürchteten die Chinesen bereits Ermittlungen des Handelskommissars De Gucht. In den USA hatte Huawei massive Probleme, weil dort Verdacht auf Spionage bestand.

Trotz des offenkundigen Interessenkonflikts zwischen der EU und Huawei erhielt Ex-Botschafter Abou die Erlaubnis, für das chinesische Unternehmen zu arbeiten. Zwar durfte Abou seinen Beraterjob erst zwei Jahre nach seinem Ausscheiden aus der EU-Kommission antreten. Auch wurde er schriftlich aufgefordert, „jede Lobbytätigkeit gegenüber der Kommission zu unterlassen“ und „Huawei nicht in Kontakten mit der Kommission zu repräsentieren“. Doch wer kann schon überprüfen, ob Abou aus seinem prall gefüllten Telefonbuch einen alten Freund in der Generaldirektion Handel anruft?

Abou war auf Anfrage nicht zu erreichen, der Leiter des Brüsseler Büros von Huawei, Leo Sun, erklärte, Abou versorge Huawei mit „allgemeinem strategischem Rat in weltwirtschaftlichen und politischen Angelegenheiten“. Abou halte sich dabei strikt an die Vorgaben der EU-Kommission.

Wie wenig offenbar selbst die Kommission solchen formalen Vorgaben traut, zeigt die interne Korrespondenz der Behörde. So lehnte der oberste Beamte der Generaldirektion Handel den Deal ab. Er halte „die von ihm in seinen Schreiben vom 11.

Juni und 3. Juli genannten Vorbehalte aufrecht“, schrieb Generaldirektor Jean-Luc Demarty am 26. Juli 2012 in einer E-Mail an die Generaldirektion. Er habe, so Demarty, „weiterhin Zweifel an der Angemessenheit dieser Genehmigung“.

Ende Oktober warnte eine Mitarbeiterin der Handelsabteilung vor den verstärkten Lobbyaktivitäten Huaweis: „Sie hatten Treffen, mit mehreren europäischen Regierungen, Kommissaren und Europaabgeordneten.“ Sie hätten sogar die Ex-Kommissarin Danuta Hübner zu einem „privaten Besuch“ in Huawei Konzernzentrale nach Shenzhen eingeladen. Abou selbst verwies in einer Stellungnahme auf andere EU-Beamte, die bereits für Huawei tätig seien – darunter der ehemalige Kabinettschef eines EU-Kommissars: „Ich befinde mich also in guter Gesellschaft.“

In der Handelsabteilung wissen sie von den Versuchungen. 2008 soll der deutsche EU-Beamte Fritz-Harald Wenig, damals Abteilungsleiter in der Generaldirektion Handel, angeboten haben, als chinesische Lobbyisten getarnten Journalisten gegen eine Zahlung von 100 000 Euro vertrauliche Informationen über Handelszölle zu liefern. Dem Mitarbeiter wurde gekündigt, über die Gültigkeit dieses Schritts wird vor Gericht gestritten.

Im vergangenen Mai entschied De Gucht, ein Anti-Dumping-Verfahren gegen Huawei und ein weiteres Unternehmen zu eröffnen, die Chinesen bestreiten die Vorwürfe. Es geht um jährliche Importe in die EU in Milliardenhöhe. Es ist das erste Mal, dass ein Verfahren ohne die formelle Klage eines betroffenen europäischen Unternehmens oder Industrieverbandes eröffnet wurde – so stark sind die Verdachtsmomente gegen den chinesischen Konzern.

Derzeit sorgt ein anderer prominenter Wechsel hinter den Kulissen für Aufregung. Es geht um den Leiter der Generaldirektion Energie, Philip Lowe. Der Brite scheidet Ende des Jahres altersbedingt aus dem Dienst und wechselt die Seiten. Zum 1. Januar 2014 wird er einer von fünf nichtgeschäftsführenden Direktoren der neuen britischen Wettbewerbsbehörde.

Der Antrag ging ohne Probleme durch die zuständigen Gremien. Dass Lowe nicht in ein privates Unternehmen wechselt, sondern in eine öffentliche Behörde, macht den Fall nicht weniger brisant. Oft genug vertreten die Behörden eines Mitgliedstaates andere Rechtsauffassungen als die EU-Kommission. Gerade die Briten suchen immer wieder nach Möglichkeiten, die EU-Institutionen zu schwächen. Zudem war Lowe von 2002 bis 2010 auch Generaldirektor für Wettbewerb. In der Funktion verantwortete er zahlreiche Sanktionen gegen Mitgliedstaaten und Unternehmen wegen des Bruchs von EU-Wettbewerbsgesetzen. Lowe wies selbst



Handelskommissar De Gucht



Ombudsfrau O'Reilly



Lobbyist Abou

in seinem Antrag darauf hin, dass er in der früheren Funktion immer wieder mit den verschiedenen britischen Wettbewerbsbehörden in Kontakt stand.

Die für die Genehmigung zuständige Generaldirektion aber sah darin keinen Interessenkonflikt. Sie sei erfreut, schrieb Generaldirektorin Irene Souka an Lowe, dass die zuständige Ernennungsbehörde ihm die Erlaubnis erteile, die von ihm in seinem Antrag genannten Aktivitäten auszuführen. Auch das Kabinett von Energiekommissar Günther Oettinger äußerte keine Zweifel.

Dass Lowe bereits vor seinem Ausscheiden aus dem Dienst der EU-Kommission für die britische Behörde zu arbeiten beginnt, war für die EU-Kommission ebenfalls kein Grund zur Sorge. Solche Nebentätigkeiten müssen mindestens zwei Monate vorher beantragt werden, Lowe jedoch schrieb erst im Juli, dass er bereits Ende Juli beim Aufbau der neuen britischen Behörde mitwirken werde. Er habe leider die Zweimonatsfrist nicht einhalten können, schrieb der Brite. Zudem erhält er für seine Nebentätigkeit bis Ende des Jahres einen hübschen Nebenverdienst von 4500 Euro – zusätzlich zu seinem monatlichen Grundgehalt als Generaldirektor von 19 000 Euro.

„Der EU-Kommission fehlt die Sensibilität und der Wille, die Interessenkon-



**Präsentation von Huawei-Smartphones:** „EU-Abgeordnete und Kommissare getroffen“

flikte bei solchen Drehtürwechseln in die Industrie zu sehen“, sagt Olivier Hoedeman von der Anti-Lobbyorganisation Corporate Europe Observatory (CEO), die ähnliche Fälle gesammelt hat. Der Niederländer reichte für CEO zusammen mit Greenpeace, LobbyControl und Spinwatch schon im vergangenen Jahr eine förmliche Beschwerde beim Europäischen Ombudsmann ein. Die EU-Kommission wende ihre eigenen Regeln „nicht adäquat“ an, heißt es dort.

In vier Jahren habe es mindestens 343 Fälle gegeben, in denen die Kommission eine Prüfung möglicher Interessenkonflikte vorgenommen habe, so die Begründung. Doch nur in einem Fall sei der Seitenwechsel tatsächlich verboten worden, in vier Fällen habe es Auflagen gegeben.

Dass so wenige Fälle mit Sanktionen enden, könne als Beweis angesehen werden, „dass wir ein gutes System haben“, meint ein Sprecher des für Personal zuständigen EU-Kommissars. Dass manche hochrangigen Mitarbeiter beim Ausscheiden vergäßen, potentielle Interessenkonflikte in Bezug auf ihren künftigen Job zu benennen, komme immer seltener vor. „Jeder ist verpflichtet, vor dem Ausscheiden bei der EU-Kommission einen Ethikkurs zu besuchen“, sagt er.

Der neue Ombudsmann, seit dem 1. Oktober mit Emily O'Reilly zum ersten Mal eine Frau, ist da deutlich skeptischer. „Die EU-Kommission muss auf diesem Gebiet den Goldstandard einhalten“, sagt die Irin. Viele Mitgliedsländer seien deutlich weiter, wenn es darum geht, mit Interessenkonflikten ihrer Mitarbeiter umzugehen.

Zehn Jahre lang hat die resolute Frau („Sie können mich ruhig Ombudsmann nennen“) die Beschwerdestelle für die Bürger in Irland geleitet. Nun will sie die in Brüssel oft als eher machtlos belächelte Institution zu einer ernstzunehmenden

Kontrollinstanz der EU-Behörden ausbauen. Wie diese mit der Vielzahl von Interessenkonflikten umgehen, müsse sehr genau geprüft werden. Sie sieht im nächsten Jahr viel Arbeit auf sich zukommen.

Im Sommer 2014 endet die Amtszeit der aktuellen Kommission, und schon jetzt sind viele Mitarbeiter auf der Suche nach einem neuen Job. „Wie können Sie gewährleisten, dass die aktuellen Entscheidungen von EU-Mitarbeitern nicht schon vom Jobangebot des nächsten Arbeitgebers abhängen?“, fragt sie sorgenvoll.

Immerhin wird es ab dem 1. Januar aller Voraussicht nach eine striktere Regel für die 32 000 Angestellten der EU-Kommission geben. So soll es für Führungskräfte im Prinzip eine zwölfmonatige Karenzzeit geben, bis sie einen neuen Job antreten dürfen. O'Reilly begrüßt den klarer gefassten Paragraphen, weist aber darauf hin, dass es weiter Schlupflöcher gibt. Wer sich verpflichtet, nicht bei seinen früheren Kollegen Lobbyarbeit zu machen, kann wie gehabt sofort die Seiten wechseln.

Klare Spielregeln scheut die EU-Kommission. Jeder Fall sei anders, heißt es. Manchmal sei ein lebenslanger Bann bestimmter Tätigkeiten die richtige Maßnahme. Doch man müsse ihren Angestellten auch die Chance geben, eine andere berufliche Laufbahn anzustreben. Wer zu hart durchgreife, werde mit einem solchen Berufsverbot spätestens vor Gericht scheitern.

Alles richtig. Wenn da nicht immer wieder Fälle offensichtlicher Interessenkonflikte wären, die gerade in den Chefetagen rund um EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso einen bemerkenswerten Mangel an Problembewusstsein zeigen.

Michel Petite schied Ende 2007 als Generaldirektor des Juristischen Dienstes

bei der EU-Kommission aus. Er handelte für die EU unter anderem ein milliardenschweres Abkommen mit dem amerikanischen Zigarettenkonzern Philip Morris aus. Der Franzose wechselte als Spezialist für EU-Angelegenheiten zu der Anwaltskanzlei Clifford Chance in Paris. Philip Morris ist ein sehr guter Kunde bei Clifford Chance, Petite vertrat die Firma sogar in Norwegen vor Gericht.

2011 und 2012 traf der Franzose seine alten Kollegen vom Juristischen Dienst der EU. Es ging um die umstrittene EU-Tabakrichtlinie, die bei den Zigarettenkonzernen Angst und Schrecken verbreitet. Diese fürchten unter anderem, dass die Leute mit großen Warnhinweisen vom Rauchen abgehalten und gesundheitsschädliche Inhaltsstoffe verboten werden.

Die EU-Kommission rechtfertigt die Besuche Petites damit, dass es dabei nicht um Lobbyarbeit, sondern um rechtliche Dinge gegangen sei. Er habe völlig transparent gemacht, dass sein neuer Arbeitgeber auch für Philip Morris tätig ist.

Petite war offenbar auch dem schwedischen Tabakkonzern Swedish Match zu Diensten, als der abträgliche Informationen über den damaligen EU-Gesundheitskommissar John Dalli loswerden wollte.

Deren Chef der Rechtsabteilung gab als Zeuge gegenüber der EU-Anti-Betrugsbehörde Olaf an, dass er Petite in der Angelegenheit eingeschaltet habe. Daraufhin habe der seine alte Kollegin Catherine Day angerufen. Die Generalsekretärin der EU-Kommission gab dann die Olaf-Untersuchung gegen Dalli in Auftrag, die zum Rücktritt des Kommissars führte (SPIEGEL 51/2012).

Nun muss sich die Ombudsfrau mit dem Fall Petite beschäftigen. Denn der ist zu allem Überfluss auch noch Mitglied des Ethikausschusses, der das Verhalten der EU-Kommissare bei ihrem Übertritt in die Privatwirtschaft begutachten soll. In dieser Funktion ist der Anwalt offenbar so wertvoll, dass Barroso im Dezember 2012 eine Verlängerung von Petites Vertrag als Ethikbeauftragter für weitere drei Jahre durchsetzte. Er wird darüber wachen, wenn ein Teil der Kommissare im nächsten Jahr auf Jobsuche geht.

Ein ehemaliger Kommissionsbeamter mit besten Kontakten zur Zigarettenindustrie sei kein „glaubhafter Berater der Kommission für Wechsel in die Privatwirtschaft und andere ethische Aspekte“, schrieb Nina Katzemich von LobbyControl in ihrer Beschwerde an die Ombudsstelle.

O'Reilly will noch in diesem Herbst urteilen. Es könnte eine frühe Entscheidung darüber werden, wie ernst sie in Brüssel genommen wird.

CHRISTOPH PAULY,  
CHRISTOPH SCHULT

KORRUPTION

# Blonde Bombe

Gepflegte Geschäfte: Ein deutscher Konzern, zu dem auch der Waffenhersteller Sig Sauer gehört, soll in Indien für Aufträge geschmiert haben.



Sig-Sauer-Messestand in Neu-Delhi: „Instruktionen vom VIP“



Ehepaar Neacsu, Verma (2. u. 3. v. l.): Für besonders schwierige Fälle

In der weitgehend ungeschriebenen, aber überfälligen Kulturgeschichte der E-Mail sollte ein Kapitel auf keinen Fall fehlen: wie die E-Mail dem Menschen ganz neue Möglichkeiten eröffnete, sich besonders dämlich anzustellen. Sehr zu empfehlen wäre da als Beispiel die Mail des indischen Waffenlobbyisten Abhishek Verma vom 8. Juli 2011, die an seine engste Mitarbeiterin und Ehefrau Anca Neacsu ging.

Darin heißt es zu dem in diesen Kreisen stets aktuellen Thema Bestechung: „Du sollst nicht darüber schreiben, dass man Regierungsmitarbeiter mit Essen, Getränken und in der Sex-Stellung 69 bedient. Das alles sollte der mündlichen Kommunikation vorbehalten bleiben. Aufgeschrieben werden sollten nur dienstliche Dinge, die nichts mit \$\$\$ an Entscheidungsträger zu tun haben.“

Bleibt noch zu sagen, dass Verma die Mail darüber, was man in Mails auf keinen Fall schreiben sollte, besser auf keinen Fall geschrieben hätte. Sie liegt heute, wie viele weitere Dokumente, indischen Ermittlern vor, und sollte stimmen, was darin steht, bringt sie eine Waffenschmiede in deutschem Besitz in Schwierigkeiten: Sig Sauer. Der US-Pistolenhersteller, der den Unternehmern Michael Lüke und Thomas Ortmeier aus Emsdetten gehört, ist nach dem Rheinmetall-Konzern (SPIEGEL 39/2013) schon die zweite Firma, die bei der Beschaffung von Aufträgen in Indien die Dienste von Verma genutzt hat. Und in diesem Fall lassen die Indizien für schmutzige Geschäftsanbahnungen kaum an Klarheit zu wünschen übrig – dank der Erfindung der E-Mail.

Verma und seine Frau Anca sitzen seit Sommer 2012 im Gefängnis, es geht um Korruption und den Verrat von Staatsgeheimnissen beim Verkauf von Waffen an die indische Regierung. Wem das zu technisch klingt, der könnte es mit Vermas Hang zur plastischen Sprache aber auch anders sagen: Anca Neacsu, eine gebürtige Rumänin, erwies sich offenbar als blonde Bombe von besonderer Durchschlagskraft in indischen Ministerien, Verma selbst als Granate bei der Kundenakquise.

So auch bei Sig Sauer, einem der weltgrößten Ausrüster für Polizei und Armee, der in Indien mit Pistolen und Sturmge- wehren ins Geschäft kommen wollte. Die Zusammenarbeit sicherte sich Verma offenbar im Mai 2011, als er Sig-Sauer-Chef Ron Cohen in Indien nach allen Regeln der Kunst umgarnte: Zunächst, so protzte Verma am Tag danach in einer Mail, ver- wöhnten livrierte Diener den Gast in Vermas Villa mit Champagner der Marke Krug, Jahrgang 1990. Beim abendlichen Gala-Dinner ließ Verma indische Tanzgrup- pen auftreten, während es „rosa Cham- pagner und ein Acht-Gänge-Menü in einem kleinen Kreis von Botschaftern ... und Politikern an meinem Pool“ gab. Schließ-

lich endete die Party um zwei Uhr morgens nach entspannten Männergesprächen: „Wir redeten über gute Weine, gute Frauen, unsere schlechten Erfahrungen mit fetten Frauen.“ So jedenfalls schildert es der Mann, der in Indien den Spitznamen „Lord of War“ trägt, in seiner Mail.

Kurz danach gründete Sig Sauer mit Verma ein Joint Venture, das als Geschäftszweck offiziell „IT-Service und Software-Entwicklung“ angab – von Waffen keine Rede. In Wahrheit ging es aber offenbar um nichts anderes, und bei jedem Geschäft sollte Vermas Firma zehn Prozent verdienen. Vor allem für sein „Umfeld-Management“, wie er seinen Service gern nannte.

In einer Mail an einen Mitarbeiter ging der Lobbyist schon bald mögliche Sig-Sauer-Deals durch: Die Armee wolle leichte Sturmgewehre kaufen. Offenbar kein Problem, denn das technische Pflichtheft lege dafür ein „Colonel“ fest, der ganz offen als „unser Mann“ bezeichnet wird. Auch bei Pistolen für die Armee und Nahkampfwaffen für eine Air-Force-Spezialeinheit könne man sehr wahrscheinlich nachhelfen, damit die Ausschreibung auf Sig-Sauer-Waffen zugeschnitten werde.

## Offiziell kümmerte sich die Firma um Computer, in Wahrheit ging es offenbar nur um Waffen.

Für besonders schwierige Fälle verließ sich der indische Waffenhändler offenbar auf seine Frau Anca. Am 22. Juni 2011 hatte sich ein Direktor des Innenministeriums, zuständig für die Beschaffung, intern beklagt, dass Sig Sauer noch nicht geliefert habe. Der Deal sei gefährdet. Doch Verma, so heißt es in einem internen Papier, habe binnen einer Stunde einen Vertrauten im Ministerium angerufen, der in dem Schreiben nur als „VIP“ auftaucht, als Very Important Person. Der soll den aufgetragenen Einkaufschef umgehend wieder auf Linie gebracht haben. Und um ihn zu besänftigen, erschien demnach nur eine Stunde später Neacsu mit den gewünschten Entschuldigungsschreiben in der Behörde – offenbar der Beginn einer fruchtbaren Freundschaft.

Ein paar Tage später nämlich traf sich Neacsu ausweislich dem SPIEGEL vorliegender Dokumente mit dem Chefbeschaffer zum Abendessen im Hyatt Neu-Delhi und arbeitete für Sig Sauer einen Fragenkatalog mit ihm ab: welche Ausschreibungen demnächst anstünden, ob der Innenministeriale Sig Sauer auch bei der Polizei in Neu-Delhi ins Geschäft bringen könne und sein Ministerium bei Polizeibehörden zweier Bundesländer Einfluss habe.

Der Einkaufschef, so lassen Mails vermuten, tat sein Bestes, mit Rücken-deckung von oben: Denn auch ein Unterstaatssekretär setzte sich eifrig für das Gelingen von Aufträgen an Sig Sauer und die Schwesterfirma Swiss Arms ein, versprach, notfalls dafür „die Peitsche zu schwingen“. Eine weitere Mail von Vermas Frau Anca an Sig-Sauer-Chef Cohen im November 2011 legt sogar nahe, dass der ominöse „VIP“, der alle Hindernisse aus dem Weg räumte, Einfluss ganz oben im Ministerium hatte: Der Unterstaatssekretär, frohlockte Verma nämlich, habe „Instruktionen vom (VIP) Innenminister erhalten“. Dieser offenbar hochrangige Kontakt im Innenministerium habe ihm in einem Gespräch persönlich versichert, dass damit alle Probleme bei einem Auftrag über 262 Sig-Sturmgewehre gelöst seien. Ein „schönes Erntedankfest“. All das müsse natürlich sehr vertraulich bleiben.

So wie die verdächtigen Zahlungen: in einem Fall 50 000 Dollar, höchst diskret gezahlt, für „Geschäftsentwicklung in Indien“. In einem als „Secret“ gekennzeichneten Papier heißt es zudem über einen „VIP“, er wolle die erste Hälfte der vereinbarten Summe von 220 000 Dollar sofort, die zweite, wenn er mit seinem Einsatz Erfolg habe.

Das indische Innenministerium bestritt auf Anfrage jede Form von unsauberen Geschäften mit Sig Sauer. Eine Überprüfung habe ergeben, dass der Kauf von Sig-Sauer-Sturmgewehren voll und ganz den bewährten Regeln der Beschaffung entsprochen habe. Verma wollte zu den Vorwürfen nichts sagen. Sig Sauer und Swiss Arms ließen eine Anfrage unbeantwortet. Auch der deutsche Miteigentümer von Sig Sauer und Swiss Arms, Michael Lücke, äußerte sich nicht. Dabei hatte auch er Vermas exklusive Gastfreundschaft genossen, bei einem Trip nach Neu-Delhi im Dezember 2011, mit „Gala-Empfang und Cocktails zu Ehren von Herrn Michael Lücke“, in Gegenwart von „Armeegeneralen und Regierungsbeamten“, wie es im Besuchsprogramm hieß. Lücke profitierte offenbar von Vermas gepflegten Freundschaften, er traf den Unterstaatssekretär, den Verteidigungsminister.

Noch schwerer dürfte sich Sig-Sauer-Chef Cohen in Amerika mit Erklärungen tun. Vor allem bei einer Mail von der Sorte, die man besser nicht verfasst. Im Juli 2011 schrieb ein Verma-Mitarbeiter, Cohens Sekretärin habe sich gemeldet. Offenbar war ihr Chef wenig erfreut: Er verstehe ja, dass die Inder so mit den Amtsträgern umgehen müssten, aber die Amerikaner und Europäer könnten das wohl kaum. Und gerade bei solchen Mails, wie Neacsu sie geschrieben habe, da dürfe der Chef einer Firma doch niemals im Verteiler stehen.

JÜRGEN DAHLKAMP,  
JÖRG SCHMITT, WIELAND WAGNER

BEKLEIDUNGSINDUSTRIE

## Abstieg eines Spitzenteams

Das Modehaus Strenesse steckt erneut in Finanznöten. Eine Mittelstandsanleihe soll das Unternehmen retten. Ob das gelingt, ist allerdings fraglich.

Der Mann am Spielfeldrand strahlte stets lässige Eleganz aus: Meist trug Jogi Löw ein weißes, schmal geschnittenes Hemd, die Ärmel weit nach oben gekrempelt, später dann den berühmten blauen Pullover aus Kaschmir, dem er innerhalb weniger Wochen Kultstatus verlieh. Und damit auch dem Hersteller, dem Mode-Label Strenesse aus Nördlingen, einer Kleinstadt im schwäbischen Teil Bayerns.

Doch die Zeiten der blauen Pullover sind vorbei. Zwar steht Löw noch am Spielfeldrand, aber seit Anfang Juni trägt er bordeauxfarbene Cardigans und Hosen. Die kommen nicht mehr aus Nördlingen, sondern aus dem 150 Kilometer entfernten Metzingen, wo Hugo Boss seinen Sitz hat, der neue Modeausstatter der Fußballnationalmannschaft. Boss sei eine Marke mit Weltrang, hieß es beim Deutschen Fußball-Bund. „Damit kommen zwei Spitzenteams in ihren Bereichen zusammen.“

Strenesse aber spielt nicht mehr mit.

Aus dem schillernden Modeunternehmen, einst geführt von der international anerkannten Design-Chefin Gabriele Strehle und ihrem Mann Gerd, ist ein Sanierungsfall geworden. Der Umsatz, in guten Zeiten über hundert Millionen, ist im Geschäftsjahr 2012/13 auf 60 Millionen Euro abgesackt. Der Gewinn vor Steuern und Abschreibungen sank von 2,9 Millionen auf ein Minus in Höhe von 260 000 Euro. Damit habe man gerechnet, heißt es in Nördlingen.

Nichts deutet darauf hin, dass sich die Lage ändern könnte. Für die jetzt anlau-

### Anleihen ausgewählter Modehersteller

|                            | Verzinsung   | Laufzeit      | Emissionsvolumen in Euro |
|----------------------------|--------------|---------------|--------------------------|
| <b>Strenesse</b>           | <b>9,0 %</b> | <b>1 Jahr</b> | <b>12 Mio.</b>           |
| <b>Eterna Mode Holding</b> | 8,0 %        | 5 Jahre       | 60 Mio.                  |
| <b>Golfino</b>             | 7,25 %       | 5 Jahre       | 12 Mio.                  |
| <b>Seidensticker</b>       | 7,25 %       | 6 Jahre       | 30 Mio.                  |
| <b>Steilmann-Boecker</b>   | 6,75 %       | 5 Jahre       | 30 Mio.                  |



Strenesse-Chef Kris Nikolaus Strehle

ANDREAS MUELLER / VISUM

fende Herbst- und Winterkollektion sollen die Vorbestellungen um 35 Prozent eingebrochen sein, insgesamt seien die Zahlen, so hört man in Finanzkreisen, „desaströs“. Das Unternehmen nennt keine Zahlen, der Rückgang der Bestellungen, sei aber „absolut im Rahmen der Planung“.

Deshalb hängt jetzt alles an Kris Nikolaus – genannt: Luca – Strehle. Der 38-Jährige führt das Unternehmen, seit sein Vater Gerd im Frühjahr 2012 in den Aufsichtsrat wechselte und Stiefmutter Gabriele es Ende 2012 im Groll verließ. An diesem Mittwoch wollen Strehle junior und sein Neubestellter Finanzchef Gerhard Geuder in den Räumen der Close Brothers Seydler Bank in Frankfurt am Main ihr Unternehmen präsentieren. Pre-Sounding heißt das in Fachkreisen, es geht darum, Investoren nach ihrer Einschätzung zu fragen und ihr Interesse zu wecken.

Zwei Stunden sind für den Termin angesetzt, für das Unternehmen steht viel auf dem Spiel. Denn Strenesse braucht dringend Geld: Ende des Jahres muss Kapital in Höhe von fünf Millionen Euro zurückgezahlt werden, außerdem läuft am 15. März 2014 eine Anleihe über zwölf Millionen Euro aus. Die hatte Strenesse

vor einem guten halben Jahr überraschend bei Privatinvestoren platziert, weil die Deutsche Bank, die Bayerische Landesbank und andere Geldhäuser dem Unternehmen neue Kredite verweigerten.

Strenesse musste den Investoren der Anleihe einen Zinssatz von neun Prozent bieten, jetzt geht es um die dringend benötigte Anschlussfinanzierung. Doch seither hat sich die Lage des Unternehmens weiter verschlechtert. Mit dem Geld der ersten Anleihe wurden hauptsächlich die alten Kredite abgelöst und so die Markenrechte sowie die Immobilien gesichert. Mittel für dringend benötigte Investitionen blieben kaum.

Es fehlen aber auch ein schlüssiges Konzept – und ein professionelles Management. Denn die erbitterten Streitereien zwischen der hochbegabten, aber introvertierten Gabriele Strehle und ihrem geltungsbedürftigen Mann haben das Unternehmen gespalten. Schon Monate, bevor Gabriele die Firma endgültig verließ, betrat die Strehles das Gebäude nur noch, wenn der jeweils andere abwesend war. Gerd Strehle soll sogar irgendwann die Schlösser ausgetauscht haben, erzählt man in Nördlingen. Weder Gerd noch Gabriele Strehle wollten sich dazu äußern.

Zum privaten Krieg kamen unternehmerische Fehlentscheidungen: Viele Branchenkenner halten die Entwicklung der jüngeren Linie Strenesse Blue und der Männerlinie für den entscheidenden Fehler. Das Unternehmen, heißt es in der Textilbranche, hätte bei einer Linie bleiben und diese dafür weiter internationalisieren und europaweit anbieten sollen.

Der Geldbedarf des Unternehmens war enorm. Zeitweise soll Gabriele Strehle mehr Modellmacherinnen – also die Designer, die aus den Entwürfen tragbare Kleidungsstücke machen – beschäftigt haben als der deutlich größere Konkurrent Hugo Boss. So wurden viel zu viele Musterteile produziert, von denen letztlich nur ein Bruchteil geordert wurde. „Man hat hier weit über seine Verhältnisse gelebt und zu teure, wenig massentaugliche Kollektionen produziert“, sagt einer, der das Unternehmen gut kennt.

Vielleicht hätte es geholfen, wenn das Unternehmen nicht lange Jahre wie ein Familienbetrieb geführt worden wäre. Neben Gerd und Gabriele Strehle verantwortete Gerd's Tochter Viktoria die Blue-Linie, obwohl sie als weit weniger begabt galt als ihre Stiefmutter Gabriele. Sohn Luca war für den Vertrieb der Linie zuständig. Und erst Ende Juni verließ der langjährige Vertriebschef Helmut Schleicher im Streit die Firma – ebenfalls ein Verwandter von Gerd Strehle.

Die Familie bediente sich zudem recht großzügig aus der Kasse des Unternehmens. Gabriele und Gerd genehmigten sich zuletzt ein Jahresgehalt von 493 819 beziehungsweise 309 321 Euro. Mit dem Wechsel in den Aufsichtsrat ließ sich Gerd auch noch mal eine Abfindung von 324 640 Euro überweisen – obwohl die finanzielle Situation des Unternehmens alles andere als rosig war. Strenesse kommentierte die Zahlen nicht.

„Wenn man das Unternehmen Strenesse wieder erfolgreich führen will, muss man als Allererstes die gesamte Familie aus dem Management entfernen“, sagt deshalb einer der vielen Investoren, die sich das Unternehmen in den vergangenen Jahren angeschaut haben.

Genau das will Gerd Strehle offenbar nicht, er hält nach Ansicht von Beobachtern weiter die Fäden in der Hand. Sein Sohn Luca, den er zum Geschäftsführer machte, gilt als wenig charismatisch.

Das wird er an diesem Mittwoch aber sein müssen, wenn er Geld einsammeln will, um Strenesse zu retten. Helfen soll dabei zumindest die neue Kreativdirektorin. Die jüngste Kollektion hat Natalie Acatrini designed, für die es bei der Berliner Fashion Week viel Applaus gab. Die fast 70-Jährige allerdings gilt als schwierig und hat schon etliche Unternehmen Hals über Kopf verlassen. Damit immerhin würde sie zu Strenesse passen.

SUSANNE AMANN

VERBRAUCHER

# Fehlerhafte Verträge

Die Energieversorger haben viele Preiserhöhungen für Gas und Strom falsch begründet. Nun droht ihnen eine Lawine von Rückforderungsklagen.

**E**s sind Wochen der Entscheidung für die deutschen Energieversorger. Wird die neue Bundesregierung den aus Sicht der Unternehmen lästigen Zubau von Ökostromanlagen eindämmen und das Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) reformieren? Können sie sich mit ihren Forderungen nach milliarden schweren Zuschüssen für die immer weniger ausgelasteten Kraftwerke durchsetzen?

Für RWE, hat Konzernchef Peter Terium seinen Führungskräften vor wenigen Tagen bei einem Meeting im Düsseldorfer Hilton-Hotel eingeschärft, gehe es in diesen Tagen um „alles oder nichts“.

Und zu alledem kommt jetzt noch ein Thema hoch, das für die Energieversorger teuer werden könnte. Es geht um die heikle Frage, ob die teilweise massiven Strom- und Gaspreiserhöhungen der vergangenen Jahre rechtmäßig waren; oder ob Millionen Kunden in Deutschland, wie Verbraucherschützer und namhafte Rechtsexperten glauben, möglicherweise einen Anspruch auf Rückzahlung haben. Denn ein großer Teil der Tarifierhöhungen basiert nach Meinung der Juristen auf Preisanpassungsklauseln, die mit europäischem und deutschem Recht nicht mehr in Einklang zu bringen sind.

Diese Klauseln seien in den meisten allgemeinen Geschäftsbedingungen (AGB) von Energieversorgern zu finden, sagt der auf Energierecht spezialisierte Anwalt Christian Marthol von der Kanzlei Rödl & Partner. Danach können die Unternehmen Strom- und Gaspreise während eines laufenden Vertrages erhöhen.

Viele Fragen lassen die Klauseln dagegen offen: Was genau berechtigt die Firmen zu einer Preiserhöhung? Muss ein Tarif auch gesenkt werden, wenn etwa die Einkaufspreise fallen? Welche Fristen sind einzuhalten? Statt Antworten zu geben, verweisen die AGB vage auf zweifelhafte Verordnungstexte.

Die Klauseln, hatten der Europäische Gerichtshof (EuGH) im März und der Bundesgerichtshof (BGH) in einem Musterprozess der Verbraucherzentrale NRW vor wenigen Wochen entschieden, seien „nicht rechtmäßig“. Sie seien intransparent und mit Verbraucherrecht nicht zu vereinbaren.



RWE-Kraftwerk: Ansprüche einzeln prüfen

Laut BGH gilt das Urteil nicht nur für die Zukunft, sondern auch für Altverträge, die entsprechende Klauseln enthalten. Damit stehen möglicherweise Millionen Verbrauchern Rückzahlungsansprüche in beträchtlicher Höhe zu, sagt Jürgen Schröder, Jurist bei der Verbraucherzentrale NRW. Er hat das Urteil gegen RWE in einem jahrelangen Rechtsstreit durchgeboxt. Doch anstatt mit den Verbraucherverbänden zu verhandeln und Pauschalzahlungen für die geschädigten Kunden zu vereinbaren, verschanzte sich die Branche hinter bürokratischen Hürden.

So verlangt RWE, dass jeder einzelne Kunde seine Verträge prüft und Ansprüche fristgerecht anmeldet. Schon dadurch dürften viele Geschädigte abgeschreckt werden. Und der Branchenverband BDEW argumentiert, das Urteil beziehe sich nur auf Sonderkundenverträge bei Gas.

Für Verbraucherverbände und Juristen wie Kurt Markert, Professor für Wirtschaftsrecht in Berlin und ehemaliger Direktor beim Kartellamt, sind das Schutzbehauptungen. Sonderverträge liegen etwa schon dann vor, wenn ein Verbraucher seinen Versorger gewechselt hat. Nach Schätzungen der Bundesnetzagentur haben rund

60 Prozent der Kunden solche Verträge.

Zudem, sagt der Jurist Markert, fänden sich ähnliche Klauseln auch in vielen Grundversorgungstarifen für Strom und Gas. Entsprechende Klagen beim EuGH lägen vor und würden in den nächsten Monaten entschieden. Es sei unwahrscheinlich, so der Jurist, „dass die gleichen Richter die gleichen Klauseln in diesen Verfahren dann plötzlich anders beurteilen sollten“.

Für die Energieversorger wäre das der GAU. Sie haben dank intransparenter Verträge in den vergangenen Jahren Milliarden Euro verdient. So wurden die drastisch gesunkenen Einkaufspreise für Strom von RWE und Co. kaum weitergegeben. Dagegen erhöhten sie die Tarife unverhältnismäßig stark, so

bald sich ein Anlass bot. Als Anfang des Jahres die Ökostromumlage erhöht wurde, hoben zahlreiche Versorger die Preise überproportional an. Nach Untersuchungen der Verbraucherzentrale Nordrhein-Westfalen schlug beispielsweise RWE bei manchen Kunden noch einmal bis zu 30 Prozent auf die ohnehin schon üppige staatliche Abgabe auf. Eine Begründung gab es nicht.

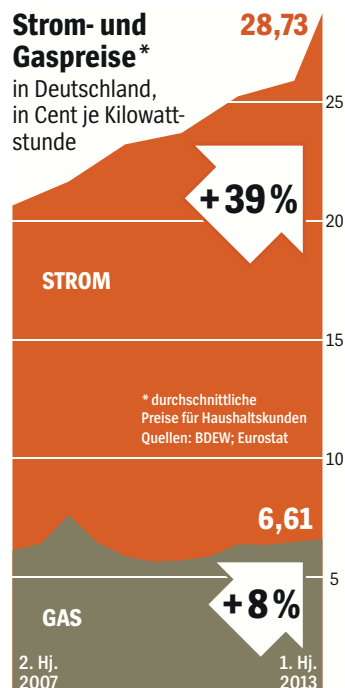
Wenn die Preisanpassungsklauseln geändert würden, wäre das kaum möglich. Dann müssten Unternehmen schon im Vorfeld aufzeigen, wie sich ihre Preise

zusammensetzen und wann sie Tarife erhöhen oder senken. Doch genau das wollen viele Versorger offenbar nicht. Sie spielen auf Zeit – auch um die drohende Lawine von Schadensersatzforderungen abzuwehren.

Die könnte nicht nur kleinere Versorger in Bedrängnis bringen. In dem Musterprozess der Verbraucherzentralen erhielten 25 RWE-Kunden Rückzahlungen von über 16 000 Euro. „Und dabei“, sagt Verbraucherschützer Schröder, „ging es nur um fehlerhafte Gaspreisklauseln.“

Millionen ähnlich lautende Grund- und Stromtarife standen nicht zur Debatte – vorerst.

FRANK DOHMEN

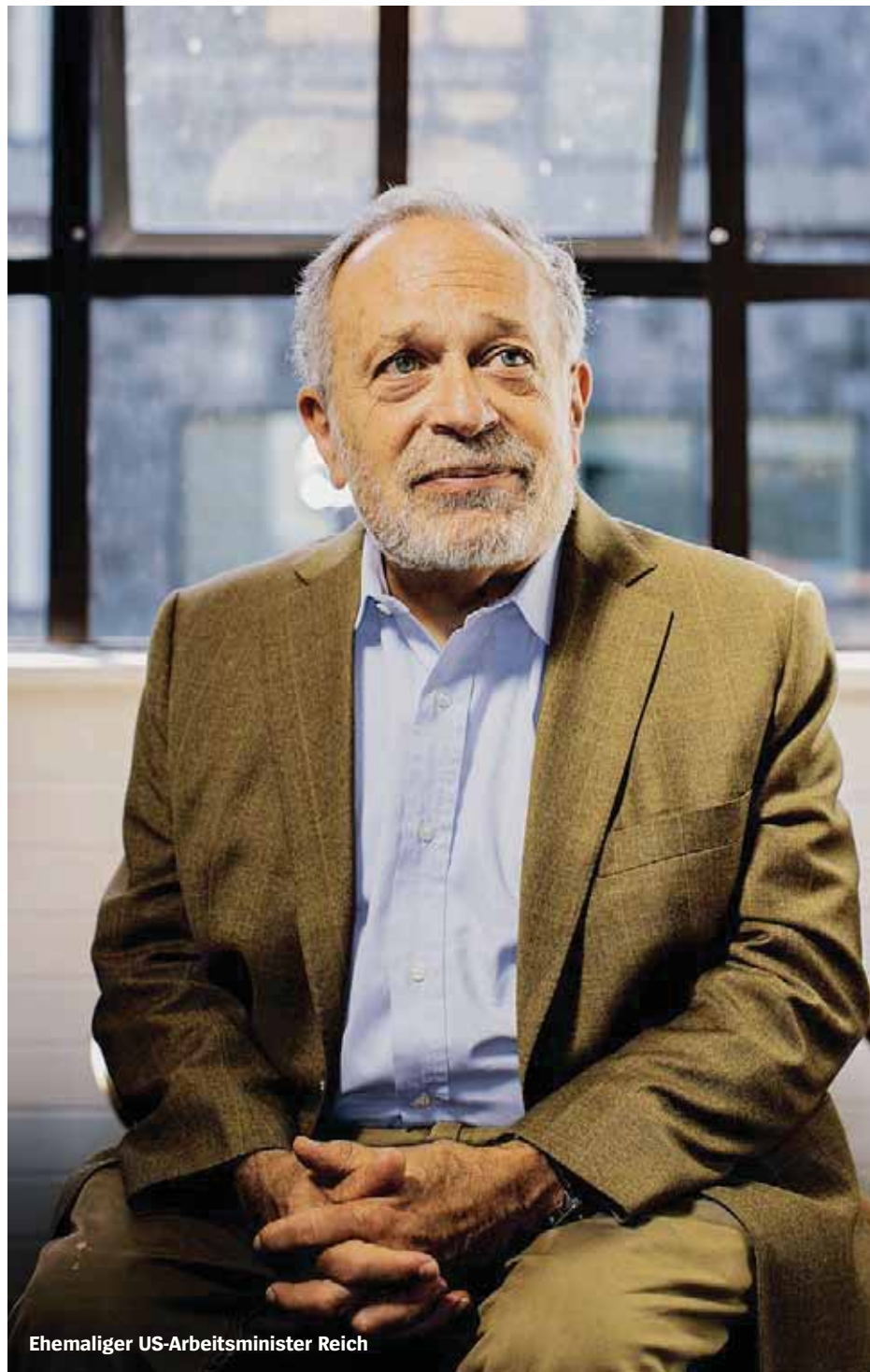




SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Die Leute haben genug“

Politikwissenschaftler Robert Reich, 67, eine Ikone der amerikanischen Linken, fordert Präsident Obama auf, in der Haushaltskrise hart zu bleiben. Er plädiert für drastische Steuererhöhungen für die Reichen, um die wachsende Ungleichheit zu bekämpfen.



Ehemaliger US-Arbeitsminister Reich

**SPIEGEL:** Mr. Reich, die ganze Welt wundert sich in diesen Tagen über die durch den Shutdown selbstverschuldete Staatskrise in den USA. Erleben Sie ein hässliches Déjà-vu?

**Reich:** Ja, ich habe schon den letzten Shutdown 1995 mitgemacht, als ich Arbeitsminister unter Präsident Bill Clinton war. Es war fürchterlich. Ich musste damals 15 000 Staatsangestellte nach Hause schicken und konnte ihnen dabei nicht sagen, wann sie wieder Geld bekommen würden. Und alles nur, weil rechte Radikale mit fliegenden Fahnen in Washington einziehen wollten.

**SPIEGEL:** Seitdem hat sich die politische Kultur in den USA noch weiter radikalisiert.

**Reich:** Die Tea Party ist auf jeden Fall viel extremer. Manche von denen verabscheuen den Staat geradezu und wollen ihn auf eine Größe zusammenschrumpfen, dass er in einer Badewanne ersaufen könnte. Diese Leute sind nicht in Washington, um zu regieren, sondern um Washington einzureißen.

**SPIEGEL:** Der Shutdown schadet dem ganzen Land, die Folgen für die Finanzmärkte und das noch immer wacklige Wirtschaftswachstum sind unabsehbar. Muss Präsident Obama am Ende den Kompromiss suchen?

**Reich:** Mit Erpressern darf man nicht verhandeln! Statt dem regulären demokratischen Prozess zu folgen, sagen die Republikaner doch einfach: „Wir nehmen den gesamten Staatsapparat der Vereinigten Staaten als Geisel.“

**SPIEGEL:** Nach dem letzten Shutdown machten die Bürger die Republikaner verantwortlich. Wird Präsident Obama am Ende auch als der große Gewinner dastehen?

**Reich:** Das ist dieses Mal viel schwieriger. Viele republikanische Abgeordnete haben sichere Wahlkreise, in denen sie allenfalls rechts überholt werden können. Und sie werden finanziell unterstützt von einigen der reichsten Amerikaner. Diese Milliardäre verschaffen ihnen die Ressourcen für den Kampf gegen den Staat. Dass der reichen Elite in den vergangenen Jahren erlaubt wurde, unbegrenzt Geld in politische Kampagnen zu schütten, hat

STEPHEN LAM / DER SPIEGEL

schlimme Folgen: In keinem Industriestaat ist die Ungleichheit größer als in Amerika.

**SPIEGEL:** Das ist auch das Thema Ihrer gerade in den US-Kinos anlaufenden Dokumentation „Ungleichheit für alle“, die als Oscar-Kandidat gehandelt wird. Sie malen dabei ein düsteres Bild von den USA als einem zerrissenen Land und warnen vor dramatischen Folgen für die Wirtschaft. Ist es wirklich so schlimm?

**Reich:** Der wirtschaftliche Graben war selten größer in der Geschichte. 1978 verdiente der Durchschnittsamerikaner 48078 Dollar im Jahr, das oberste Prozent der Gesellschaft verdiente im Schnitt 390000 Dollar. Heute bekommt der Arbeiter nur noch 33000 Dollar, die Top-Verdiener dagegen 1,1 Millionen. Die 400 reichsten Amerikaner besitzen so viel wie die unteren 150 Millionen zusammen!

**SPIEGEL:** Reich zu werden war aber immer Grundbestandteil des „American Dream“. Wer es zum Millionär geschafft hat, wurde bislang bewundert, nicht angefeindet.

**Reich:** Das gilt nur, solange sozialer Aufstieg für alle möglich ist. Wir waren ja auch stolz, dass unser Land mehr Möglichkeiten bietet als das feudale System der Briten mit ihren Prinzen und Herzögen. Aber heute ist die soziale Mobilität in Großbritannien höher als hier. Der

Riss, der durchs Land geht, ist so groß wie zuletzt zu den Zeiten der Rockefeller vor fast hundert Jahren.

**SPIEGEL:** Dieser Riss ist allerdings nicht über Nacht entstanden, sondern hat sich über Jahrzehnte aufgetan. Warum wurde so lange versäumt gegenzusteuern?

**Reich:** Die meisten Amerikaner haben Strategien entwickelt, um den schleichen den Abstieg zu übertünchen. Zunächst gingen die Frauen arbeiten, um ein zwei-

**„Das Ziel ist, die Öffentlichkeit so zynisch zu machen, dass sie sich nicht mehr engagieren will.“**

tes Einkommen beizusteuern, dann wurden die Arbeitszeiten immer länger, und am Ende wurde alles über Schulden finanziert. Der typische Haushalt hat die Stunde der Wahrheit damit hinausgezögert, aber das geht nun nicht mehr. Und auch die Ammenmärchen, die ihnen jahrelang erzählt wurden, glauben sie nicht mehr.

**SPIEGEL:** Was meinen Sie damit?

**Reich:** Die Behauptung, dass, wenn man den Reichen erlaubt, noch viel reicher zu werden, am Ende alle davon profitieren,

weil die Wohlstandsgewinne bis nach unten durchsickern.

**SPIEGEL:** Mit den Worten John F. Kennedys: Die Flut hebt alle Boote.

**Reich:** Das ist ein schöner Spruch, aber schlicht gelogen. Dazu passen auch all die anderen Unwahrheiten: Niedrige Unternehmensteuern sorgen für mehr Jobs, durch geringe Steuern auf Kapitaleinkünfte der Super-Reichen gibt es mehr Investitionen. Deswegen hat ja auch Warren Buffett eine niedrigere Steuerrate als seine Sekretärin.

**SPIEGEL:** Die obersten Einkommen tragen aber auch den größten Teil des Steueraufkommens. Und wenn die Reichen mehr ausgeben, profitiert die ganze Wirtschaft.

**Reich:** So viel können die aber gar nicht ausgeben. Einer der Super-Reichen, der in unserem Film auftritt, sagt es treffend: „Auch als Milliardär kann ich nur auf einem Kissen schlafen.“ Die Realität ist doch, dass die Wirtschaft von der Mittelklasse und den unteren Einkommen getragen wird. Wenn diese Teile der Gesellschaft nicht gestärkt werden, wird es böse für alle enden.

**SPIEGEL:** Sie schlagen als Gegenmaßnahme vor, die Steuern auf die obersten Einkommen drastisch zu erhöhen. Das wird auch in Deutschland derzeit heftig diskutiert. Der Effekt einer solchen Maß-



Obdachloser in New York: „Graben zwischen den Idealen der Bürger und der Realität“

nahme ist allerdings höchstens zweifelhaft, wenn nicht eher gefährlich für die Wirtschaft.

**Reich:** Es ist ein Mythos, dass höhere Steuern zu weniger Nachfrage und langsamem Wirtschaftswachstum führen. In den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg lag der höchste Steuersatz nie unter 70 Prozent. Damals wuchs die Wirtschaft erheblich, weil wir in großem Stil in Infrastruktur und Bildung investierten. Heute dagegen liegt der Spitzensteuersatz bei 22 Prozent, die Einkommen für Durchschnittsverdiener sinken, die Belastungen für die Mittelklasse steigen und steigen.

**SPIEGEL:** Inzwischen dürfte dem Durchschnittsamerikaner die Lage bewusst sein. Warum gibt es in den USA keine Wutbürger, die auf die Straße gehen?

**Reich:** Die gab es. Die Bewegung hieß „Occupy Wall Street“ ...

**SPIEGEL:** ... und schaffte es, anders als die Tea Party, nie zur Massenbewegung oder politischen Kraft. Hat Amerikas Linke den Kampfgeist verloren?

**Reich:** Der Occupy-Bewegung fehlte vor allem das Geld. Die Tea Party dagegen

hat dank ihrer reichen Unterstützer die finanziellen Mittel, um eine politische Organisation aufzubauen. Aber es stimmt schon: Fatalismus gibt es auch. Das ist ja auch das Ziel der Rechten in Amerika: die Öffentlichkeit so zynisch zu machen, dass sich niemand mehr engagieren will.

**SPIEGEL:** Die Strategie scheint zu funktionieren.

**Reich:** Aber nicht mehr lange. Sozialen Wandel gibt es immer dann, wenn der Graben zwischen den Idealen der Bürger und der Realität zu groß wird.

**SPIEGEL:** Wollen Sie diese Entwicklung mit Ihrem Film beschleunigen?

**Reich:** Ich nehme mich nicht so wichtig, dass ich erwarte, eine ganze Bewegung loszutreten. Aber schauen Sie: Ich bin nur 1,50 Meter groß. Meine ganze Jugend

wurde ich dafür gehänselt. Das hat dazu geführt, dass ich mich immer für die Kleinen und Schwachen einsetze. Und vielleicht kann ein Kinofilm Katalysator sein für etwas Größeres, das schon unter der Oberfläche schwelt. Im Bürgermeisterwahlkampf von New York etwa steht die wachsende Ungleichheit bereits im Zentrum!

**SPIEGEL:** Der demokratische Kandidat Bill de Blasio hat versprochen, die Steuern für die Reichen zu erhöhen, um damit bessere öffentliche Schulen zu finanzieren.

**Reich:** Es sieht so aus, als werde de Blasio damit gewinnen, und das in New York, dem Finanzzentrum der Welt! Man spürt, die Stimmung im Land dreht sich, die Leute haben genug.

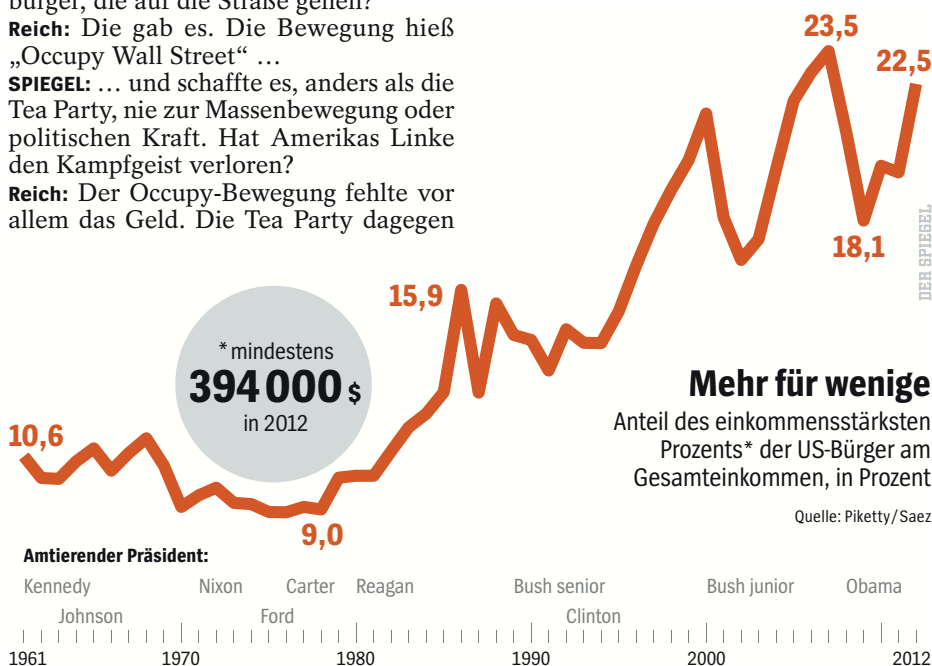
**SPIEGEL:** Das heißt allerdings noch lange nicht, dass diese Stimmung auch in politischen Konsequenzen mündet. Direkt nach der Finanzkrise war die Wut auf die Wall Street enorm. Eine durchschlagende Finanzmarktreform gab es trotzdem nicht.

**Reich:** Obama hat da eine große Chance verspielt. Er hätte weitgehende Regulierungen durchdrücken, wenigstens den Glass-Steagall-Act wieder einführen müssen, der die Investmentbanken von den Geschäftsbanken trennte.

**SPIEGEL:** Warum hat Obama sich nicht durchsetzen können?

**Reich:** Seine Regierungsmannschaft war zu nah an der Wall Street dran. Zu viele Leute aus seinem Team haben für die Wall Street gearbeitet oder wechselten später in die Finanzindustrie. Und seien wir doch ehrlich: Die Wall Street hat kein Ohr für das, was der durchschnittliche Amerikaner will und braucht.

**SPIEGEL:** Die Wall Street ist allerdings nicht länger die allein dominierende Industrie im Land. Die Technologiebranche



um Google, Apple und Facebook ist dabei, zur größten wirtschaftlichen Macht zu werden – und bekommt dabei von der Politik ebenso freie Hand wie die Banker.

**Reich:** Ich bin deswegen auch nicht sicher, ob das eine gute Entwicklung ist. Vor allem, wenn man hinschaut, wie viele Jobs geschaffen werden und wohin die Profite fließen. Man würde ja denken, eine Geldmaschine wie Apple beschäftigt Hunderttausende, dabei sind es nur knapp 50 000. Und was Microsoft macht, gefällt mir auch nicht.

**SPIEGEL:** Das müssen Sie erklären.

**Reich:** Microsoft hat eine riesige Menge Geld im Ausland gelagert, um hier keine Steuern zu zahlen. Stattdessen kaufen sie mit dem Geld lieber Nokia. So ein Verhalten hilft natürlich keiner Mittelklassefamilie hier, sondern fördert die Ungleichheit.

**SPIEGEL:** Aber ist nicht ein gewisses Maß an Ungleichheit der Preis, den man für Innovation zahlen muss? Die Aussicht auf großen Reichtum fördert Kreativität und unternehmerisches Risiko.

**Reich:** Sicher, ein bisschen Ungleichheit führt zu Fortschritt. Aber es gibt Grenzen. Brauchen Manager 20 Millionen Dollar Jahreseinkommen, um innovativ zu sein? 10 Millionen sollten doch auch schon locker reichen. Und ich glaube auch nicht, dass Mark Zuckerberg Face-



**Reich (M.), SPIEGEL-Redakteure\***  
*„Dem Land fehlt das politische Rückgrat“*

book oder Hasso Plattner SAP gegründet haben, um Multimilliardäre zu werden.

**SPIEGEL:** Im Vergleich zu heute wirken die Jahre, als Bill Clinton Präsident war, geradezu paradiesisch: Die Wirtschaft wuchs, der Haushalt war ausgeglichen. Trotzdem schmissen Sie nach seiner ersten Amtszeit als Minister enttäuscht hin. Bereuen Sie das heute?

**Reich:** Ich war frustriert. Obwohl die Wirtschaft damals richtig gut lief, konnten wir den Trend zu immer größerer Einkommensungleichheit nicht umkehren.

**SPIEGEL:** Es heißt, Hillary Clinton werde sich 2016 um die Präsidentschaft bewerben. Könnte sie die wachsende soziale

Kluft in der US-Gesellschaft besser kitten als ihr Mann und Obama?

**Reich:** Vielleicht. Wir haben in der Vergangenheit eng zusammengearbeitet.

**SPIEGEL:** Mehr als das: Sie sind mit ihr ausgegangen.

**Reich:** Wir hatten ein „Date“, als wir beide in Yale zur Uni gingen. Es war nur ein Abend, ich hatte es schon vergessen, bis mich ein Reporter vor ein paar Jahren daran erinnerte. Aber im Ernst: Ich habe den größten Respekt vor ihr. Und sie ist klug genug zu wissen, dass auch der Präsident nur noch zu einem gewissen Grad den Weg bestimmen kann.

**SPIEGEL:** Wieso das?

**Reich:** Dem Land fehlt das politische Rückgrat. Es ist eines der größten Probleme der USA, dass in der Politik vermittelnde Organisationen wie Gewerkschaften keine Rolle mehr spielen. Nur noch elf Prozent unserer Arbeitnehmer sind gewerkschaftlich organisiert. Stattdessen haben wir Parteien, die nicht mehr als Maschinen zum Geldeintreiben sind. Und Amtsträger, die sich an die Reichen dieses Landes meistbietend verkaufen.

**SPIEGEL:** Mr. Reich, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

**Lesen Sie dazu auch auf Seite 96:** Wie die Republikaner mit ihrer Fundamentalopposition die US-Regierung lahmlegen.

\* Thomas Schulz und Gregor Peter Schmitz in Reichs Büro in Berkeley, Kalifornien.



Bundeswehr-Außenposten in der Provinz Baghlan 2012

AXEL HEMKEN / DAPD

AFGHANISTAN

## Taliban kommen zurück

Nach dem Abzug erster Bundeswehr-Einheiten aus Afghanistan wird die gesamte Operation zunehmend offen in Frage gestellt. Nachdem die deutschen Soldaten aus der Nordostprovinz Ba-

dakhshan abgerückt waren, meldeten die Taliban dort vor gut einer Woche die Eroberung des Distrikts Koran va Monjan. Sie konnten die kleine afghanische Polizeitruppe mühelos überwäl-

tigen. Präsident Hamid Karzai schickte zwar sofort eine Armeeeinheit aus Kabul, aber die Taliban wichen nur in den benachbarten Wardoj-Distrikt aus, ein neues Rückzugsgebiet der Aufständischen. „Sie warten dort in Ruhe ab, bis unsere Soldaten wieder weg sind“, sagt der Parlamentarier Zalmay Mujadadi aus Badakhshans Hauptstadt Faizabad. „Dann schlagen sie erneut zu.“ Noch im Oktober will die Bundeswehr nun auch ihr wichtigstes Lager – das in Kunduz – an die Afghanen übergeben. „Fatal“ nennt das ein Isaf-Offizier, der schon mehrfach im Einsatz war. Kunduz sei das Zentrum der Aufstandsbewegung im Norden, Kräfte wie die mit al-Qaida verbündete Islamische Bewegung Usbekistan hätten sich dort festgesetzt und warteten nur auf das Ende der deutschen Präsenz, um dann vorzurücken. Die Nachbarprovinzen Takhar und Baghlan gelten ebenfalls als gefährlich instabil. Die afghanischen Sicherheitskräfte sind inzwischen zwar rund 350 000 Mann stark, doch es mangelt ihnen noch immer an Schlüsselfähigkeiten, etwa bei der Aufklärung oder beim Lufttransport. Operationen bleiben selten bis zuletzt geheim, ein Verräter ist fast immer in den eigenen Reihen.

ITALIEN

## Ein Brutus gegen Berlusconi

Zwei gute Bekannte aus alten Zeiten waren an der kinoreifen Niederlage Silvio Berlusconis beteiligt. Nachdem der Gründer der Partei Volk der Freiheit die Koalition mit der Demokratischen Partei (PD) des Regierungschefs Enrico Letta platzen lassen wollte, verweigerte ihm ausgerechnet sein Generalsekretär Angelino Alfano, der als sein Ziehsohn galt, am Mittwoch

vergänger Woche die Gefolgschaft. Alfano paktierte mit Letta – den er sehr gut kennt. Als junger Mann wurde Alfano, heute 42, von einem fünf Jahre älteren Gesinnungsgenossen in christdemokratische Kreise eingeführt: Enrico Letta. Die Wege der beiden trennten sich nach dem Zerfall mehrerer Parteien. Während Alfano bei Berlusconi landete, zog es Letta in die PD. Bereits im vergangenen Dezember hatte es Gerüchte gegeben, Angelino („Engelchen“) Alfano wolle Berlusconi ausbooten. Nun gibt Alfano tatsächlich den Brutus, muss aber bei den knapp 30 Prozent Berlusconi-Wählern im Land das Kunststück vollbringen, nicht als Verräter abgestraft zu werden. Und für seinen bisherigen Chef wird es wohl bald noch enger: Der Immunitätsausschuss des Senats beschloss am vergangenen Freitag, Berlusconi aus dem Parlament zu werfen, weil er wegen Steuerbetrugs verurteilt worden ist. Nun muss der gesamte Senat über das Votum des Ausschusses abstimmen.



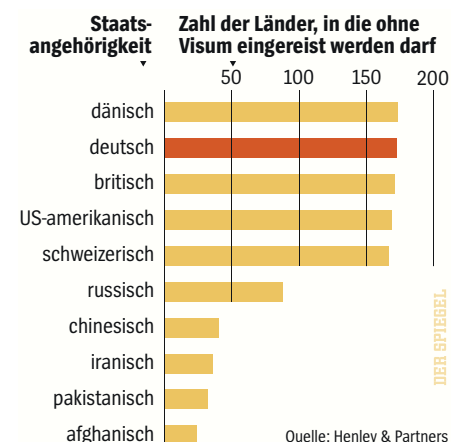
FRANCO ORIGLIA / GETTY IMAGES

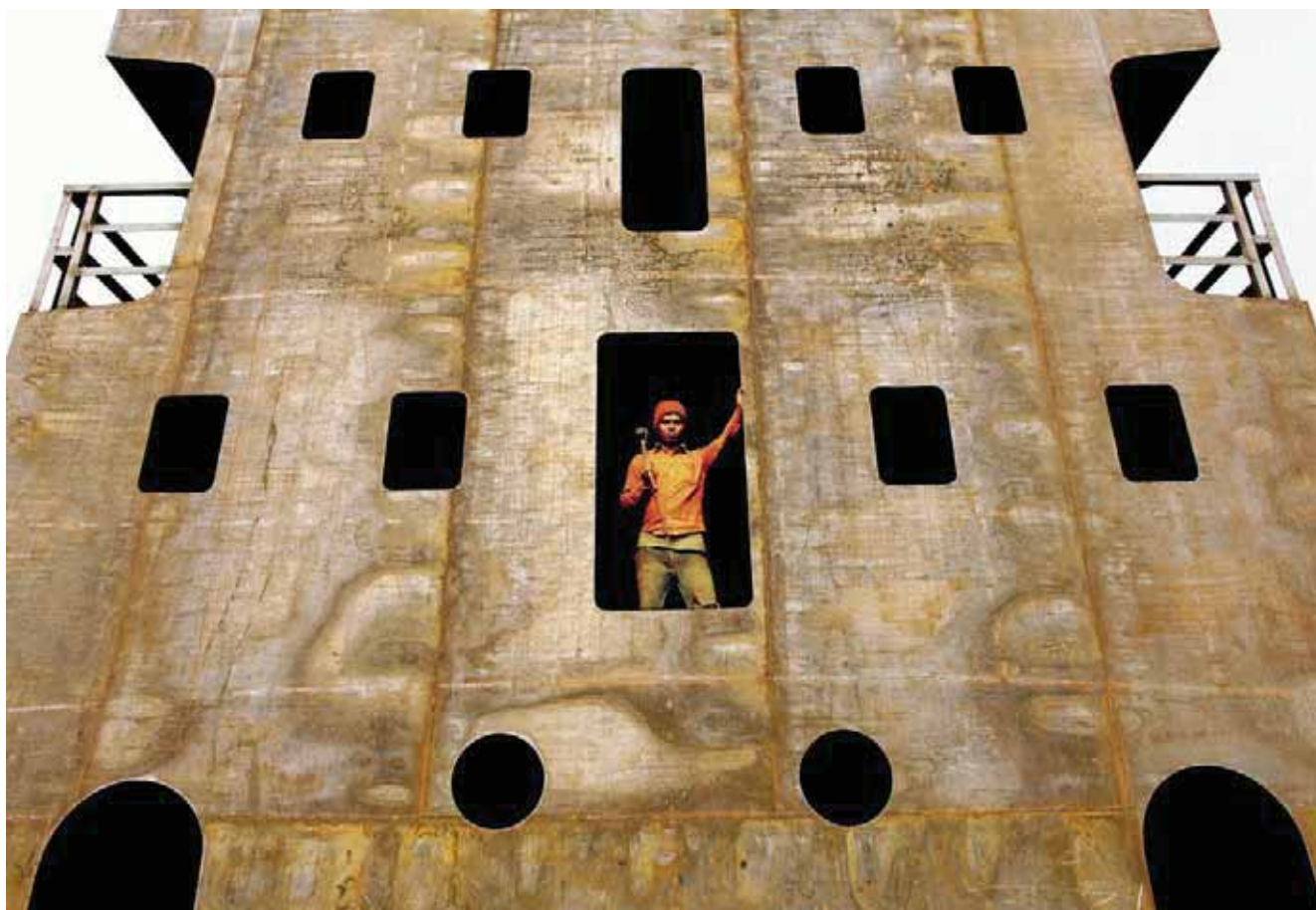
Letta, Alfano

GRENZEN

## Freie Fahrt

Die Schweizer Firma Henley & Partners, die vor allem wohlhabenden Menschen hilft, sich in Ländern ihrer Wahl niederzulassen, hat für ein internationales Ranking analysiert, welches die praktischsten Pässe für Vielreisende sind: Die Dänen und die Deutschen müssen sich danach für die wenigsten Zielländer in aller Welt vorab ein Visum besorgen.





G.M.B. AKASH / PANOS

**Zweites Leben für Frachter** Bangladesch ist als einer der größten Schiffsfriedhöfe der Welt bekannt, überall an der Küste zerlegen Arbeiter ausrangierte Frachter. Doch seit einiger Zeit werden nahe der Hauptstadt Dhaka auch Schiffe aus

recyclten Teilen gebaut – und etwa nach Deutschland exportiert. Die Werftindustrie beschäftigt eine Viertelmillion Menschen, 500 Millionen Dollar Umsatz hat sie dem Entwicklungsland in den vergangenen fünf Jahren gebracht.

## GRIECHENLAND

## „Mächtige Komplizen“

*Der Extremismus-Experte und Autor Dimitris Psarras („Schwarzbuch der Goldenen Morgenröte“) über den Einfluss der Neonazi-Partei*

**SPIEGEL:** Sie haben die rechtsextreme Chrysi Avgi („Goldene Morgenröte“) jahrelang beobachtet. Die Partei verwehrt sich gegen den Vorwurf gesetzeswidriger Machenschaften.

Ist sie eine kriminelle Vereinigung?

**Psarras:** Ganz gewiss. Die Organisation hat einen politischen Arm, der ihre Parolen ins Parlament trägt, und einen militärischen Arm, der Ausländer und Andersdenkende terrorisiert. Oft sind sie in Straftaten wie Waffen- und Menschenhandel, Schutzgeld-erpressung oder Drogengeschäfte ver-

wickelt. Die Führung beider Arme ist aber dieselbe.

**SPIEGEL:** Nach langem Zögern gehen Regierung und Sicherheitsbehörden nun gegen die Parteiführung unter Nikos Michaloliakos vor, mit Festnahmen und Haftbefehlen. Warum erst jetzt?

**Psarras:** Die Regierung versteckte sich lange hinter dem Mythos der zwei Extreme, Rechte wie Linke seien letztlich gleich gefährlich. Dadurch fühlten sich die Neonazis sicher, sie wurden immer stärker, die Gewalt eskalierte.

**SPIEGEL:** Die Ermittler stoßen nun auf Verstrickungen mit staatlichen Stellen.

**Psarras:** Leider stimmt das. Die Kontakte der Morgenröte in Armee, Polizei, Justiz und Kirche sind sehr gut. Es gibt da mächtige Komplizen.

**SPIEGEL:** Auch aus der konservativen Regierungspartei von Premier Antonis Samaras sind milde Töne zu hören. „Ich beschimpfe keine Nationalisten, ich bewahre meine Munition für den

wahren Gegner auf“, hat Failos Kranidiotis, Berater des Premiers, erklärt.

**Psarras:** Teile der regierenden Nea Demokratia wollen sich eine Zusammenarbeit mit der Morgenröte offenhalten. Sie sammeln sich in einem nationalistischen Netzwerk, „Netz 21“, unter Führung von Kranidiotis und einem anderen Samaras-Vertrauten.



LOUISA GOULAMAKI / AFP

Festgenommener Michaloliakos

A portrait of Bashar al-Assad, the President of Syria, sitting in a dark, upholstered chair. He is wearing a dark suit, a white shirt, and a patterned tie. He has a slight smile and is looking directly at the camera. The background is dimly lit, showing a lamp and some furniture.

# Blut und Seele

Baschar al-Assad ist der Feind Europas und Amerikas, seit im syrischen Bürgerkrieg Massaker verübt und Kinder durch Giftgas ermordet wurden. Wie lebt er mit der Schuld, wie mit der Furcht vor dem Sturz?  
Ein Besuch in Damaskus.

Wie wird er sein? Wird man den Krieg in seinem Gesicht erkennen, die Schuld und die Unsicherheit, Angst vielleicht? Wird sich der Plan, ihn sofort zu attackieren, durchhalten lassen, wenn er höflich lächelt? Oder wenn er aufsteht und gehen will?

Und das Inhaltliche: Wird er Fehler eingestehen, Massaker womöglich? Wie will er sich und sein Land aus der Isolation befreien? Wie sieht die Welt aus, und wie fühlt sie sich an: für Baschar al-Assad?

Es ist 7.45 Uhr am vergangenen Mittwoch, als der Fahrer des Staatschefs vor dem Hotel Beit al-Wali in der Altstadt von Damaskus hält und die Besucher aus Deutschland abholt. 8.20 Uhr: Sicherheitskontrolle im Volkspalast, diesem flachen beigefarbenen Bau auf den Hügeln im Westen von Damaskus. Um 9.05 Uhr wieder ins Auto, die Alleen entlang und den Hügel hinab, keiner weiß, wohin, denn keiner darf das zu früh wissen, weil Kriegszeiten goldene Zeiten für Attentäter sind. 9.20 Uhr: Der Konvoi hält vor dem Gästehaus der Regierung.

Die Tür öffnet sich, und kein Bediensteter tritt heraus; Assad steht dort und breitet die Arme aus, lächelt. Er grüßt wie Bill Clinton, gibt die rechte Hand, legt die linke auf Schultern oder Unterarme; eine herzliche Geste der Macht. „What a pleasure“, sagt er, was für ein Vergnügen, nun ja. Baschar al-Assad ist 48, blauäugig, hager und ungefähr 1,90 Meter groß, mit Zwei-Tage-Schnauzer. Er trägt einen dunkelblauen Anzug, ein helles Hemd ohne Manschettenknöpfe und eine blaue Krawatte, dazu schwarze bequeme Schuhe, eine Art Slipper.

Er hat in dem Gästehaus sein Büro: Marmorboden, feine Skulpturen und Gemälde, auf dem Schreibtisch steht ein Apple-Computer. Im Regal liegen Bücher über den Topkapi-Palast in Istanbul und die „Paläste des Libanon“, an der Wand hängen sechs Bilder, die seine Kinder gemalt haben: Kühe auf Gras, Hühner und Küken, die Sonne geht auf über einem grünen Land.

„Beginnen wir?“ Der Diktator fragt das.

Baschar al-Assad spezialisierte sich in London weiter auf Augenheilkunde, er spricht perfekt Englisch. Nach seiner Rückkehr nach Syrien trat er der Armee bei, von vielen wurde er unterschätzt, weil er so milde wirkt, so sanft redet. Assad, der zur Minderheit der Alawiten ge-

hört, regiert seit 13 Jahren, er trat das Erbe seines Vaters Hafis al-Assad an. Bei WikiLeaks war die Einschätzung der Amerikaner zu lesen: „Die Assads betreiben Syrien als Familienunternehmen.“

Wer nach Damaskus will, muss seit einigen Monaten den Landweg von Beirut aus nehmen; der Flughafen Damaskus wird von keiner westlichen Airline mehr angefliegen. Von Beirut aus sind es nur 150 Kilometer, aber die Fahrt dauert, denn in Syrien hat das Militär alle fünf Kilometer Straßensperren errichtet: Kofferraum öffnen, Papiere zeigen, aussteigen. Männer mit Kalaschnikows und leeren Blicken, Zigaretten im Mund, haben die Macht über alle Kommenden und vor allem über alle Fliehenden.

ner erzählen, dass sie dem Westen nicht trauen, weil er zu schlicht denke und moralische Ansprüche stelle, die er selbst nicht erfülle; und die meisten sagen, dass sie nicht Assad stützen, aber ihr freies Leben erhalten wollten. „Seht euch an, was in Ägypten und Libyen passiert“, sagt einer.

Und wenn man dieses Damaskus erlebt, beantwortet sich auch die Frage, wie sich Assad so lange halten konnte. Der syrische Bürgerkrieg fühlt sich für die, die in seinem Zentrum sitzen, anders an als für die Menschen von Aleppo, anders auch als für die Politiker, die bei den Vereinten Nationen ihre Urteile fällen.

Einerseits: Die Menschen sind auf den Straßen unterwegs. Sie rauchen Wasser-



**Einkaufsstraße in Damaskus:** Die Menschen rauchen Wasserpipe, handeln, lachen

„Da hinten liegt Sabadani“, sagt der Fahrer und nickt in die hügelige Landschaft hinein. „Da sind die Terroristen“, sagt er, „Tschetschenen.“

Und schließlich: Damaskus.

Einige Tage in Syriens Hauptstadt verändern das Bild dieses Krieges, denn die Menschen von Damaskus betrachten diesen Krieg anders als der Westen; sie wollen bewahren, was sie haben.

Beim Abendessen mit Politikern und Professoren oder bei Gesprächen in den Gassen der Altstadt sagen alle, ohne Ausnahme, dass sie die Rebellen fürchten. Weil mit den Rebellen die Fundamentalisten kämen. Und mit den Fundamentalisten die Scharia. Alle Gesprächspart-

pfeife, handeln, lachen. Es gibt Damaszener, die sich in die eigene Wohnung zurückziehen; doch Flüchtlinge sind hinzugekommen, die am Stadtrand unter Planen leben und tagsüber ins Zentrum streben. Damaskus ist eine trotzige, geringe Stadt geblieben, säkular und ähnlich jung wie Beirut. Mädchen tragen ärmellose Blusen, die Umajjaden-Moschee funkelt im Morgenlicht, auf dem Basar werden Unterwäsche und Eis verkauft.

Andererseits: Es grollt herüber aus Dschubar und Daraja, jenen Vorstädten im Nordosten und im Südwesten, die unter Beschuss stehen. In Dschubar, so heißt es hier, haben sich Untergrundkämpfer verschanzt, umzingelt von Regierungs-

truppen. Über Daraja stehen schwarze Rauchsäulen.

Einerseits: Im Roma Café in der Altstadt feiert am Montagabend Rami, 23, seine bestandene Prüfung in „Business Management“. Und 50 Freunde feiern mit. Der DJ legt westlichen Pop auf, dann die orientalischen Nummern. Als sich alle zu einem Gruppenfoto aufstellen sollen, entreißt Ali, der Schauspieler, dem DJ das Mikrofon und brüllt seine Gefühle in den Raum: „Mit unserem Blut und mit unserer Seele sind wir bei dir, Baschar.“ Und dann ruft er in die Runde: „Was will Syrien?“ Und alle rufen zurück, auch die jungen Frauen: „Baschar!“

Andererseits: Die Angst vergeht nicht. Vielleicht kann man sich an Detonationen gewöhnen, vielleicht wird man abgeklärt, aber die Bedrohung bleibt. 60 bis 200 Orte sollen täglich vom Regime bombardiert werden; ein Tag, an dem es nicht hundert Tote gibt, gilt als guter Tag. Die Damaszener wissen, dass der Krieg nahe ist, sie sagen, dass sie erste Selbstmordattentäter fürchten; und dass sie fürchten, dass ihre Stadt bald nicht mehr wie Beirut, sondern wie Bagdad sei.

Am Dienstag, dem Tag vor dem Gespräch mit Assad, warten drei seiner Mitarbeiter im Volkspalast, um über die Rahmenbedingungen des Interviews zu verhandeln. Sie rauchen, bis es neblig wird. Sie gehen hinaus und kehren wieder zurück und wollen noch einmal diskutieren, was gerade abgeschlossen war. Fürchten sie den Verlust des Arbeitsplatzes? Schlimmeres? Ein 90-minütiges Gespräch mit Assad sagen sie zu. Der Fotograf darf nur arbeiten, wenn er seine Bilder vorlegt – und der Palast jene Interview-Fotos untersagen darf, die missfallen. Unanständig? Ein Fotograf des Regimes wäre die Alternative – was keine ist. Nicht verhandelbar ist für Assads Leute, dass der SPIEGEL auf jenen Seiten, auf denen das Interview erscheint, keine Fotos von Giftgasopfern zeigt; es ist eine ungewöhnliche Bedingung, aber ohne ihre Erfüllung gäbe es kein Gespräch. Der SPIEGEL hat diese Fotos bereits gezeigt (Titel 35/2013) und wird sie weiterhin zeigen, aber nicht auf der folgenden Interview-Strecke.

Drei hitzige Stunden dauert das Vorgespräch, weitere Einschränkungen gibt

es am Ende nicht. Die Autorisierung wird verabredet, das ist Standard bei SPIEGEL-Gesprächen. Den Fragenkatalog begehrt die Gegenseite zunächst vorsichtig, dann nicht mehr; Assad fürchte keine harten Fragen, sagen seine Leute. (Am Donnerstag, dem Tag nach dem Treffen, wird der Palast das Gespräch ohne jede Änderung freigeben.)

Ob auch Assad, hinter den dicken Glasfenstern und den schweren Marmorblöcken, die Granateneinschläge hört? Anfang 2011 hatte er noch verkündet, Syrien sei „immun“ gegen revolutionäre Aufstände; er wisse das, er sei seinem Volk „sehr nahe“. Jetzt dürfte er dem Abgrund näher stehen, aber die Wirklichkeit in Palästen entkoppelt sich in Krisenzeiten noch mehr als in guten Tagen von der Wirklichkeit im Rest des Reiches.

Mittwoch also, 9.30 Uhr. Assad redet ruhig, leise, druckreif. Er lächelt, er hört nicht auf zu lächeln, und wenn man Zeichen von Anspannung sucht, findet man nichts in seiner Gestik, nichts in seinem Gesicht; beide Füße dreht er nach innen, die Knie presst er gegeneinander.

DIETER BEDNARZ, KLAUS BRINKBÄUMER

# „Eine Lüge bleibt eine Lüge“

Syriens Staatschef Baschar al-Assad über seinen Kampf um die Macht, sein Arsenal an Massenvernichtungswaffen und seine besonderen Erwartungen an Deutschland

**SPIEGEL:** Herr Präsident, lieben Sie Ihr Land?

**Assad:** Ich bitte Sie, natürlich liebe ich meine Heimat, da geht es mir nicht anders als den meisten Menschen. Aber es ist ja nicht nur eine Frage der emotionalen Beziehung. Es geht auch darum, was man für seine Heimat tun kann, vor allem, wenn man über die Macht dazu verfügt. Das wird besonders in Krisensituationen deutlich. Gerade jetzt, wo ich mein Land beschützen muss, merke ich, wie sehr ich es liebe.

**SPIEGEL:** Wären Sie ein aufrichtiger Patriot, dann würden Sie zurücktreten und den Weg freimachen für Verhandlungen über eine Interimsregierung oder einen Waffenstillstand mit der bewaffneten Opposition.

**Assad:** Über mein Schicksal befindet das syrische Volk. Das ist keine Frage, über die irgendwelche Gruppen entscheiden können. Wer sind denn diese Fraktionen? Wen repräsentieren sie? Etwa das syrische Volk? Oder zumindest Teile davon? Sollte dem so sein, dann sollten sie das an der Wahlurne lösen.

**SPIEGEL:** Sind Sie denn bereit, sich einer Wahl zu stellen?

**Assad:** Im August kommenden Jahres endet meine Amtszeit. Zwei Monate vorher werden wir eine Präsidentenwahl abhalten. Ob ich dann selbst noch einmal antrete, vermag ich im Moment nicht zu sagen. Das kommt auf die Stimmung in der Bevölkerung an. Wenn ich nicht mehr den Willen der Menschen hinter mir weiß, werde ich nicht antreten.

**SPIEGEL:** Sie erwägen tatsächlich einen Machtverzicht?

**Assad:** Es geht nicht um mich und darum, was ich will. Es geht um das, was die Menschen wollen. Das Land gehört nicht mir allein, sondern allen Syrern.

**„Fehler Einzelner hat es gegeben. Wir alle machen Fehler. Auch ein Präsident macht Fehler.“**

**SPIEGEL:** Aber Sie sind doch der Grund für die Rebellion: Die Menschen lehnen sich gegen Korruption und Despotismus auf. Sie fordern echte Demokratie, und die ist nach Ansicht der Opposition nur möglich, wenn Sie Ihr Amt räumen.

**Assad:** Sprechen diese Leute für die Menschen hier in Syrien oder für die Länder, die hinter ihnen stehen? Sprechen sie für die USA, für Großbritannien und Frankreich oder für Saudi-Arabien und Katar? Lassen Sie es mich in aller Deutlichkeit sagen: Dieser Konflikt wird von außen in unser Land hineingetragen. Diese Leute sitzen im Ausland, residieren in Fünf-Sterne-Hotels und lassen sich von ihren Finanziers vorgeben, was sie sagen sollen. Aber eine Basis in Syrien haben sie nicht.

**SPIEGEL:** Wollen Sie abstreiten, dass es in Ihrem Land eine starke Opposition gegen Sie gibt?

**Assad:** Natürlich gibt es eine Opposition hier im Lande – wo gibt es die nicht? Dass alle Syrer hinter mir stehen, ist doch unmöglich.

**SPIEGEL:** Die Legitimation Ihrer Präsidentschaft bestreiten nicht nur wir. „Ein Füh-



JEROEN KRAVER / DER SPIEGEL

**Machthaber Assad beim SPIEGEL-Gespräch in seinem Privatbüro\*:** „Ich glaube, der Westen vertraut lieber al-Qaida als mir“

rer, der seine eigenen Bürger abschlachtet und Kinder mit Giftgas tötet“, habe jeglichen Anspruch verwirkt, sein Land weiter zu regieren – das hat Präsident Barack Obama Ende September vor der Uno-Generalversammlung gesagt.

**Assad:** Zuerst einmal ist er der Präsident der Vereinigten Staaten, der keinerlei Legitimität besitzt, über Syrien zu urteilen. Er hat kein Recht, dem syrischen Volk vorzuschreiben, wen es zu seinem Präsidenten wählen soll. Zweitens hat das, was er sagt, nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Dass ich abtreten soll, hat er schon vor anderthalb Jahren gefordert. Und? Haben seine Worte etwas bewirkt? Nein, nichts ist passiert.

**SPIEGEL:** Für uns sieht es eher so aus, als würden Sie die Realität ignorieren. Mit einem Rücktritt würden Sie Ihrem Volk viel Leid ersparen.

**Assad:** Es geht doch gar nicht um meine Präsidentschaft. Das Töten von Unschuldigen, die Bombenanschläge, der ganze Terrorismus, den al-Qaida ins Land trägt – was hat das mit meinem Amt zu tun?

**SPIEGEL:** Das hat mit Ihnen zu tun, weil Ihre Truppen und Ihre Geheimdienste einen Teil dieser Grausamkeiten begangen haben. Das ist Ihre Verantwortung.

**Assad:** Von Anfang an war es unsere Politik, auf die Forderungen der Demonstranten einzugehen, obwohl die Proteste niemals wirklich friedlich waren. Schon in den ersten Wochen hatten wir unter Soldaten und Polizeikräften Opfer zu beklagen. Dennoch hat ein Komitee die Verfassung geändert, dazu haben wir eigens ein Referendum abgehalten. Aber wir müssen zugleich den Terrorismus bekämpfen, um unser Land zu verteidigen. Bei der Umsetzung dieser Entscheidung wurden, zugegeben, Fehler gemacht.

**SPIEGEL:** Unter den Opfern der ersten Demonstrationen in Daraa, mit denen der Aufstand begann, waren überwiegend Protestierende, sie wurden geschlagen und beschossen. Diese Härte war einer der Fehler Ihres Regimes.

\* Mit den Redakteuren Klaus Brinkbäumer und Dieter Bednarz in Damaskus.

**Assad:** Immer wenn es darum geht, politische Entscheidungen umzusetzen, kommt es zu Fehlern. Überall in der Welt. Wir sind alle nur Menschen.

**SPIEGEL:** Sie geben also zu, dass die Härte gegen die Demonstranten ein Fehler war?

**Assad:** Persönliche Fehler Einzelner hat es gegeben. Wir alle machen Fehler. Auch ein Präsident macht Fehler. Doch selbst wenn es bei der Umsetzung Fehler gegeben hat, so war unsere grundsätzliche Entscheidung dennoch richtig.

**SPIEGEL:** Das Massaker von Hula war also nur die Folge des Versagens Einzelner?

**Assad:** Weder die Regierung noch deren Unterstützer sind daran schuld. Der Angriff geht auf das Konto von Gangs und Militanten, die die Dorfbewohner angegriffen haben. So ist das gewesen. Und wenn Sie etwas anderes behaupten, müssen Sie mir Beweise bringen. Das aber können Sie nicht. Wir hingegen können Ihnen die Namen der Opfer geben, die getötet wurden, weil sie unseren Kurs gegen den Terror unterstützt haben.

**SPIEGEL:** Wir haben durchaus Beweise. Unsere Reporter waren in Hula, sie haben



THOMAS RASSLOFF / DEMOTIX / CORBIS

**Aleppo nach Luftangriff:** „Man kann nicht sagen: Die haben hundert Prozent Schuld und wir null“

mit Überlebenden und Angehörigen von Opfern gesprochen und gründlich recherchiert. Auch Experten der Uno sind zu dem Schluss gekommen, dass die 108 getöteten Dorfbewohner, darunter 49 Kinder und 34 Frauen, Opfer Ihres Regimes wurden. Wie können Sie da alle Verantwortung von sich weisen und die Schuld auf sogenannte Terroristen schieben?

**Assad:** Bei allem Respekt vor Ihren Reportern: Als Syrer kennen wir unser Land besser. Wir wissen, was wahr ist, und können das auch dokumentieren.

**SPIEGEL:** Die Täter stammten aus den Kreisen der Schabiha, einer Miliz, die Ihrem Regime nahesteht.

**Assad:** Lassen Sie mich ganz offen und direkt sein: Ihre Frage geht von falschen Informationen aus. Was Sie behaupten, trifft nicht zu. Eine Lüge bleibt eine Lüge, wie immer Sie sie drehen und wenden.

**SPIEGEL:** Sie streiten also ab, dass Ihre Schabiha am Massaker beteiligt waren?

**Assad:** Was meinen Sie mit „Schabiha“?

**SPIEGEL:** Jene Milizen, die „Geister“, die Ihrem Regime nahestehen.

**Assad:** Der Name kommt aus dem Türkischen. In Syrien kennen wir keine Schabiha. Was wir allerdings in entlegenen Gebieten haben, in denen Polizei und Militär schwach sind, sind Zusammenschlüsse von Dorfbewohnern, die Waffen gekauft haben, um sich vor den Militanten zu schützen. Einige von ihnen haben mit unseren Truppen gekämpft, das stimmt. Aber das sind keine Milizen, die gegründet wurden, um den Präsidenten zu unterstützen. Denen geht es um ihr Land, das sie gegen al-Qaida verteidigen wollen.

**SPIEGEL:** Massaker und Terror verübt also immer nur die andere Seite. Ihre Soldaten, Milizen, Sicherheitskräfte und Geheimdienste haben damit nichts zu tun?

**Assad:** Man kann das nicht so verabsolutieren: Die haben hundert Prozent Schuld und wir null. Die Wirklichkeit ist nicht Schwarz und Weiß. Sie hat auch Grautöne. Aber grundsätzlich ist es richtig, dass wir uns verteidigen. Um die Verfehlungen Einzelner kann ich mich angesichts von 23 Millionen Syrern nicht kümmern. Jedes Land hat mit Kriminellen zu kämpfen. Es kann sie überall geben, in der Regierung, in der Armee.

**SPIEGEL:** Die Legitimität eines Präsidenten begründet sich nicht auf Phrasen und Deklarationen, sondern auf Taten. Durch die Giftgasangriffe auf Ihre eigene Bevöl-

**„Wir haben keine Chemiewaffen eingesetzt. Das ist falsch. Das Bild, das Sie von mir zeichnen, auch.“**

kerung haben Sie Ihren Anspruch auf das Amt endgültig verwirkt.

**Assad:** Wir haben keine Chemiewaffen eingesetzt. Das ist falsch. Und das Bild, das Sie von mir zeichnen, von einem, der sein eigenes Volk umbringt, ist es auch. Wen habe ich nicht alles gegen mich: die USA, den Westen, die reichsten Länder der arabischen Welt und die Türkei. Und dann bringe ich auch noch meine eigenen Leute um, die mich aber trotzdem unterstützen! Bin ich denn Superman? Nein.

Aber warum halte ich mich dann seit zweieinhalb Jahren an der Macht? Weil ein Großteil des syrischen Volkes hinter mir steht, hinter der Regierung, hinter dem Staat. Ob das nun mehr als 50 Prozent sind oder weniger? Ich sage nicht, dass es der größere Teil unserer Bevölkerung ist. Aber auch ein großer Teil bedeutet Legitimität. Das ist ziemlich simpel. Und wo ist denn ein anderer Führer, der ähnlich legitimiert wäre?

**SPIEGEL:** Präsident Obama hat nach der Untersuchung dieses Verbrechens durch die Vereinten Nationen „keinen Zweifel“, dass Ihr Regime am 21. August Chemiewaffen eingesetzt hat, wobei mehr als tausend Menschen getötet wurden.

**Assad:** Noch einmal, Obama legt keinen einzigen Beweis vor, nicht einen Hauch von Beweis. Er hat nichts zu bieten als Lügen.

**SPIEGEL:** Aber die Schlussfolgerungen der Uno-Inspektoren ...

**Assad:** Welche Schlussfolgerungen? Als die Inspektoren jetzt nach Syrien gekommen sind, haben wir sie gebeten, ihre Nachforschungen fortzusetzen. Wir erhoffen uns Aufklärung, wer hinter dieser Tat steckt.

**SPIEGEL:** Aus den Einschlägen der Raketen lässt sich berechnen, von wo aus sie abgeschossen wurden – nämlich von Stellungen Ihrer 4. Division.

**Assad:** Das beweist doch gar nichts. Diese Terroristen können überall sein. Selbst in Damaskus haben wir sie schon. Die können inzwischen eine Rakete vielleicht sogar neben meinem Haus zünden.

**SPIEGEL:** Zum Abfeuern von Geschossen mit Sarin sind Ihre Gegner nicht in der Lage. Das erfordert militärische Ausrüstung, Schulung und Präzision.

**Assad:** Wer sagt das? In den neunziger Jahren haben Terroristen bei einem Anschlag in Tokio Sarin eingesetzt. Man nennt es ja auch „Küchengas“, weil man es an jedem Ort zusammenbrauen kann.

**SPIEGEL:** Diese beiden Sarin-Angriffe können Sie doch nicht vergleichen. Hier ging es um eine militärische Aktion.

**Assad:** Keiner kann mit Bestimmtheit sagen, dass Raketen verwandt wurden. Wir haben dafür keinerlei Beweise. Sicher ist nur, dass Sarin freigesetzt wurde. Passierte das vielleicht, als eine unserer Raketen eine Stellung der Terroristen getroffen hat? Oder haben diese einen Fehler gemacht, als sie damit hantierten? Denn sie verfügen über Sarin, sie haben es ja früher schon in Aleppo eingesetzt.

**SPIEGEL:** Insgesamt 14-mal wurden Hinweise auf chemische Kampfstoffe gefunden, aber nie zuvor sind sie so massiv einge-

setzt worden wie im August. Haben Sie eigentlich schon eine Untersuchung veranlasst?

**Assad:** Jede Nachforschung sollte mit der Erfassung der wahren Opfer beginnen. Die Militanten reden von 350 Toten, die USA von über 1400. Schon da kann doch etwas nicht stimmen. Auch bei den Bildern gibt es Widersprüche: Ein totes Kind sehen wir auf zwei Aufnahmen in verschiedenen Positionen. Ich will damit sagen, dass man diesen Fall sehr genau verifizieren muss. Aber das hat bislang niemand getan. Auch wir können es nicht tun. Das ist ein Terroristengebiet.

**SPIEGEL:** So nah an der Hauptstadt?

**Assad:** Sie sind sehr nahe an Damaskus, vor unseren Kasernen. Sie könnten unsere Soldaten töten. Das darf nicht geschehen.

**SPIEGEL:** Glauben Sie, das verlorene Terrain wieder zurückerobern zu können?

**Assad:** Es geht nicht um Gewinn oder Verlust von Gebieten. Wir sind nicht zwei Länder, bei denen das eine einen Teil des anderen okkupiert, wie Israel das mit unseren Golanhöhen macht. Es geht darum, den Terrorismus auszumerzen. Wenn wir ein Stück freikämpfen, was gerade an vielen Orten geschieht, heißt das noch lange nicht, dass wir gewinnen. Dann verziehen sich die Terroristen in eine andere Gegend und zerstören diese. Wenn die Bevölkerung hinter uns steht, können wir gewinnen. Wenn nicht, verlieren wir.

**SPIEGEL:** Westliche Nachrichtendienste haben Funksprüche abgefangen, in denen Ihre Offiziere die Führung drängen, endlich Giftgas einzusetzen.

**Assad:** Das ist eine komplette Fälschung. Ich möchte dieses Gespräch nicht auf Grundlage solcher Anschuldigungen führen.

**SPIEGEL:** Ist es für Sie nicht irritierend, dass wir im Westen die Lage so völlig anders beurteilen als Sie?

**Assad:** Wissen Sie, Ihre Region erfasst die tatsächliche Lage stets zu spät. Wir sprachen schon von gewaltsamen Protesten, da waren Sie noch bei „friedlichen Demonstranten“. Als wir von Extremisten sprachen, waren Sie bei „einigen Militanten“. Als Sie dann von Extremisten sprachen, redeten wir schon von al-Qaida. Dann sprachen Sie von „einigen wenigen“ Terroristen, während wir bereits sagten, dass es sich um eine Mehrheit handelt. Jetzt erkennen Sie, dass es immerhin fünfzig-fünfzig steht. Nur US-Außenminister John Kerry hängt noch arg in der Vergangenheit und spricht von 20 Prozent.



RICARDO GARCIA VILANOVA / DER SPIEGEL

**Zerstörung in Deir al-Sor: „Wir haben keine andere Option, als an unseren Sieg zu glauben“**

**SPIEGEL:** Könnte es sein, dass wir im Westen so zögern, Ihren Einschätzungen zu folgen, weil es bei uns eine Vertrauenslücke gibt? Und woran mag das liegen?

**Assad:** Ich glaube, der Westen vertraut lieber al-Qaida als mir.

**SPIEGEL:** Das ist absurd.

**Assad:** Nein, meine Antwort fällt unter Meinungsfreiheit. Ganz im Ernst: Ich meine, was ich Ihnen gesagt habe. Vielleicht

**„Die Russen sind wahre Freunde. Sie verstehen viel besser, worum es hier wirklich geht.“**

war es gar nicht Absicht, aber Fakt ist: Alles, was der Westen in den vergangenen zehn Jahren an politischen Entscheidungen getroffen hat, hat al-Qaida befördert. Aufgrund dessen haben wir hier al-Qaida, mit Kämpfern aus 80 Nationen. Es sind Zehntausende Kämpfer, mit denen wir es zu tun haben. Und damit meine ich nur jene, die von außerhalb kommen.

**SPIEGEL:** Sie verlieren viele Soldaten, die sich der Opposition anschließen. Wollen Sie uns weismachen, dass aus denen über Nacht Qaida-Anhänger werden?

**Assad:** Nein, ich sage ja nicht, dass jeder nun bei al-Qaida ist. Ich sage: die Mehrheit. Die Minderheit setzt sich aus Deserteuren und Kriminellen zusammen. Zu Beginn unserer Krise hatten wir 60 000 Verbrecher, die frei herumliefen. Allein daraus könnte man schon eine Armee

aufstellen. Wie viele tatsächlich gegen uns kämpfen, kann ich nicht sagen. Die meisten kommen für ihren Dschihad illegal über die Grenze. Sie kommen, um von hier ins Paradies zu gehen, in ihrem heiligen Krieg gegen Atheisten oder Nicht-Muslime. Selbst wenn wir Tausende von ihnen irgendwie loswerden, es sickern konstant neue ein.

**SPIEGEL:** Und dennoch glauben Sie, diesen Kampf gewinnen zu können?

**Assad:** Selbst wenn wir keine Chance hätten, diesen Kampf zu gewinnen: Wir haben doch keine andere Wahl, als unsere Heimat zu verteidigen.

**SPIEGEL:** Zurück zu den Chemiewaffen. Wir möchten Sie daran erinnern, dass Sie immer abgestritten haben, über Chemiewaffen zu verfügen. Nun, nach diesem Verbrechen gegen die Menschlichkeit vom 21. August und nach den Androhungen von Militärschlägen durch die Vereinigten Staaten, räumen Sie offen deren Besitz ein.

**Assad:** Wir haben nie behauptet, keine Chemiewaffen zu haben. Unsere Formulierung war immer: „Falls“ wir welche haben sollten, dann ...

**SPIEGEL:** Chemiewaffen sind kein Grund zum Lachen, aber nun können wir nicht anders.

**Assad:** Wir haben jedenfalls nicht gelogen!

**SPIEGEL:** Es gibt Hinweise, dass deutsche Firmen Chemikalien geliefert haben, die auch zum Bau von C-Waffen verwendet werden können. Wissen Sie Näheres?

**Assad:** Nein, mit solchen Fragen beschäftige ich mich nicht. Aber grundsätzlich haben wir zum Bau der Waffen keine Hilfe aus dem Ausland bekommen. Das hat-



**Kämpferinnen in Aleppo:** „Die Mehrheit ist al-Qaida, die Übrigen sind Deserteure und Kriminelle“

ten wir auch nicht nötig. Wir sind selbst Experten auf diesem Gebiet.

**SPIEGEL:** Über wie viele Tonnen Sarin oder andere Kampfstoffe verfügen Sie derzeit?

**Assad:** Das bleibt so lange geheim, bis wir diese Informationen den dafür zuständigen Gremien übergeben haben.

**SPIEGEL:** Nach Angaben westlicher Nachrichtendienste haben Sie etwa tausend Tonnen in Ihren Arsenalen.

**Assad:** Es geht doch nicht um Zahlen, sondern um das Prinzip, dass wir diese Waffen haben. Und dass wir uns jetzt dafür einsetzen, dass der Nahe Osten frei sein sollte von Massenvernichtungswaffen.

**SPIEGEL:** Auch das ist eine Frage des Vertrauens. Sie geben 45 Depots an, woher wissen wir, dass das stimmt?

**Assad:** Als Präsident beschäftige ich mich nicht mit diesen Zahlen, ich entscheide über das politische Vorgehen. Wir sind transparent, die Experten dürfen zu jeder Anlage gehen. Sie werden alle Daten von uns bekommen, die werden sie verifizieren, und dann können sie sich ein Urteil über unsere Glaubwürdigkeit bilden. Wir haben uns bislang an jede Vereinbarung gehalten. Das belegt unsere Geschichte. Nur an den Kosten der Waffenvernichtung werden wir uns nicht beteiligen.

**SPIEGEL:** Und die internationale Gemeinschaft soll Ihnen einfach glauben, dass Sie nicht noch geheime Depots haben?

**Assad:** Bei internationalen Beziehungen geht es nicht um Vertrauen und Glauben. Es geht darum, ein Regelwerk aufzustellen. Ob Sie mir als Person vertrauen, ist nicht so wichtig. Was zählt, ist, dass die Institutionen zusammenarbeiten, meine

Regierung und diese Chemiewaffen-Organisation; und ob ich das Vertrauen des syrischen Volkes habe. Nicht der Westen hat mich geprägt, sondern Syrien.

**SPIEGEL:** Sie brauchen den Westen nicht?

**Assad:** Doch, natürlich – aber nicht anstelle der Syrer und auch nicht anstelle der Russen, die wahre Freunde sind. Die verstehen viel besser, warum es hier wirklich geht. Sie haben ein besseres Ge-

**„Ich würde mich freuen, wenn Gesandte aus Deutschland nach Damaskus kämen.“**

fühl für die Wirklichkeit. Und dass ich sie jetzt so rühme, hat nichts damit zu tun, dass wir seit vielen Jahren enge Beziehungen pflegen. Die Russen sind einfach unabhängiger als Sie in Europa, wo man sich so sehr an den USA orientiert.

**SPIEGEL:** Die Russen haben strategische Interessen. Nur darum geht es ihnen.

**Assad:** Das können Sie mit Präsident Wladimir Putin diskutieren. Aber ich will Ihnen noch etwas sagen: Vertraulich kommen bereits die ersten Europäer auf uns zu und signalisieren, dass sie unsere Lagebeschreibung teilen, unsere Analysen und Sorgen; dass sie dies aber nicht laut sagen könnten.

**SPIEGEL:** Das gilt auch für Ihre Darstellung der Giftgasangriffe?

**Assad:** Obama hat mit seinen Lügen doch nicht einmal sein eigenes Volk überzeugen können. Nach einer Umfrage lehnten

51 Prozent der US-Bevölkerung einen Militärschlag gegen Syrien ab. Das britische Parlament war dagegen. Im französischen Parlament wurde erbittert darüber diskutiert. Die Stimmung in Europa sprach gegen diese Aktion. Warum? Weil die Mehrheit der Menschen Obama die Geschichte nicht geglaubt hat.

**SPIEGEL:** Zählen zu den Kontakten, die Sie weiterhin nach Europa unterhalten, auch Gesprächspartner in Deutschland?

**Assad:** Wir haben Kontakte zu einigen Institutionen, verfügen neuerdings wieder über Kanäle, die es zwischenzeitlich so nicht gab. Wir tauschen Informationen aus, aber von politischen Beziehungen können wir nicht sprechen.

**SPIEGEL:** Spielt Deutschland eine besondere Rolle für Sie?

**Assad:** Wenn ich nach Europa schaue, frage ich mich: Wer orientiert sich an der Wirklichkeit, an dem, was in unserer Region

vorgeht? Und davon ist jedes europäische Land weit entfernt. Deutschland und Österreich haben noch den objektivsten Blick, scheinen am ehesten zu erfassen, was Realität ist. Deutschland kommt dem am allernächsten.

**SPIEGEL:** Könnte Deutschland eine Vermittlerrolle übernehmen?

**Assad:** Ich würde mich freuen, wenn Gesandte aus Deutschland nach Damaskus kämen, um mit uns über die wahren Verhältnisse zu sprechen. Wenn sie mit uns reden, heißt das nicht, dass sie unsere Regierung unterstützen. Aber sie können dann hier Überzeugungsarbeit leisten. Wenn ihr jedoch denkt, ihr müsstet uns isolieren, dann sage ich nur: Damit isoliert ihr euch selbst – und zwar von der Wirklichkeit. Hier geht es auch um eure Interessen: Was habt ihr davon, wenn sich in eurem Hinterhof al-Qaida tummelt, wenn ihr hier bei uns Instabilität unterstützt? Nach zweieinhalb Jahren solltet ihr eure Politik überdenken.

**SPIEGEL:** Haben Sie angesichts der Unruhen in Ihrem Land die Chemiewaffen-depots überhaupt noch unter Kontrolle?

**Assad:** Machen Sie sich keine Sorgen, die Lager sind sehr gut geschützt. Und zu Ihrer Beruhigung will ich Ihnen noch sagen: Das Material wird dort nicht waffenfähig gelagert. Niemand kann es verwenden, bevor es einsatzbereit gemacht wird.

**SPIEGEL:** Auch die Depots mit den biologischen Waffen? Sie besitzen doch auch B-Waffen.

**Assad:** Dazu machen wir keine Angaben. Das fällt unter den Bereich geheime Informationen. Und wenn ich das so sage,

heißt das nicht, dass wir vielleicht doch welche besitzen.

**SPIEGEL:** Sie verstehen aber die Angst der internationalen Gemeinschaft, dass diese Massenvernichtungswaffen in die Hände von Terroristen fallen könnten?

**Assad:** So schlimm ist es um uns nicht bestellt, wie es Ihre Medien darstellen und es der Westen glaubt. Machen Sie sich keine unnötigen Sorgen.

**SPIEGEL:** Nach unseren Informationen haben Sie mindestens 40 Prozent des Landes an die bewaffnete Opposition verloren, womöglich über zwei Drittel.

**Assad:** Diese Zahlen sind übertrieben. 60 Prozent des Landes sind Wüste, und dort ist niemand. Im Rest des Landes kontrollieren die Terroristen keine einzige zusammenhängende Region.

**SPIEGEL:** Für das Gebiet entlang der türkischen Grenze stimmt das nicht.

**Assad:** Nur nördlich von Aleppo halten sie sich. Ansonsten gibt es Brennpunkte. Aber von einer regelrechten Front gegen uns kann überhaupt keine Rede sein. Manchmal sind diese Kämpfer auch völlig isoliert, halten sich in Gegenden auf, in die wir die Armee gar nicht erst hineinschicken. Aber uns geht es auch nicht um irgendwelche Prozentzahlen. Die Solidarität der Bevölkerung ist uns viel wichtiger. Und die ist eher gestiegen, weil viele inzwischen sehen, was diese Terroristen anrichten und wohin das führt.

**SPIEGEL:** Die Brutalität der Auseinandersetzungen hat ein Viertel der syrischen Bevölkerung, sechs Millionen Menschen, zu Flüchtlingen gemacht.

**Assad:** Wir haben keine genauen Zahlen. Auch vier Millionen können schon übertrieben sein. Viele, die innerhalb Syriens ihr Zuhause verlassen, gehen zu Verwandten und tauchen in keiner Statistik auf.

**SPIEGEL:** Sie klingen, als redeten Sie über Steueranhebungen und nicht über eine humanitäre Katastrophe.

**Assad:** Umgekehrt wird es richtig: Sie im Westen werfen mit den Zahlen um sich. Vier, fünf, sieben Millionen. Die Zahlen kommen von Ihnen: 70 000 Opfer, 80 000, 90 000 und dann 100 000. Wie auf einer Auktion. Aber für uns ist es eine reale Tragödie, egal ob 1000 oder 100 000 Opfer.

**SPIEGEL:** Die Flut der Vertriebenen hat einen Grund: Die Menschen fliehen vor Ihnen und Ihrem Regime.

**Assad:** Ist das eine Frage an mich? Oder ist das eine Behauptung? Dann ist sie schlicht falsch. Wenn Menschen fliehen, haben sie oft mehrere Gründe. An erster Stelle ist es die Angst vor dem Terror.



Präsidenten Obama, Putin bei G-8-Gipfel in Nordirland: „Obama hat nichts zu bieten als Lügen“

**SPIEGEL:** Niemand flieht vor Ihren Soldaten und Sicherheitskräften?

**Assad:** Die Armee repräsentiert Syrien, andernfalls wäre sie schon längst auseinandergefallen. Sie ist für niemanden eine Bedrohung. Wenn wir über Flüchtlinge reden, dann lassen Sie uns auch über diese andere Regierung reden – die türkische. Sie instrumentalisiert die Zahlen für ihre eigenen Zwecke. Sie setzt voll auf die humanitäre Karte, um sie bei der Uno gegen uns auszuspielen. Um Druck zu machen. Zudem geht es manchen um das Geld, das sie für ihre Flüchtlingshilfe bekommen, das dann aber in ganz andere Taschen wandert. Da gibt es eine Menge Interessen. Sicherlich gibt es unter den Flüchtlingen auch einige, die aus Angst vor unserer Regierung geflohen sind. Aber wir erleben gerade einen Gezeiten-

**„In so einer Krise kann man nicht so tun, als wäre man so mächtig wie zuvor. Der Schaden ist massiv.“**

wechsel. 100 000, vielleicht auch 150 000 Flüchtlinge sind bereits zurückgekehrt.

**SPIEGEL:** Wie konnten Sie die Menschen dazu bewegen?

**Assad:** Wir haben sie angesprochen, um ihnen die Angst zu nehmen. Wer kein Verbrechen begangen hat, muss hier nichts fürchten. Wenn du gegen die Regierung sein willst, haben wir gesagt, dann komm zurück, und sei von hier aus gegen uns. Das hatte durchaus Erfolg.

**SPIEGEL:** An der militärischen Front können Sie keine Erfolge vorweisen. Die angekündigte Einnahme von Aleppo bleibt aus. Maalula ist weiterhin ein erhebliches Problem, und sogar die Vorstädte von Damaskus werden beschossen. Den Granatendonner haben wir auf dem Weg zu Ihrem Palast vernommen.

**Assad:** In so einer schweren Krise kann man natürlich nicht so tun, als wäre man so mächtig wie zuvor. Der Schaden ist viel zu massiv. Wir werden viel Zeit brauchen, um darüber hinwegzukommen. Und wir haben doch gar keine andere Option, als an unseren Sieg zu glauben.

**SPIEGEL:** Wie können Sie noch an Ihren Sieg glauben, wenn Sie schon die libanesischen Hisbollah zur Hilfe holen müssen?

**Assad:** Schauen Sie, der Libanon ist sehr klein. Vier Millionen Einwohner. Allein Damaskus hat fünf Millionen. Syrien ist so groß, dass selbst die komplette Hisbollah kaum etwas ausrichten könnte. An der Grenze zum Libanon haben wir mit ihr im Kampf gegen Terroristen kooperiert, die auch Hisbollah-Anhänger angegriffen hatten. Das war gut und erfolgreich.

**SPIEGEL:** Eigentlich könnten Sie also auf die Hilfe der Hisbollah verzichten?

**Assad:** Das habe ich nicht gesagt. Ich wollte nur die Proportionen ein wenig zurückrücken und der Annahme im Westen entgegensteuern, dass die syrische Armee nicht mehr kämpfen könne und deshalb nun die Hisbollah einspringen müsse.

**SPIEGEL:** Die Hisbollah gehört zu den wenigen, die Sie noch stützen. Der russische Präsident Putin scheint langsam die Geduld mit Ihnen zu verlieren. Und dem neuen iranischen Präsidenten Hassan

Rohani könnte die Annäherung an die USA wichtiger sein als Ihr Überleben.

**Assad:** Putin ist entschlossener denn je, uns zu stützen. Das hat er mit drei Vetos gegen Sanktionen im Welt sicherheitsrat bewiesen.

**SPIEGEL:** Der Resolution zur Vernichtung Ihrer Chemiewaffen hat er zugestimmt.

**Assad:** Das war eine gute Resolution ...

**SPIEGEL:** ... weil sie Luftschläge der USA verhindert hat.

**Assad:** In ihr gab es keinen einzigen Punkt, der gegen unsere Interessen verstoßen hätte. Putin weiß aus seinem Kampf gegen den Terrorismus in Tschechien, was wir hier durchmachen.

**SPIEGEL:** Deshalb sind Sie auch zuversichtlich, dass Moskau Ihnen das Flugabwehrsystem S-300 liefern wird, auf das Sie seit Monaten warten?

**Assad:** Putin hat mehrfach gesagt, dass er Syrien in den verschiedensten Bereichen unterstützen wird und dass er sich unseren Verträgen verpflichtet fühlt. Das gilt

**„Ich Sorge mich nicht um mich. Würde ich Angst verspüren, hätte ich Syrien schon lange verlassen.“**

nicht nur für das Luftabwehrsystem, sondern auch für andere Waffen.

**SPIEGEL:** Die Weltgemeinschaft wird alles tun, um Ihre Aufrüstung zu verhindern.

**Assad:** Mit welchem Recht? Wir sind ein Staat, der sich nur verteidigt. Wir halten von niemandem Land besetzt. Warum bekommt Israel von Deutschland drei U-Boote, obwohl es eine Besatzungsmacht ist? Wegen dieser doppelten Standards trauen wir dem Westen nicht.

**SPIEGEL:** Dass Israel das neue Abwehrsystem zusammenbombt, sobald es aus Moskau eingetroffen ist, fürchten Sie nicht?

**Assad:** In diesem Kriegszustand dürfen wir uns nicht fürchten. Wir müssen alles tun, um stark zu sein, und wir werden nicht zulassen, dass jemand unsere Rüstungsgüter zerstört.

**SPIEGEL:** Und falls doch?

**Assad:** Darüber reden wir, wenn es so weit ist.

**SPIEGEL:** Früher klangen Sie selbstbewusster, gerade wenn es um Israel ging.

**Assad:** Nein. Wir brauchen Frieden und Stabilität in dieser Region. Darauf waren wir immer bedacht. Gerade wenn es um die Frage der Vergeltung geht, müssen wir uns fragen: Wohin führt das? Vor allem jetzt, wo wir gegen al-Qaida kämpfen, müssen wir vorsichtig sein, keinen neuen Krieg anzuzetteln.

**SPIEGEL:** Ab welchem Punkt würden Sie al-Qaida für besiegt halten?

**Assad:** Wenn wir wieder Stabilität haben. Dafür müssen wir zuerst die Terroristen

loswerden. Dann müssen wir diese Ideologie der Grausamkeit abschütteln, die in einige Teile Syriens bereits eingesickert ist. Es darf nicht sein, dass ein Achtjähriger versucht, jemandem den Kopf abzuschneiden, dass Kinder dem unter Jubelgeschrei zusehen, als verfolgt sie ein Fußballspiel. Das ist tatsächlich im Norden des Landes geschehen. Uns von diesem Denken zu befreien wird schwerer sein, als die Chemiewaffen loszuwerden.

**SPIEGEL:** Diese Szene würde in Somalia nicht überraschen. Aber in Syrien?

**Assad:** Was wir an Grausamkeiten erleben, ist ungeheuerlich. Denken Sie nur an den Bischof, dem sie mit einem Messer die Kehle durchgeschnitten haben.

**SPIEGEL:** Somalia ist ein gescheiterter Staat, seit Jahrzehnten schon. Trotzdem glauben Sie, Sie könnten zu dem Syrien vor Beginn des Aufstands zurückkehren?

**Assad:** Was die Stabilität anbelangt – ja. Wenn wir die Milliardenhilfen aus Saudi Arabien und Katar stoppen können, wenn die logistische Hilfe der Türkei ausbleibt, dann können wir das Problem in ein paar Monaten lösen.

**SPIEGEL:** Ist eine Lösung auf dem Verhandlungsweg noch möglich?

**Assad:** Mit den Militanten? Nein. Nach meiner Definition trägt eine politische Opposition keine Waffen. Wenn einer die Waffen niederlegt und in den Alltag zurückkehren will – darüber können wir reden. Wenn wir vorhin über Deserteure gesprochen haben, dann möchte ich jetzt auch von der gegenläufigen Bewegung sprechen: von jenen Männern, die von den Aufständischen überlaufen und jetzt in unseren Reihen kämpfen.

**SPIEGEL:** Für die Weltgemeinschaft tragen Sie die Schuld an der Eskalation dieses Konflikts, dessen Ende nicht abzusehen ist. Wie leben Sie mit dieser Schuld?

**Assad:** Es geht nicht um mich. Es geht um Syrien. Die Lage in meinem Land bedrückt mich. Darum Sorge ich mich, nicht um mich.

**SPIEGEL:** Stehen Ihre Frau und Ihre drei Kinder noch immer an Ihrer Seite?

**Assad:** Selbstverständlich. Nicht für einen Moment haben sie Damaskus verlassen.

**SPIEGEL:** Ist Ihnen schon mal der Gedanke gekommen, Sie könnten enden wie der rumänische Diktator Nicolae Ceaușescu? Nach einem kurzen Prozess wurde er von den eigenen Soldaten an die Wand gestellt und erschossen.

**Assad:** Ich Sorge mich nicht um mich. Würde ich Angst verspüren, hätte ich Syrien schon vor langer Zeit verlassen.

**SPIEGEL:** Herr Präsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



**Video: Klaus Brinkbäumer über das Interview mit Assad**

spiegel.de/app412013assad  
oder in der App DER SPIEGEL





# Herrscher über die Bilder

Die Propaganda-Truppen von Baschar al-Assad sind sich für kein Gerücht zu schade, Hauptsache, es lenkt von den Verbrechen des Regimes ab. Wie zum Beispiel der Sex-Dschihad.

**S**ex geht immer. Al-Qaida auch. Aber die Kombination aus beidem ist einfach unwiderstehlich: Sex-Dschihad. Junge Frauen würden sich reihenweise den Dschihadisten hingeben, so lautet eine der neuesten Gruselmeldungen aus Syrien. Ein Scheich aus Saudi-Arabien habe extra eine Fatwa erlassen, dass Mädchen sexuell frustrierten Kämpfern Erleichterung verschaffen dürften.

Ende September erzählte die 16-jährige Rawan Kaada im syrischen Staatsfernsehen detailreich, wie sie einem Radikalen zu Diensten sein musste. Als auch der tunesische Innenminister erklärte, junge Frauen aus seiner Heimat seien in den „Sex-Dschihad“ nach Syrien gezogen und würden dort mit „20, 30, 100“ Kämpfern schlafen, erreichte die Meldungswelle Deutschland: „Bizarre Praktik“, gruselten sich Bild.de und Focus.de.

Seit dem Giftgas-Massaker vom 21. August hat das Regime in Damaskus eine großangelegte PR-Offensive gestartet. Jenseits der offiziellen Propaganda gibt es eine zweite Variante: verdeckt, vielfältig und mit nicht wenig Mühe inszeniert, um Verwirrung und Zweifel zu säen – und von den eigenen Verbrechen abzulenken. Auch der Sex-Dschihad soll wie viele dieser Falschmeldungen dazu dienen, die eigenen Anhänger in der Heimat wie die Kritiker im Ausland von der Monstrosität der Rebellen zu überzeugen.

Kein anderer Diktator der Region, nicht Saddam Hussein im Irak, nicht Muammar

al-Gaddafi in Libyen, hat so sehr auf Propaganda gesetzt wie Assad. Seine PR-Leute und Staatsmedien produzieren einen steten Strom halb oder gänzlich erfundener Meldungen über Terror gegen Christen, al-Qaidas Machtübernahme und die drohende Explosion der ganzen Region. Verbreitet werden sie durch russische und iranische Sender oder über christliche Netzwerke, und am Ende werden sie dann auch von westlichen Medien aufgegriffen.

So wie die Legende von den Orgien mit Terroristen: Die im Staatsfernsehen vorgeführte 16-Jährige stammt aus einer prominenten Oppositionsfamilie aus Daraa. Als es misslang, ihren Vater gefangen zu nehmen, wurde sie im November 2012 auf dem Rückweg von der Schule von Sicherheitskräften verschleppt. Eine zweite Frau, die im gleichen TV-Programm erzählte, sich der fanatischen Nusra-Front zum Gruppensex zur Verfügung zu stellen, wurde laut ihrer Familie in der Universität von Damaskus verhaftet, als sie dort gegen Assad protestierte. Die beiden jungen Frauen sind noch immer verschwunden. Doch ihre Familien versichern, dass sie zu den Aussagen gezwungen wurden – und der Vorwurf des Sex-Dschihad erlogen ist.

Auch eine angebliche tunesische Sex-Dschihadistin widersprach, von arabischen Medien darauf angesprochen: „Alles Lüge!“ Sie sei in der Tat nach Syrien gegangen, aber als Krankenschwester; sie sei verheiratet und inzwischen nach Jordanien geflohen.

Zwei Menschenrechtsorganisationen suchten nach Belegen – bisher erfolglos. Der tunesische Innenminister ist wohl aus anderen Motiven auf das Gerücht aufgesprungen: Aus seiner Heimat sind Hunderte Islamisten nach Syrien gereist – diese Bewegung will er offenbar stoppen, indem er die Kämpfer diskreditiert. Und auch Scheich Mohammed al-Arifi, von dem die Sex-Dschihad-Fatwa stammen soll, dementierte: „Kein Mensch bei Verstand würde Derartiges billigen.“

Doch es ist aufwendig, oft unmöglich, allen Horrormeldungen aus dem Bürgerkrieg nachzugehen. Zumal wenn sie über Bande verbreitet werden wie viele der Berichte über Christenverfolgung.

So meldete am 26. September die deutsche Katholische Nachrichten-Agentur unter Berufung auf den vatikanischen Pressedienst Fides, dass muslimische Rechtsgelehrte in der Oppositionshochburg Duma bei Damaskus dazu aufgerufen hätten, „das Eigentum von Nichtmuslimen zu beschlagnahmen“. Das Dokument, signiert von 36 Gelehrten, liege vor, so Fides. Doch was seriös klang, war eine Montage: ein erfundener Text mit echten Unterschriften. Nur stammten die von einem Gutachten aus dem Jahr 2011, das dazu aufforderte, Zivilisten bei Kämpfen zu verschonen. Immer wieder hat Fides Propaganda-Kreationen von Regimeportalen wie Syria Truth übernommen.

Dazu gehört die Mär von der Entauptung eines Bischofs, die auch Assad im SPIEGEL-Gespräch verbreitet. Tatsächlich ließ ein Dschihadist aus Dagestan auf diese Weise drei Männer ermorden – nur waren es keine Christen. Veredelt als Nachricht der offiziellen Agentur des Vatikans gehen so die Gerüchte aus der PR-Maschinerie Assads in den globalen Nachrichtenstrom ein.

Auf ähnliche Weise ist das Bild einer gefesselten Frau Mitte September beim Videoportal LiveLeak aufgetaucht. Die Frau sei eine Christin aus Aleppo, von al-



- 1** Angeblich von Rebellen gefoltete Frau in Aleppo, von LiveLeak verbreitet.
- 2** Giftgasopfer aus Ost-Ghuta vom 21. August, verbreitet von der Agentur Reuters.
- 3** Die angebliche Sex-Dschihadistin Rawan Kaada im syrischen Staatsfernsehen.
- 4** Moschee nach dem vermeintlichen Selbstmordanschlag auf Imam Buti.

Qaida entführt, hieß es. Tatsächlich stammt das Foto aus Aleppo – aber aus einer Zeit, als noch Assads Truppen die gesamte Stadt kontrollierten. Ein Video der Szene, am 12. Juni 2012 bei YouTube eingestellt, zeigt regimetreue Milizionäre, die die Gefesselte beschimpfen.

Auch die Legende von der Verwüstung des christlichen Dorfs Maalula wurde vom Regime in die Welt gesetzt. Rebellen dreier Gruppen, darunter auch al-Nusra, hatten Anfang September zwei Posten der örtlichen Assad-treuen Schabiha-Milizen am Ortsrand angegriffen und sich dann zurückgezogen. Doch die Version, die es sogar in eine Meldung der Nachrichtenagentur AP schaffte, klang so: Ausländische Terroristen hätten Kirchen geplündert und niedergebrannt, überdies Christen gedroht, sie müssten zum Islam konvertieren, sonst würden sie geköpft.

Dazu passte nicht, dass die Nonnen des Thekla-Klosters in Maalula und der griechisch-orthodoxe Patriarch von Antiochia angaben, nichts sei beschädigt, niemand bedroht worden. Aufklärung lieferte dann unfreiwillig ein Reporter von „Russia Today“, der mit der syrischen Armee unterwegs war und den Panzerangriff auf Maalula filmte – wobei das Kloster St. Mar Sarkis beschossen wurde.

Diese stete Umdeutung des Geschehens hat Methode. Erleichtert wird es dadurch, dass Syrien ein unübersichtlicher Schauplatz geworden ist. Die meisten Redaktionen scheuen die Gefahren und Mühen, Nachrichten vor Ort selbst zu überprüfen. Wirkliche Vorfälle, wie das Niederbrennen einer Kirche im nordsyrischen Rakka durch Dschihadisten, mischen sich so mit den Inszenierungen zum großen Rauschen des Grauens.

Selbst eklatante Ungereimtheiten werden oft fraglos hingenommen, denn handfeste Gegenbeweise gibt es natürlich nie. Als etwa am 21. März der prominente Imam Mohammed al-Buti, ein Anhänger

Assads, nach offiziellen Angaben von einem Selbstmordattentäter in seiner Moschee mitten in Damaskus ermordet wurde, dementierten sämtliche Rebellengruppen, damit zu tun zu haben. Das heißt noch nicht viel. Aber auch dem ungeschulten Auge musste bei den Fotos auffallen, dass hier keine Explosion stattgefunden haben konnte: Kronleuchter, Ventilatoren und Teppich waren unbeschädigt. Stattdessen zogen sich Einschusslöcher quer über die Marmorwand, zeigten Blutlachen, wo die Toten lagen, die hier offensichtlich erschossen worden waren. Und zwar vielfach in ihren Schuhen, was für Muslime in einer Moschee unüblich ist. Auch Zeugen gab es keine. All das nährt die Vermutung, dass die Opfer hineingetrieben und ermordet wurden – als Kulisse für einen Anschlag, den es gar nicht gab.

### **Rebellen haben Sarin eingesetzt, behauptet Assad. Unsinn, aber irgendwer wird es schon glauben.**

Nur nach dem Giftgasangriff vom August klappte es nicht mit der Vertuschung durch Gegenpropaganda. Überwältigt von der weltweiten Empörung, fielen die Erklärungsversuche stolpernd aus. Erst verlautbarte Assad, es sei doch gar nichts passiert. Dann zeigte das Staatsfernsehen Aufnahmen aus einem angeblichen Unterschlupf der Rebellen, darin ein Fass mit überdeutlicher Aufschrift „Hergestellt in Saudia“. Sarin aus Saudi-Arabien für die „Terroristen“, so die Erläuterung, die sich aus Versehen selbst vergast hätten.

Als Quelle tauchte die unbekannte Nachrichten-Website Mint Press aus Minnesota auf. Von den beiden Autoren dementierte der eine, mit den Recherchen zu tun gehabt zu haben. Der andere, ein

junger Jordanier, der unter verschiedenen Pseudonymen auftritt, antwortete auf Anfragen lediglich, er sei derzeit zum Studium in Iran. In einem Online-Kommentar zu einem Artikel der britischen „Daily Mail“ berichtete er folgendes Detail, das bei Mint Press fehlte: „Einige alte Männer kamen aus Russland nach Damaskus. Einer freundete sich mit mir an. Er erzählte mir, sie hätten Beweise, dass die Rebellen die (Chemie-)Waffen einsetzen.“ Tage später führte der russische Außenminister den Bericht aus Mint Press als Beleg für Assads Unschuld an.

Eine ganz andere Erklärung für den angeblichen Gasangriff durch die Rebellen präsentierte Buthaina Schaaban, Assads oberste Medienberaterin, dem britischen Sender Sky News: Terroristen hätten aus Latakia 300 alawitische Kinder entführt, nach Damaskus gebracht und ermordet, um sie der Welt als Opfer vorzuführen.

Mittlerweile gibt es eine neue Verteidigungslinie, die aber weder chemisch funktioniert noch erklärt, warum die Rebellen sich selbst getötet haben sollten: Sarin sei ein „Küchengas, weil man es an jedem Ort zusammenbrauen kann“, behauptet Assad gegenüber dem SPIEGEL. Dabei hat ein Uno-Bericht festgestellt, dass das Sarin mit Raketen nur von einer Regime-Militärbasis abgeschossen worden sein kann.

Lieber noch als mit Krisen-PR seine Verbrechen zu vertuschen, gibt Assad selbst Botschaften aus und präsentiert seine Herrschaft als letztes Bollwerk gegen globalen Terror. Seinen Worten lässt er offenbar mit Taten Nachdruck verleihen: Für die seit Jahren schwersten Anschläge in der Türkei und im Libanon machen die Polizeibehörden in beiden Ländern die syrischen Geheimdienste verantwortlich. Nachdem am 23. August zwei Bomben in Tripoli 47 Menschen getötet hatten, erließ ein libanesisches Gericht Haftbefehl gegen zwei Syrer: wegen Planung von Terrorakten.

CHRISTOPH REUTER

USA

# Vor allem laut

In ihrer Fundamentalopposition gegen Präsident Barack Obama haben die Republikaner die Regierung lahmgelegt. Eine radikale Minderheit hält die ganze Partei im Griff. Wie lange noch?

**B**is Ende vorigen Monats war er ein Mann, der nur einem Bruchteil aller Amerikaner geläufig war, ein Name für Eingeweihte. Aber eine einzige Rede genügte Senator Ted Cruz, 42, um der neue Star der Republikaner zu werden. Über 21 Stunden lang redete der Texaner am Stück, Gutenachtgeschichten für seine Kinder inklusive, um das Inkrafttreten von Obamas Gesundheitsreform doch noch zu verhindern, von kurz vor drei Uhr mittags bis zwölf Uhr am nächsten Tag.

Es war eine Rede, die zwar erfolglos blieb, aber doch einen dreisten Machtanspruch demonstrierte: „Erinnern Sie sich“, schrieb stolz die konservative „New York Post“: „Er redete 21 Stunden lang und ging nicht ein einziges Mal auf die Toilette.“

Ted Cruz ist seitdem das neue Gesicht einer Republikanischen Partei, die bereit zu sein scheint, alle Projekte zu verhindern, die von Präsident Barack Obama kommen.

Seit Dienstag vergangener Woche, sechs Tage nach Cruz' Marathonrede, ist die amerikanische Regierung lahmgelegt. Alle Nationalparks sind geschlossen, Ministerien, Behörden wie das Umweltamt EPA, die Steuerverwaltung IRS und das Amt für Lebensmittelsicherheit arbeiten nur mit Notbesetzung. 800 000 Staatsangestellte wurden in unbezahlten Zwangsurlass geschickt.

Ein ganzes Land ist blamiert, weil sich Demokraten und Republikaner im Kongress nicht einigen können, einen neuen Haushalt zu verabschieden. Die Republikaner wollen nur zustimmen, wenn Barack Obama seine Gesundheitsreform zurückzieht oder zurückstellt; Obama hingegen sieht nicht ein, warum der Haushalt von der vom Kongress verabschiedeten und vom Obersten Gerichtshof bestätigten Gesundheitsreform abhängen sollte.

Nach fünf Jahren Obama geben die Republikaner ein desolates Bild ab. Sie präsentieren sich nicht als ernstzunehmende Opposition, sondern als Protestbewegung, die vor allem laut ist. Was 2008 mit der Kandidatur von Sarah Palin als Vizepräsidentin begann, setzte sich im Wahl-

kampf 2012 fort: Bewerber, die stellenweise in der eigenen Partei Entsetzen hervorriefen und mehr durch ihre kessen Sprüche auffielen als durch ihr Programm. Heute scharen sich die Republikaner um Abgeordnete wie den Texaner Louie Gohmert, der den ägyptischen Putschgeneral Abd al-Fattah al-Sisi mit George Washington vergleicht. Oder um Steve King aus Iowa, der behauptet, hispanische Migrantenkinder hätten nur deswegen „Waden dick wie Honigmelonen“, weil sie ständig „75 Pfund schwere Marihuana-Pakete durch die Wüste“ schleppten.

Und nun wird ausgerechnet Ted Cruz, der Mann, dessen größtes Talent darin zu bestehen scheint, dass er 21 Stunden lang ununterbrochen reden kann, als eine



US-Präsident Obama: Erpressung abgewehrt

der Präsidentschaftshoffnungen für 2016 gehandelt – ein weiterer Beweis für die Ratlosigkeit der Republikaner.

Trotz aller Schwächen Obamas, trotz seiner bisweilen haarsträubenden Unentschlossenheit, gelingt es den Republikanern nicht, einen kohärenten Gegenentwurf zu seiner Politik zu entwickeln. Es scheint, als fehlten den Republikanern die Themen, für die sie noch unter Ronald Reagan gemeinsam kämpften, der Kalte Krieg und die damals nötigen großen Wirtschaftsreformen, und später dann, unter George W. Bush, der „Krieg gegen den Terror“. Die Wirtschaft erholt sich gerade, die Arbeitslosigkeit sinkt, selbst die Defizite schrumpfen langsam, nachdem Obama den Krieg im Irak abgewie-

kelt hat und nun seine Soldaten aus Afghanistan zurückzieht. Auch deswegen scheinen die Republikaner alles auf die Opposition gegen Obamas Gesundheitsreform zu setzen, selbst wenn sie dafür den Haushalt als Geisel nehmen müssen und den Ruf ihres Landes riskieren.

43-mal haben die Republikaner bereits versucht, das Gesetz im Abgeordnetenhaus niederzustimmen. Dort haben sie eine Mehrheit von 232 zu 200 Stimmen, was ihnen aber nicht viel nutzt, solange das Oberhaus, der Senat, in demokratischer Hand ist. Nun sehen sie in den Haushaltsverhandlungen ihre letzte Chance, die Reform noch zu stoppen.

Doch die lahmgelegte Regierung schadet Amerika schon jetzt, vor allem schadet sie der Wirtschaft. Sollte dieser „Government Shutdown“ zwei Wochen hindurch anhalten, würde dies eine Wachstumseinbuße von 0,6 Prozent des Bruttoinlandsprodukts bedeuten.

Aber all das ist nichts gegen den Schaden, den das Land erleiden würde, wenn die Republikaner sich bis zum 17. Oktober auch noch gegen die dann fällige Anhebung der Schuldenobergrenze sträuben würden.

Dann müsste, voraussichtlich Mitte November, Amerika zum ersten Mal in seiner Geschichte Konkurs anmelden. Das hätte, vor allem auf den internationalen Finanzmärkten, wo US-Bundesanleihen zu den gefragtesten Kreditsicherheiten gehören, katastrophale Auswirkungen und könnte die Welt in eine neue Finanzkrise stürzen.

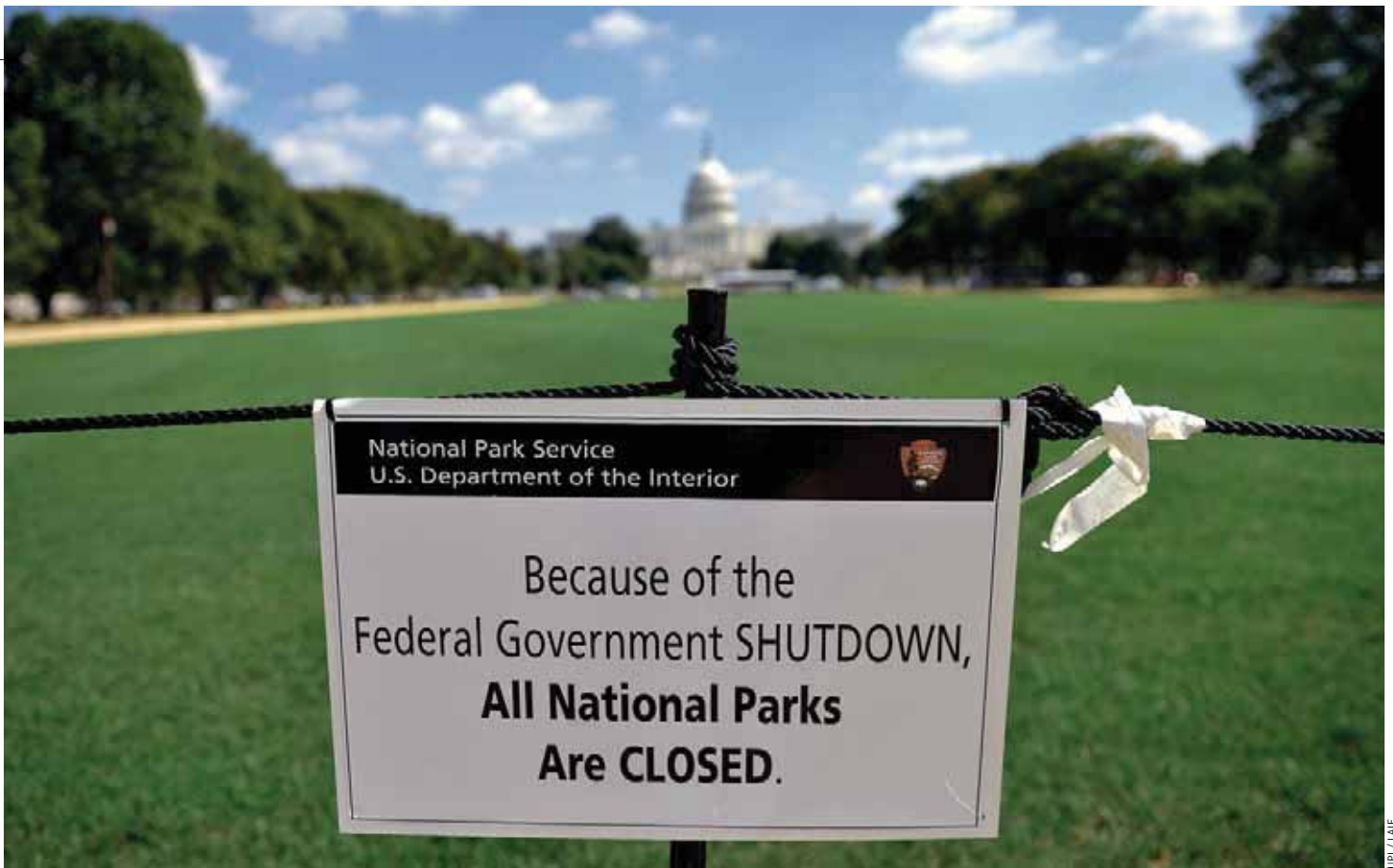
Weil zudem die Zinsen kräftig anstiegen, würde die US-Wirtschaft um mindestens vier Prozent schrumpfen und das Land in eine Rezession stürzen – mit massiven Folgen für die Weltwirtschaft. IWF-Chefin Christine Lagarde warnte vorigen Donnerstag vor „ernsthaftem Schaden“ und forderte eine schnelle Lösung.

Die Republikanische Partei geht mit ihrer Strategie das höchstmögliche Risiko ein. Bereits jetzt wird ihr die Hauptschuld für die lahmgelegte Regierung zugewiesen. Nach einer Umfrage der Universität Quinnipiac geben 55 Prozent der Befragten den Republikanern die Schuld an der Blockade, nur 33 Prozent den Demokraten.

Die Republikaner stehen unter demografischem Druck. Ihnen gehen laufend Teile ihrer vorwiegend weißen Wählerbasis verloren – und sie haben noch keine Strategie, wie sie neue Bevölkerungsschichten, vor allem die wachsende Zahl lateinamerikanischer Einwanderer, an die Partei binden können.

Die Partei sträubt sich stattdessen gegen ein neues Immigrationsrecht und konzentriert sich lieber darauf, ihre traditio-

JIM LO SCAZZO / DPA



**Gesperrte Mall in Washington:** 800 000 Staatsbedienstete in unbezahltem Zwangsurlaub

nelle Wählerschaft bei Laune zu halten. Die ist auch die wichtigste Klientel der Tea Party, jener weit rechts stehenden Protestbewegung innerhalb der Partei, die gegen jede Form von staatlichen Sozialprogrammen kämpft.

Die Tea Party stellt zwar lediglich einen kleinen Teil – nur 30 bis 40 Hardliner gibt es unter den 232 republikanischen Abgeordneten im Repräsentantenhaus –, doch ihr Einfluss auf den Rest der Partei ist weit größer, als ihre Zahl nahelegt.

Jeden Tag mehren sich nun die Stimmen jener republikanischen Abgeordneten, die den Shutdown lieber heute als morgen beenden würden.

Sie arbeiten an Ausnahmeregelungen für Nationalparks und fällige Zahlungen für Veteranen, und manche regen sich offen über den wachsenden Einfluss der Tea Party auf. „Ich schäme mich dafür, etwas mit diesen Leuten zu tun zu haben“, sagte der konservative Senator aus Utah, Orrin Hatch. Der gemäßigte Republikaner Devin Nunes hält seine radikalen

Kollegen für „Lemminge mit Sprengstoffgürteln“.

Aber noch schreckt die moderate Mehrheit vor einer Revolte gegen den Blockadekurs der rechten Minderheit zurück. Denn viele Abgeordnete fürchten die Rache der Tea Party. „Wir müssen das mitmachen, weil die Tea Party das will“, erklärte der Abgeordnete Greg Walden seinen irritierten Geldgebern an der Wall Street. „Wenn wir es nicht tun, machen die uns in den Vorwahlen fertig.“

Der Einfluss der Tea Party, das hat die aktuelle Debatte um den Haushalt gezeigt, ist womöglich größer als je zuvor. Denn die Hardliner vertreten nicht nur eine klare, einfache Botschaft gegen alle staatlichen Eingriffe in die Wirtschaft, sie haben zudem einflussreiche, milliarden-schwere Geldgeber.

Und vor allem haben sie zumeist einen sicheren Wahlkreis. Nach den letzten Regionalwahlen konnten die Republikaner vielerorts die Wahlkreise zu ihren Gunsten zurechtschneiden und so trotz ihrer

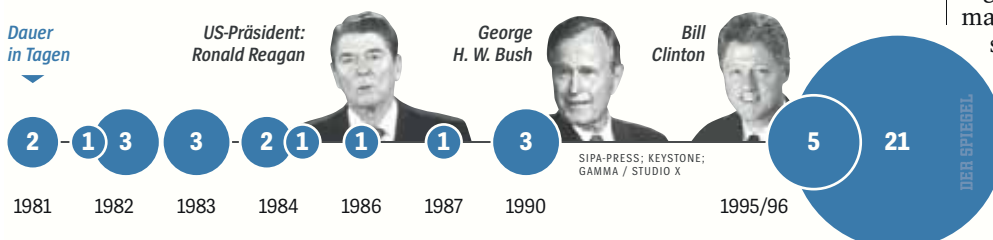
insgesamt sinkenden Wählerschaft rechtskonservative Inseln schaffen, in denen sie eine Abwahl nicht befürchten müssen. So ist der Anteil von weißen, nichthispanischen Wählern in republikanischen Wahlkreisen von 73 auf 75 Prozent gestiegen. „Sie können tun, was sie wollen, ohne die Konsequenzen zu tragen“, sagt Robert Costa vom konservativen Magazin „National Review“ über die Tea-Party-Abgeordneten.

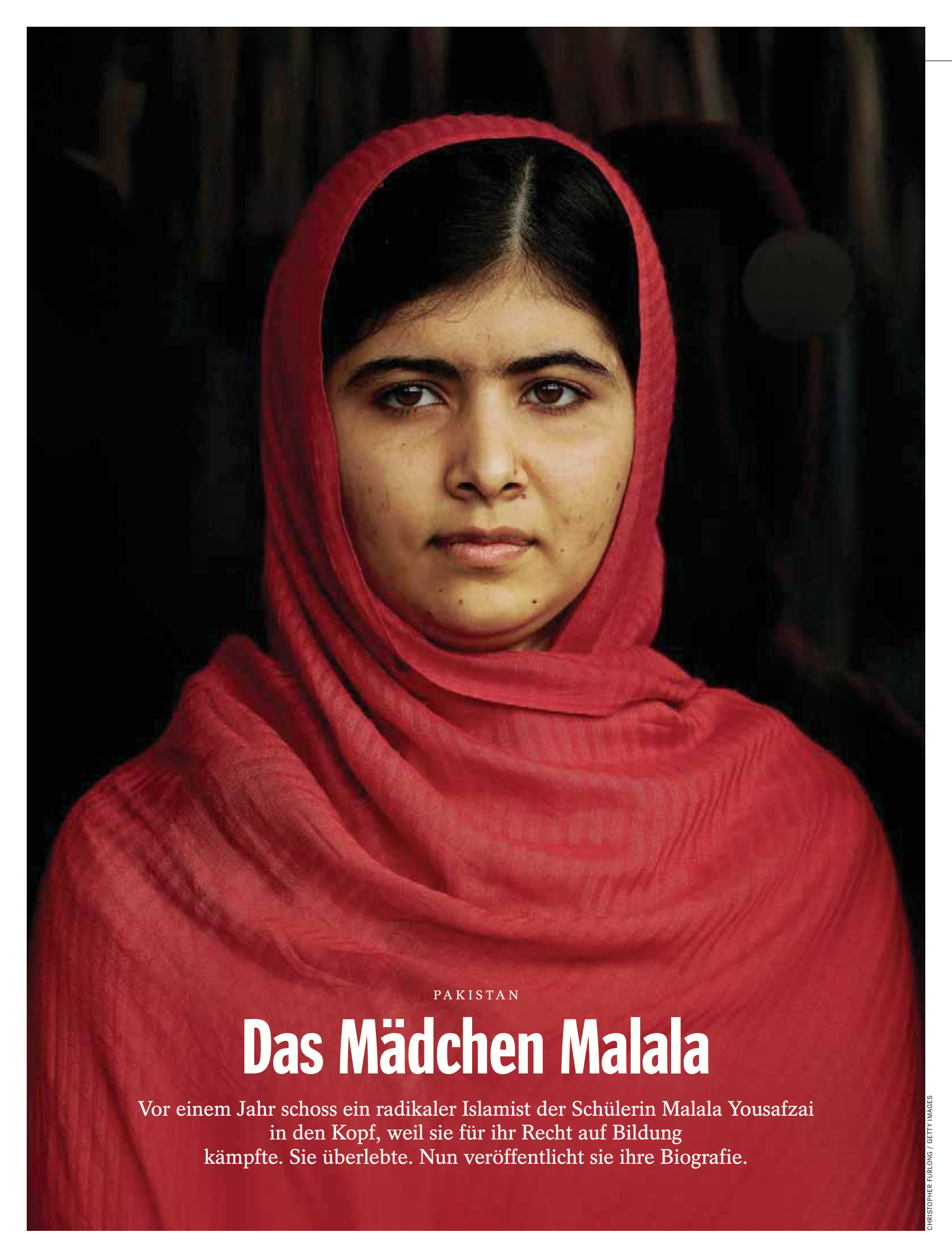
In einem Kommentar für die „New York Times“ beklagt Tom Friedman: „Was hier gerade von der radikalen Minderheit der Tea Party aufs Spiel gesetzt wird, ist nicht weniger als die Grundlage unserer Demokratie: das Prinzip der Mehrheitsentscheidung.“ Aber hat die Partei wirklich den Mut und die Kraft, sich von der Tea Party zu befreien?

Zehn Tage haben beide Seiten noch, um sich auf eine neue Schuldenobergrenze zu einigen. Die wichtigste Frage für die Republikaner ist nun, wie viel Aufregung um die lahmgelegte Bundesregierung sie noch riskieren wollen. „Wir verstehen unser Land nicht mehr richtig“, sagt der texanische Ölmanager Fred Zeidman, der einer der größten Spendensammler für Präsident George W. Bush war. „Der Tea Party geht es nicht um das große Ganze, und das wird unserer Partei langfristig schaden.“ Schecks für seine Partei will er einstweilen nicht mehr ausstellen.

MARC HUIJER

## Kassenschluss Fälle von Government Shutdown seit 1981



A close-up portrait of Malala Yousafzai, a young woman with dark hair, wearing a vibrant red shawl. She is looking directly at the camera with a calm, determined expression. The background is dark and out of focus, with some vertical lines suggesting an outdoor setting.

PAKISTAN

# Das Mädchen Malala

Vor einem Jahr schoss ein radikaler Islamist der Schülerin Malala Yousafzai in den Kopf, weil sie für ihr Recht auf Bildung kämpfte. Sie überlebte. Nun veröffentlicht sie ihre Biografie.

Die Geschichte beginnt mit den Worten eines elf Jahre alten Schulmädchens. „Ich habe Angst“, schrieb es in sein Tagebuch. Es war Januar im Swat-Tal im Nordwesten Pakistans.

Das Mädchen heißt Malala Yousafzai. Es wohnte damals, Anfang 2009, mit seinen Eltern und zwei Brüdern in Mingora, der größten Stadt im Swat-Distrikt. Die Taliban hatten gerade ein Schulverbot für Mädchen verhängt, doch Malala erledigte weiter ihre Hausaufgaben und packte abends die Bücher in den Ranzen. Die Radikalen könnten ihr das Lernen nicht verbieten, notfalls würde sie heimlich zum Unterricht gehen. „Mein Herz schlägt schnell, morgen früh gehe ich wieder zur Schule“, schrieb sie. Das Tagebuch erschien auf der Website der BBC. Damit fing die Sache an.

Heute, fast fünf Jahre später, wohnt Malala in Birmingham, in der Mitte Englands. Über die linke Seite ihres Kopfes zieht sich eine lange Narbe, seit ein Attentäter der Taliban mit einem 45er-Colt auf sie geschossen hat.

Es gibt Menschen, die Malala für eine junge Mutter Teresa halten. Sie setzt sich für die Bildung von Kindern und jungen Frauen ein und hat den Malala-Erziehungsfonds gegründet. Sie spricht vor den Vereinten Nationen in New York über Menschenrechte und ist für den Friedensnobelpreis nominiert; wer ihn bekommt, wird an diesem Freitag bekanntgegeben. Nun hat Malala ihre Biografie geschrieben, „Ich bin Malala“ (siehe Seite 100). Es ist die Geschichte eines Mädchens, das zur Schule wollte, dafür fast mit dem Leben bezahlt hätte und nun so berühmt ist, dass es keinen Nachnamen mehr nötig hat.

Das Wohnzimmer ihrer Familie in Birmingham steht voll mit Auszeichnungen, Malalas Bild hängt in der National Portrait Gallery in London. In Pakistan und vielen anderen Ländern, in denen Frauen unterdrückt werden, ist sie zum Idol geworden. Mädchen auf der ganzen Welt bewundern sie, manche im Westen verbinden mit ihr die Hoffnung, sie könne die zerrissene pakistanische Gesellschaft versöhnen. Dabei ist sie im Sommer erst 16 geworden.

2008 waren Reporter der BBC auf sie gestoßen, als sie im Swat-Tal Schüler suchten, um über die Folgen der Taliban-Gewalt zu berichten. Malalas Vater leitete eine Mädchenschule in Mingora und war damit einverstanden, dass seine Tochter ihr Tagebuch als Blog auf der BBC-Site veröffentlichte, sofern sie ein Pseudonym benutzte.

Malala schrieb in ihrem Blog von ihrer Furcht vor den Taliban, berichtete von Explosionen in der Nähe ihres Hauses und von Träumen, in denen Militärhubschrauber auftauchten.

Die Taliban kontrollierten Anfang 2009 einen großen Teil des Swat-Tals. Aufmüpfige bestraften sie mit Stockhieben, Feinde enthaupteten sie. Ziauddin Yousafzai, Malalas Vater, fürchtete, dass die Fanatiker seine Schule wie viele andere in der Region sprengen würden. Er spürte aber auch, dass seine Tochter mit ihrem Tagebuch einen Nerv getroffen hatte. Die Menschen im Swat-Tal sprachen darüber. Es war in diesen ersten Monaten 2009, als Ziauddin sah, was Malalas Worte bewirken können. Ihr Pseudonym wurde dann im Dezember gelüftet.

In einem Dokumentarfilm eines Reporters der „New York Times“ redet Malala von ihren Wünschen für die Zukunft. „Ich will Ärztin werden, das ist mein Traum“, sagt sie. „Mein Vater meint, ich müsse Politikerin werden. Ich mag Politik aber nicht.“ Ziauddin legt seine Hand auf ihren Kopf und sagt mit mildem Blick, er sehe viel Potential in Malala. „Sie könnte eine Gesellschaft aufbauen, in der auch Medizinstudentinnen ohne Probleme einen Dokortitel bekommen würden.“

Ziauddin ist ein sanfter Mann mit einem Groucho-Marx-Schnauzer und der

sammen. Die beiden anderen Kugeln verletzten zwei weitere Mädchen.

Die Taliban bekannten sich zu dem Attentat. „Malala wurde wegen ihrer Vorreiterrolle angegriffen. Sie hat weltliches Gedankengut verbreitet“, hieß es in einer Stellungnahme.

Politiker und Menschenrechtler im Westen waren entsetzt. Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon nannte das Attentat einen „feigen, schändlichen Akt“, US-Präsident Barack Obama sagte, die Schüsse seien „verwerflich, abstoßend und tragisch“. In Pakistan dagegen meldeten sich Menschen, die Malalas Vater die Verantwortung zuschoben. Ziauddin habe seine Tochter dazu gedrängt, ihre Stimme zu erheben. Malala hält das für Unsinn. Sie habe eine eigene Meinung, schreibt sie in ihrem Buch.

Nach dem Attentat wurde sie zunächst ins Militärkrankenhaus nach Peshawar geflogen, wo Notfallmediziner die Kugel entfernten. Malala schwebte noch in Lebensgefahr, als auf Vermittlung zweier britischer Ärzte, die in Pakistan arbeiteten, ein Kontakt zur Queen-Elizabeth-Klinik in Birmingham zustande kam. Für den Transport nach Großbritannien stellte die führende Herrscherfamilie der Vereinigten Arabischen Emirate ein Privatflugzeug zur Verfügung. Ihre erste Reise ins Ausland verbrachte Malala im künstlichen Koma.

Neben den Fleischwunden stellten die Ärzte in Birmingham Frakturen am Schädelbasisknochen und am Knochen hinter dem linken Ohr fest, außerdem eine Verletzung des linken Kieferknochens. Die Kugel hatte zwar ihre linke Augenbraue getroffen, den Schädelknochen aber nicht durchschlagen. Stattdessen hatte sie sich in steilem Winkel unter der Haut an der linken Kopfhälfte entlang bis in den Nacken gebohrt. Das Gehirn war stark angeschwollen.

Ihr Vater zog mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen später ebenfalls nach Birmingham, er arbeitet jetzt als Bildungsreferent im pakistanischen Konsulat. „Sie wollten sie töten, und für kurze Zeit fiel Malala. Doch Pakistan steht ihr bei, die ganze Welt steht an ihrer Seite. Und bald wird sie wieder aufstehen“, sagte Ziauddin damals, ein müder Mann, der mit den Tränen kämpfte.

Jetzt muss er darauf achten, dass Malala sich nicht überfordert. Ihr Buch wird in 27 Ländern gleichzeitig erscheinen. Sie gibt wieder viele Interviews. Das Mädchen, das die Taliban mundtot machen wollten, spricht so viel wie nie.

Nach der Schule würde sie am liebsten nicht mehr Medizin, sondern Jura studieren und Anwältin werden. Dann, sagt ihr Vater, wolle sie nach Pakistan zurück.

Malala hat jetzt keine Angst mehr.

CHRISTOPH SCHEUERMANN

## Einer der Männer stieg in den Bus und rief: „Wer ist Malala?“ Dann feuerte er.

geduldigen Stimme eines Pädagogen. Malala wurde seine Mitstreiterin im Kampf für bessere Bildung. Sie half ihm, ein Bündnis gegen die Radikalen zu schmieden, die ihn, seine Familie und die Schule bedrohten. Ziauddin nennt Malala „Seelengefährtin“.

Malala begleitete ihn immer häufiger bei öffentlichen Auftritten. Sie traf Politiker und hielt Vorträge, um über Bildung zu referieren. 2011 bekam sie den pakistanischen Jugend-Friedenspreis verliehen. Gleichzeitig wurden die Drohungen gegen sie und ihren Vater lauter. Allein die Tatsache, dass sich ein Mädchen in der Öffentlichkeit derart selbstbewusst äußerte, empfanden die selbsternannten Hüter der religiösen Ordnung als Provokation.

Es war am 9. Oktober 2012 kurz nach Mittag, als zwei Männer auf einem Motorrad den Schulbus in Mingora stoppten. 20 Mädchen saßen darin, unter ihnen Malala. Einer der Männer stieg in den Bus und rief: „Wer ist Malala?“ Dann feuerte er drei Kugeln ab. Die erste durchschlug Malalas linke Augenbraue, sie sackte zu-



**Video: Malalas Kampf für Kinderrechte**

spiegel.de/app412013malala  
oder in der App DER SPIEGEL



Patientin Malala\*: „Alle hatten zwei Nasen und vier Augen“

# „Was ist mit mir passiert?“

Auszüge aus der Autobiografie „Ich bin Malala“

**A**m Morgen kamen meine Eltern in mein Zimmer und weckten mich wie üblich. Mama bereitete unser Frühstück aus süßem Tee, Chapati und Spiegelei zu, und dann frühstückten wir gemeinsam: meine Mutter, mein Vater, Atal (einer von Malalas Brüdern –Red.) und ich. Es war ein großer Tag für meine Mutter. Denn an diesem Nachmittag sollte sie zum ersten Mal an meine Schule gehen und von Miss Ulfat, der Vorschul-erzieherin, Unterricht in Lesen und Schreiben erhalten.

Mein Vater fing an, Atal aufzuziehen, der damals acht war und frecher denn je. „Weißt du, Atal, wenn Malala einmal Premierministerin ist, dann wirst du ihr Sekretär“, meinte er. Atal wurde so richtig böse. „Nein, nein, nein!“, schrie er. „Ich will nicht weniger sein als sie! Ich werde Premierminister, und sie wird meine Sekretärin!“ Das ganze Gefeixe hatte zur Folge, dass ich mittlerweile

so spät dran war, dass mir nicht einmal mehr genügend Zeit blieb, mein Ei aufzuessen und meine Sachen wegzuräumen.

Die Prüfung in Landeskunde lief besser, als ich erwartet hatte. Es kamen Fragen über Muhammad Ali Jinnah dran und wie er Pakistan als ersten muslimischen Staat gegründet hatte. Ich beantwortete alles und war ganz zuversichtlich, eine gute Prüfung absolviert zu haben. Glücklicherweise lag sie hinter uns, wartete ich mit meinen Freundinnen tratschend auf Sher Mohammad Baba, den Schuldieners, der uns immer rief, sobald der Bus da war.

Der Dyna fuhr täglich zwei Touren, und heute wollten wir die zweite abwarten. Wir hingen immer gern ein wenig länger an der Schule herum, und Moniba (Malalas Freundin –Red.) meinte: „Wir sind sowieso fertig von der Prüfung, lasst uns noch ein wenig hierbleiben und plaudern.“

An jenem Tag fühlte ich mich völlig unbeschwert. Ich war nur hungrig, aber

weil wir über 15 Jahre alt waren, konnten wir nicht einfach auf die Straße gehen und uns etwas zu essen kaufen. Also bat ich ein jüngeres Mädchen, mir einen Maiskolben zu besorgen. Ich biss ein wenig davon ab und schenkte den Rest einem anderen Mädchen. Um zwölf Uhr rief Baba uns über den Lautsprecher. Der Bus war da.

Wir rannten die Stufen hinunter. Alle anderen Mädchen bedeckten ihr Gesicht, ehe sie zum Tor hinausströmten, und zwängten sich hinten in den Bus. Ich zog mir den Schal immer nur über den Kopf, nie übers Gesicht.

Den Fahrer, Usman Bhai Jan, bat ich, uns doch einen seiner Witze zu erzählen, während wir auf die zwei Lehrer warteten, die noch kommen sollten. Er hatte nämlich immer ein paar wirklich lustige Späße auf Lager.

Aber diesmal erzählte er uns keine komische Geschichte, sondern ließ auf magische Weise einen Kieselstein verschwinden. „Zeig uns, wie du das gemacht hast!“, riefen wir im Chor, aber

\* Mit Mutter Toorpekai, Vater Ziauddin und Brüdern Khushal, Atal in Birmingham.

er wollte uns seinen Zaubertrick nicht verraten.

Meine Mutter hatte meinem Bruder Atal gesagt, dass er künftig zusammen mit mir den Bus nehmen solle, also kam er von der Grundschule herüber. Er hängte sich gern hinten ans Auto, was Usman Bhai Jan regelmäßig in Rage versetzte, weil es nicht ungefährlich war. An dem Tag aber platzte ihm der Kragen, und er sagte zu meinem Bruder, er solle sich gefälligst hinten reinsetzen, oder er würde ihn nicht mitnehmen. Atal bekam einen Wutanfall und weigerte sich, dem Fahrer zu gehorchen. Und so ging er mit einigen Freunden zu Fuß nach Hause.

Usman Bhai Jan startete den Dyna, und wir fuhren los. Ich schwatzte mit Moniba. Ein paar Mädchen sangen, ich trommelte mit den Fingern den Rhythmus auf der Sitzbank mit. Moniba und ich saßen am liebsten hinten, weil der Wagen dort offen war und wir mehr sehen konnten.

Zu dieser Zeit des Tages wimmelte es auf der Haji Baba Road nur so von bunten Rikschas, Motorrollern und Fußgängern. Ein Eisverkäufer auf seinem mit rot-weißen Atomraketen bemalten Dreirad fuhr hinter uns her, bis ihn einer der Lehrer verscheuchte. Ein Mann schlug Hühnern den Kopf ab, und ihr Blut tropfte auf die Straße. Köpf, köpf, köpf – tropf, tropf, tropf. Es war irgendwie komisch.

Die Luft roch nach Diesel, Brot und Kebab, vermischt mit dem Gestank vom Fluss. Der Bus bog rechts in die Hauptstraße ein, vorbei am Kontrollpunkt der Armee. Am Kiosk hing ein Plakat mit irre dreinblickenden Männern, die Bart, Filzkappe oder Turban trugen. Darunter prangte in großen Lettern die Aufschrift: „Gesuchte Terroristen“. Das oberste Bild zeigte einen Mann mit schwarzem Turban: (*den pakistanischen Taliban Führer Maulana –Red.)* Fazlullah.

Mehr als drei Jahre waren mittlerweile vergangen, seit die Militäroffensive zur Vertreibung der Taliban aus dem Swat (*dem pakistanischen Swat-Tal –Red.)* gestartet wurde. Wir waren der Armee dankbar, aber niemand verstand, weshalb die Soldaten immer noch da waren, in Scharfschützennestern auf den Dächern oder an den zahlreichen Kontrollpunkten.

Die Straße, die auf den kleinen Hügel führt, ist normalerweise recht belebt, weil sie eine gute Abkürzung ist, doch an jenem Tag ging es dort außergewöhnlich ruhig zu. „Wo sind denn bloß all die Leute?“, fragte ich Moniba. Die Mädchen sangen und schwatzten, unse-

re Stimmen hallten im Innern des Vans wider.

Ungefähr zur selben Zeit dürfte meine Mutter gerade das magische, messingbeschlagene Eingangstor unserer Schule zu ihrer ersten Unterrichtsstunde durchschritten haben, seit sie damals als Sechsjährige die Schule verlassen hatte.

Weder sah ich die beiden jungen Männer, die ihre Gesichter mit Taschentüchern ver mummt hatten, wie sie plötzlich unseren Bus zum abrupten Anhalten zwangen. Noch hatte ich Gelegenheit, ihnen auf ihre Frage „Wer ist Malala?“ eine Antwort zu geben oder ihnen zu erklären, warum sie uns Mädchen wie auch ihre Schwestern und Töchter zur Schule gehen lassen sollten.

Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist, dass ich dachte: „Ich muss noch für morgen lernen.“ Was in meinem Kopf



Anschlagsoffer Malala: Kostbare Zeit verplempert

widerhallte, waren nicht die drei Schüsse, sondern dieses „köpf, köpf, köpf – tropf, tropf, tropf“ des Metzgers, der den Hühnern den Kopf abhackte. Und dann war da das Bild von kleinen Pfützen, die feine Rinnsale von rotem Blut bildeten.

Sobald Usman Bhai Jan klarwurde, was passiert war, raste er mit dem Dyna ins Swat Central Hospital. Die Mädchen schrien und weinten. Ich lag auf Monibas Schoß. Aus dem Kopf und aus meinem linken Ohr floss weiter Blut. Wir waren noch nicht weit gekommen, als ein Polizist uns aufhielt und anfang, Fragen zu stellen, und damit kostbare Zeit verplemperte. Eines der Mädchen tastete an meinem Hals nach einem Pulsschlag. „Sie lebt!“, schrie sie. „Wir müssen sie ins Krankenhaus bringen. Lasst uns fahren! Fangt lieber den Mann, der das getan hat!“

Uns kommt Mingora zwar wie eine große Stadt vor, doch im Grunde ist sie klein, und die Nachricht machte schnell die Run-

de. Mein Vater befand sich zu dem Zeitpunkt im Swat-Pressclub auf einer Konferenz des Verbands der Privatschulen und hatte gerade die Bühne betreten, um eine Rede zu halten, als sein Mobiltelefon klingelte. Als er sah, dass der Anruf von der Khushal-Schule kam, reichte er das Telefon an seinen Freund Ahmad Shah weiter. „Euer Schulbus ist beschossen worden“, zischte der meinem Vater zu.

Am 16. Oktober, eine Woche nach dem Anschlag, wachte ich auf. Ich war Tausende von Kilometern von zu Hause entfernt, hatte einen Schlauch im Hals, der mir beim Atmen half, und konnte nicht sprechen. Auf dem Weg von einer weiteren CT-Aufnahme zurück auf die Intensivstation befand ich mich noch in einem Zustand zwischen Wachsein und Schlafen. Doch als ich endlich richtig wach und zu mir gekommen war, ging mir als Erstes durch den Kopf: Gott sei Dank, ich bin nicht tot. Aber ich hatte keine Ahnung, wo ich war. Ich wusste, dass ich nicht in meinem Heimatland sein konnte. Schwestern und Ärzte sprachen Englisch, zugleich schienen sie aus allen möglichen Ländern zu stammen.

Ich versuchte, mit ihnen zu reden, doch wegen des Schlauchs in meinem Hals hörte mich niemand. Außerdem war die Sicht auf meinem linken Auge verschwommen, alle Menschen um mich herum hatten zwei Nasen und vier Augen.

Jede Menge Fragen rasten durch meinen Verstand, der zu arbeiten anfang. Ich wollte nicht nur wissen, wo ich war, es tauchten auch noch andere Fragen auf: Wer hatte mich hergebracht? Wo waren meine Eltern? War mein Vater am Leben? Ich hatte Angst. Dr. Javid, der gerade nach mir sehen wollte, meinte, den Ausdruck von Schrecken und Verwirrung in meinem Gesicht würde er niemals vergessen. Er sprach Urdu mit mir. Eine nette dunkelhaarige Frau mit einem Kopftuch ergriff meine Hand und sagte: „Assalaamu alaikum“, was so viel heißt wie: „Friede sei mit dir.“ Dann sprach sie Gebete auf Urdu und rezitierte Verse aus dem heiligen Koran. Sie sagte mir, ihr Name sei Rehanna und sie sei eine muslimische Predigerin. Ihre Stimme war sanft, und ihre Worte schenkten mir Trost, also ließ ich mich von ihnen erneut in den Schlaf wiegen.

Ich träumte, ich wäre gar nicht im Krankenhaus. Als ich am nächsten Tag erwachte, war ich in einem merkwürdig grünen Raum ohne Fenster. Das helle Licht blendete mich. Ich befand mich in einem gläsernen Würfel, und zwar auf der Inten-

sivstation des Queen Elizabeth Hospital (im britischen Birmingham –Red.). Alles war blitzsauber und glänzte, ganz anders als im Krankenhaus von Mingora.

Eine Schwester gab mir Stift und Papier. Ich konnte nicht richtig schreiben. Die Worte kamen alle ganz falsch heraus. Ich fand nicht die richtigen Abstände zwischen den Buchstaben. Dr. Kayani brachte mir eine Schautafel, auf der das Alphabet abgebildet war. So konnte ich auf die Buchstaben zeigen. Das Erste, was ich buchstabierte, waren die Worte „Land“ und „Vater“.

Eine Schwester sagte mir, ich sei in Birmingham, aber damit konnte ich nichts anfangen. Später holte man für mich einen Atlas, und ich sah, dass Birmingham in England liegt. Ich wusste nicht, was passiert war. Die Krankenschwestern erzählten nichts. Sogar mein Name fehlte – auf dem Schild am Fußende meines Bettes war ich VIP519.

War ich überhaupt noch Malala?

Mir tat der Kopf so weh, dass selbst die Spritzen, die ich bekam, den Schmerz nicht lindern konnten. Aus meinem linken Ohr lief immer noch Blut, und meine linke Hand fühlte sich komisch an. Ärzte und Krankenschwestern gingen ein und aus. Die Schwestern stellten mir Fragen. Sie sagten, ich solle für jedes Ja zweimal blinzeln.

Niemand sagte mir, was vorgeht und wer mich in dieses Krankenhaus gebracht hatte. Vielleicht wussten sie es selbst nicht. Ich spürte, dass die linke Seite meines Gesichts irgendwie nicht richtig funktionierte. Wenn ich Ärzte oder Krankenschwestern zu lange ansah, begann mein linkes Auge zu tränen. Außerdem schien ich auf dem linken Ohr nichts zu hören. Und mein Kiefer ließ sich nicht richtig bewegen.

Eine nette Dame, die ich Dr. Fiona nennen durfte, schenkte mir einen weißen Teddybären. Ich nannte ihn Lily. Außerdem brachte sie mir ein rosarotes Notizbuch, in das ich schreiben konnte. Die ersten beiden Fragen, die ich mit meinem Stift notierte, lauteten: „Warum habe ich keinen Vater?“ und „Mein Vater hat kein Geld. Wer wird das bezahlen?“

„Dein Vater ist in Sicherheit“, antwortete sie. „Er ist in Pakistan. Und wegen der Kosten mach dir keine Sorgen.“ Ich stellte jedem, der ins Zimmer kam, dieselben Fragen. Die Antworten waren immer die gleichen. Trotzdem war ich nicht überzeugt. Ich hatte keine Ahnung, was mit mir passiert war, und traute niemandem. Wenn es meinem Vater gutging, weshalb war er dann nicht hier?

In jenen ersten Tagen driftete mein Verstand wieder und wieder in eine

Traumwelt ab. Ständig blitzten Bilder in meinem Kopf auf: Männer, die um mein Bett standen. So viele, dass ich sie gar nicht zählen konnte. Ich fragte andauernd: „Wo ist mein Vater?“ Ich hatte den Eindruck, dass man auf mich geschossen hatte, aber ganz sicher war ich nicht. Waren dies nun Träume oder Erinnerungen?

Mein Vater (zu der Zeit noch in Pakistan –Red.) hatte Angst, ich würde blind werden. Seine schöne Tochter mit dem strahlenden Gesicht würde ihr Leben vielleicht in Dunkelheit verbringen und ständig fragen müssen: „Aba, wo bin ich?“ Diese Nachricht war so schrecklich, dass er es nicht über sich brachte, meiner Mutter davon zu erzählen. Und das, obwohl er normalerweise nichts vor ihr verheimlichen kann. Stattdessen sprach er



Taliban in Pakistan: „Die Mädchen schrien“

zu Gott: „Das geht nicht. Ich werde ihr eines meiner Augen geben.“ Dann aber kamen ihm Zweifel, dass seine 43 Jahre alten Augen vielleicht nicht gut genug sein könnten für mich.

Weit entfernt in Birmingham konnte ich nicht nur sehen, sondern verlangte sogar einen Spiegel. Ich schrieb das Wort „Spiegel“ in mein rosarotes Notizheft – ich wollte mein Gesicht und mein Haar sehen. Die Schwestern brachten mir einen kleinen weißen Spiegel, den ich heute noch habe. Bei meinem Anblick erschrak ich. Meine langen Haare, die ich immer stundenlang gestylt hatte, waren ganz kurz geschnitten, und auf der linken Kopfseite hatte ich gar keine mehr. „Mein Haar ist kurz“, schrieb ich in mein Notizbuch.

Ich dachte, die Taliban hätten mir die Haare abgeschnitten, doch die Ärzte in Pakistan hatten mir gnadenlos den Kopf rasiert. Mein Gesicht war ganz schief, als hätte es jemand auf einer Seite herunter-

gezogen. Im linken Augenbereich hatte ich eine Narbe. „Wer hat das getan?“, schrieb ich, wobei die Buchstaben gefährlich hin und her schlingerten. Ich wollte wissen, wer das verursacht hatte. „Was ist mit mir passiert?“

Ich schrieb auch, man solle die Lampen ausschalten, da mir das helle Licht Kopfschmerzen verursachte. Da erzählte Dr. Fiona endlich, was geschehen war. „Du hast etwas sehr Schlimmes erlebt“, sagte sie. „Wurde auf mich geschossen? Wurde auf meinen Vater geschossen?“, fragte ich.

Sie berichtete mir, ich sei im Schulbus von einer Kugel getroffen worden. Zwei Freundinnen von mir hätten ebenfalls Verletzungen erlitten. Die Ärztin erklärte mir, die Kugel sei seitlich von meinem linken Auge eingedrungen, dort, wo die Narbe sei, und dann etwa 40 Zentimeter unterhalb meiner linken Schulter steckengeblieben. Es sei ein Wunder, dass ich noch am Leben war.

Ich hegte aber keine bösen Gedanken, wenn ich an den Mann dachte, der auf mich geschossen hatte. Ich wollte keine Rache. Ich wollte einfach nur zurück ins Swat. Ich wollte nach Hause.

Bilder fingen an, in meinem Kopf Gestalt anzunehmen, aber ich wusste immer noch nicht, was Traum war und was Wirklichkeit.

Die Geschichte, an die ich mich erinnere, unterscheidet sich ziemlich von dem, was bei dem Anschlag in Wirklichkeit geschehen war: Ich war in einem anderen Schulbus, zusammen mit meinem Vater und meinen Freundinnen und einem Mädchen namens Gul. Wir waren auf dem Heimweg, als plötzlich zwei schwarzgekleidete

Taliban auftauchten. Einer von ihnen hielt mir eine Pistole an den Kopf, und die kleine Kugel, die daraus hervortrat, drang in meinen Körper ein. In diesem Traum erschoss der Mann auch meinen Vater. Dann ist alles dunkel.

In anderen Träumen bin ich an vielen verschiedenen Orten, auf dem Jinnah-Markt in Islamabad, auf dem Cheena-Basar, und werde dort angeschossen. Ich träumte sogar, die Ärzte seien Taliban.

Meine Welt hat sich so sehr verändert. In den Regalen unseres Wohnzimmers (in Birmingham –Red.) stehen Auszeichnungen aus aller Welt – aus Amerika, Indien, Frankreich, Spanien, Italien, Österreich und noch vielen anderen Ländern. Ich bin sogar tatsächlich für den Friedensnobelpreis nominiert worden – als jüngste Nominierte aller Zeiten. Die Auszeichnungen für meine Schulleistungen haben mich damals glücklich ge-



XINHUA / EYEVINE

**Schulunterricht in Pakistan:** „Ein Kind, ein Lehrer, ein Buch und ein Stift können die Welt verändern“

macht, weil ich hart dafür gearbeitet habe, aber das hier ist etwas anderes. Ich bin dafür dankbar, doch sie erinnern mich auch, wie viel noch getan werden muss, damit jeder Junge und jedes Mädchen eine gute Schulbildung erhält. Ich möchte nicht als „das Mädchen, auf das die Taliban geschossen haben“ bekannt sein, sondern als „das Mädchen, das für Bildung kämpft“.

An meinem 16. Geburtstag war ich in New York und habe vor den Vereinten Nationen gesprochen. Sich hinzustellen und in dem riesigen Uno-Saal eine Rede zu halten war einschüchternd. Aber ich wusste, was ich sagen wollte. Nur 400 Menschen saßen um mich herum, doch wenn ich aufsaß, stellte ich mir die Millionen Menschen auf der ganzen Welt vor. Ich wollte alle Menschen erreichen, die in Armut leben, die Kinder, die zur Arbeit gezwungen werden, die unter Terrorismus und mangelnder Bildung leiden.

Ich appellierte an die Verantwortlichen, jedem Kind auf der Welt Zugang zu kostenloser Bildung zu ermöglichen. „Lasst uns unsere Bücher und unsere Stifte zur Hand nehmen“, sagte ich. „Sie sind unsere mächtigsten Waffen. Ein Kind, ein Leh-

rer, ein Buch und ein Stift können die Welt verändern.“

Ich wusste nicht, wie meine Rede ankam, bevor sich meine Zuhörer erhoben und mir stehend applaudierten. Meine Mutter weinte.

Am nächsten Tag fragte mich Atal beim Frühstück im Hotel: „Ich verstehe nicht, wieso du berühmt bist, Malala. Was hast du denn gemacht?“ In der Zeit, die wir in New York verbrachten, fand er die Freiheitsstatue, den Central Park und sein Lieblingsspiel Beyblade immer sehr viel interessanter als mich.

Obwohl ich nach meiner Rede Unterstützungsbekundungen aus aller Welt bekam, blieb es in meinem Heimatland überwiegend still. Über Twitter und Facebook bekamen wir mit, dass meine eigenen pakistanischen Brüder und Schwestern gegen mich waren. Sie warfen mir vor, aus einer „jugendlichen Lust am Ruhm“ heraus gesprochen zu haben, und sie schrieben Dinge wie: „Von wegen Ruf unseres Landes, von wegen Schule. Jetzt hat sie endlich bekommen, was sie wollte: ein Luxusleben im Ausland.“

Es ist mir egal. Ich weiß, dass die Leute solche Sachen von sich geben, weil sie in unserem

Land jede Menge Diktatoren und Politiker erlebt haben, die Versprechungen machten, die sie aber nicht hielten. Die ständigen Angriffe der Terroristen haben das ganze Land traumatisiert, und die Menschen haben ihr Vertrauen verloren. Ich möchte, dass jeder weiß: Ich will keine Hilfe für mich selbst. Ich wünsche mir, dass man meine Sache unterstützt: Frieden und Bildung.

Bei unseren Internettelefonaten beschreibe ich Moniba das Leben in England. Ich erzähle ihr, dass ich England mag, weil die Menschen hier sich an Regeln halten, Polizisten mit Respekt behandeln und alles immer pünktlich passiert. Die Regierung hat die Macht, und niemand kennt den Namen des Armeechefs. Frauen üben hier Berufe aus, die im Swat unvorstellbar wären. Sie arbeiten als Polizistinnen und im Sicherheitsdienst. Sie leiten große Firmen und kleiden sich, wie sie wollen.

An das Attentat denke ich nicht oft, obwohl ich täglich daran erinnert werde, wenn ich in den Spiegel sehe. Die Nervenoperation hat viel gebracht, aber ich werde nie wieder so sein wie vorher. Ich kann nicht vollständig blinzeln, und beim Sprechen geht oft mein linkes Auge zu. Hidayatullah, der Freund meines Vaters, sagte, wir sollten stolz darauf sein: „Das ist die Schönheit ihres Opfers.“ ♦



**Malala Yousafzai**  
**Ich bin Malala**  
Verlagsgruppe Droemer Knauer, München; 400 Seiten; 19,99 Euro.



CLAUDIO PERI / DPA

**Bergung von Opfern auf Lampedusa:** „Schneeweiße Strände, das kristallklare Meer voller Leben“

ITALIEN

# Friedhof der Träume

Mindestens 111 Flüchtlinge starben, als am Donnerstag ihr Boot vor der Insel Lampedusa sank. Nun streiten EU-Politiker, welches Land künftig mehr Migranten aufnehmen soll als bislang.

**S**ie liegt schon auf der Mole von Lampedusa, reglos zwischen Dutzenden Leichen. Bis einer bemerkt, dass die Frau da am Boden noch atmet. Statt in einen Zinksarg, wie vorgesehen, wird sie hastig per Hubschrauber ins Bürgerspital von Palermo verfrachtet.

Ob die etwa 20-jährige Namenlose aus Eritrea gerettet werden kann, ist noch fraglich. Sie wäre eine von wohl rund 150 Überlebenden jener Tragödie, die sich am vergangenen Donnerstag gegen 4 Uhr morgens nahe der sogenannten Kanincheninsel vor der Küste Lampedusas abspielte – als ein Schiff, im libyschen Misurata mit etwa 500 Flüchtlingen an Bord ausgelaufen, Feuer fing und sank. Mindestens 111, möglicherweise rund 300 Menschen ließen, das gelobte Land Italien bereits vor Augen, ihr Leben.

„Schneeweiße Strände, urwüchsige Natur, und das kristallklare Meer voller Leben“, so wirbt die winzige Mittelmeer-Insel, ein Tunesien vorgelagerter EU-Außenposten, um Besucher; allerdings vorrangig um solche, die auf dem Insel-Flughafen ankommen und nach erholsamen Strandtagen wieder die Heimreise antreten.

Weil aber Lampedusa von Afrika aus leichter zu erreichen ist als der Rest Europas, stranden – oder ertrinken – seit Jahren auch Flüchtlinge in den Gewässern vor der Insel. Selbst in der Katastrophennacht vergangene Woche landete noch ein weiteres Boot mit 463 Flüchtlingen an, die meisten davon aus Syrien. Oft zerstören die Schlepper vor Erreichen der Küste die Motoren ihrer Schiffe. Dann sind sie manövrierunfähig, offiziell in Seenot, und müssen in einen Hafen gebracht werden.

Was an Bord am Donnerstagsmorgen wirklich geschah, warum dort ein Brand ausbrach und warum das Schiff sank, darüber wird nicht zuletzt der 35-jährige Tunesier Auskunft geben müssen, der als mutmaßlicher Kapitän verhaftet wurde. Bereits am 11. April dieses Jahres war der Mann illegal auf Lampedusa gelandet, aber wieder in seine Heimat abgeschoben worden.

Die Toten waren Ende vergangener Woche noch nicht alle aus dem Schiffsrumpf geborgen, da meldeten sich schon Trauernde, Mahner und Scharfmacher zu Wort. Italiens Innenminister und Vize-Premier Angelino Alfano – einst mitver-

antwortlich für das italienisch-libysche Abkommen, das Patrouillen und Rückführmaßnahmen auf offener See erlaubte – erhob noch beim Besuch auf Lampedusa Forderungen.

Er hoffe, so Alfano zwischen Flüchtlingsleichen, dass „göttliche Vorsehung zu dieser Tragödie geführt hat, damit Europa die Augen öffnet“. Geändert werden müsse vor allem dringend das Dublin-Abkommen, das jenen Mittelmeer-Ländern „viel zu viel“ zumute, in denen die Flüchtlinge zum ersten Mal EU-Boden betreten.

Verteilte Lasten fordert auch Martin Schulz, Präsident des Europaparlaments. Es gehe hier eindeutig um ein „Problem aller EU-Mitgliedstaaten“ – Italien dürfe mit der Aufgabe, den gewaltigen Andrang von Menschen aus Afrika und Asien zu bewältigen, nicht alleingelassen werden.

Der unverminderte Ansturm auf den alten Kontinent sei „kein Fall für Brüsseler Gremiendebatten, sondern für praktizierte Solidarität zwischen den Mitgliedsländern der EU“. Über deren Verhaltensweisen allerdings, so Europas oberster Parlamentarier, könne man bisweilen „nur entsetzt“ sein.

Erst im Juni hat die Europäische Union das umstrittene Dublin-Abkommen aus dem Jahr 2003 erneuert. Jeder Flüchtling, der Europa erreicht, darf sich danach nur in jenem EU-Land um Asyl bewerben, das er als erstes betritt. Die Regel kommt vor allem Deutschland zugute, das fast vollständig von EU-Staaten umgeben ist. Eine legale Einreise ist für Flüchtlinge so gut wie unmöglich. Folgerichtig liegt die viertgrößte Volkswirtschaft der Welt bei





HGW-PRESS

## Überfülltes Flüchtlingsboot auf See

Das gelobte Land vor Augen

der Aufnahme von Asylbewerbern, gemessen an der Einwohnerzahl, nur auf Platz elf in Europa.

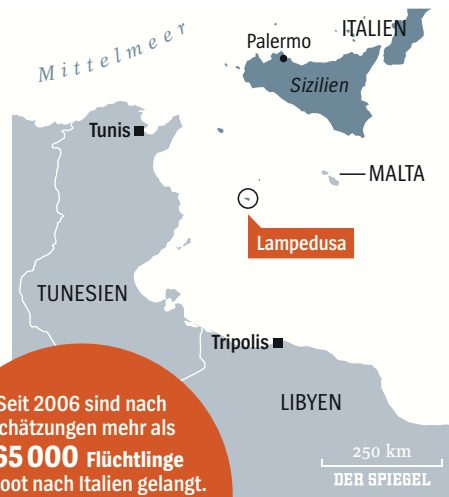
Die Menschen aus den Krisenländern dieser Welt sammeln sich an den Rändern der EU: In Italien stranden bevorzugt Afrikaner, in Polen Tschetschenen, in Griechenland Syrer, Iraner und Iraker. In Deutschland hingegen herrscht das Gefühl vor, Flüchtlinge seien das Problem der anderen.

Das Dublin-System sollte die Länder in Süd- und Osteuropa dazu zwingen, ihre Grenzen effektiv zu kontrollieren. Die EU hat in den vergangenen Jahren Millionen investiert, um unerwünschte Migration zu verhindern: Polizei-Einheiten wurden an die Außengrenzen entsandt, Zäune hochgezogen, Flüchtlingsrouten mittels Satellitentechnik überwacht.

Doch die Menschen versuchen es weiterhin. Tausende sterben auf der Reise, während jene, die durchkommen und Schutz suchen, von zunehmend überforderten EU-Außenstaaten aufgenommen werden müssen. In Italien erhält mehr als jeder dritte Flüchtling eine Aufenthaltserlaubnis, so hoch ist die Quote in wenigen anderen EU-Staaten. Aber nur einige der Migranten finden Arbeit und Unterkunft. Viele leben auf der Straße oder in Parks, ohne medizinische Versorgung.

Das italienische Schutzprogramm SPRAR bietet Flüchtlingen Unterkunft, Sprachkurse und psychologische Betreuung, doch auf 3000 Plätze kommen geschätzt 75 000 potentielle Bewerber. Nils Muiznieks, Menschenrechtskommissar des Europarats, spricht von „schockierenden Bedingungen“. Das „fast vollständige Fehlen“ eines Asylsystems in Italien habe zu einem „ernsthaften Menschenrechtsproblem“ geführt.

Auch in anderen Ländern an der EU-Außengrenze versagen die Asylsysteme – so sie denn überhaupt existieren. Das polnische Asylverfahren etwa verstoße



Seit 2006 sind nach Schätzungen mehr als **165 000 Flüchtlinge** per Boot nach Italien gelangt.

Mindestens **5200 Menschen** sind dabei ums Leben gekommen.

Quelle: La Repubblica, DER SPIEGEL

in vielen Fällen gegen die Richtlinien des Uno-Flüchtlings-Hochkommissariats, kritisiert der belgische Flüchtlingsrat in einem Bericht. Familien werden manchmal getrennt, Menschen mit Traumata alleingelassen.

In Ungarn wiederum würden Flüchtlinge in Haftzentren gesperrt, vereinzelt sogar mit Schlagstöcken oder Reizgas traktiert. Schwangere blieben bis zum Tag der Geburt im Gefängnis. In der Vergangenheit kam es wiederholt zu Hungerstreiks. In Griechenland schließlich wurden Hunderte Flüchtlinge in Lagern regelrecht misshandelt – die Grundrechte-Agentur der EU klagt über eine menschliche Katastrophe.

Viele Schutzsuchende fliehen deshalb weiter nach Mittel- und Nordeuropa. Doch die Bundesregierung beruft sich auf das Dublin-Abkommen und schickt die Flüchtlinge zurück ins Elend.

Organisationen wie Pro Asyl und Wohlfahrtsverbände haben ein gemeinsames Konzept für eine Reform des europäischen Asylsystems erarbeitet. Flüchtlinge sollten fortan frei entscheiden dürfen, in welchem europäischen Land sie sich um Asyl bewerben.

Der Frankfurter Rechtsanwalt Reinhard Marx, einer der Autoren des Memo-

randums, stellt klar, dass es nicht darum gehe, Grenzkontrollen abzuschaffen. Flüchtlinge würden bei der Einreise nach Europa weiterhin aufgehalten und registriert. Es solle ihnen lediglich freigestellt werden, in welchem Land sie letztlich ihren Asylantrag stellen.

Dies würde nach Ansicht von Experten Länder wie Italien entlasten. Viele Flüchtlinge würde es in jene Länder ziehen, in denen sie halbwegs anständig leben können – Deutschland beispielsweise. Es würde darüber hinaus dem Menschenhandel innerhalb Europas die Grundlage entziehen.

Es sei eindeutig, sagt der oberste Europa-Parlamentarier Martin Schulz, dass sich hinter Tragödien wie jener von Lampedusa „Organisierte Kriminalität und die Konflikte unserer Nachbarn verbergen. Wir sind verpflichtet, uns noch stärker darum zu bemühen, diesen Verbrechen das Handwerk zu legen, die – in und außerhalb der EU – aus Missständen und Not Profit schlagen“.

Bislang sind Flüchtlinge meist auf Schlepper angewiesen, wenn sie von der Peripherie Europas etwa in die Bundesrepublik fliehen wollen. „Das Dublin-System ist eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Menschenhändler“, sagt Anwalt Marx. Künftig sollten sich Asylsuchende für jene Länder entscheiden können, in denen zum Beispiel bereits Landsleute von ihnen leben. Staaten, die viele Flüchtlinge aufnehmen, könnten durch Mittel aus dem europäischen Asyl- und Migrationsfonds unterstützt werden.

Ob Deutschlands Innenminister Hans-Peter Friedrich für diese Idee zu begeistern wäre? Beim Treffen der EU-Innenminister an diesem Dienstag in Luxemburg soll auf Betreiben des italienischen Ressortchefs Alfano auch die Flüchtlingsproblematik auf die Tagesordnung kommen. „Wir werden unsere Stimme in Europa deutlich zu Gehör bringen“, sagt Alfano.

Denn auch Italiens Regierung steht unter Druck. In einem am Mittwoch publik gewordenen Bericht für die Parlamentarische Versammlung des Europarats wird die Politik Roms harsch kritisiert. Man sei „einmal mehr schlecht vorbereitet“ auf das Anschwellen der Migrantenströme und ermutige „Wirtschaftsflüchtlinge, Italien auf dem Landweg in Richtung eines anderen Schengen-Staats zu verlassen“.

Und so schieben sie einander weiter, einer dem anderen, unverdrossen den Schwarzen Peter zu. Für jene Somalier und Eritreer allerdings, die von der libyschen Küste aus aufgebrochen waren in Richtung Festung Europa und die am vergangenen Donnerstag morgens um vier ertranken, ist derweil das Mittelmeer zum Friedhof der Träume geworden.

WALTER MAYR, MAXIMILIAN POPP





# Die letzte Zelle

**GLOBAL VILLAGE:** Ein Schweizer Gefängnisleiter hat einen Knast für Senioren-Straftäter entworfen – mit Kräutergarten und Aquarium.

Sie saßen nebeneinander auf dem Bett in der Zelle, redeten ein bisschen, da passierte es. Der alte Mann, verurteilt wegen Unzucht mit Kindern, versuchten Mordes und Brandstiftung, legte seinen Kopf auf Bruno Grabers Schulter und sagte: „Wir zwei. Jetzt kennen wir uns schon 30 Jahre. Im Knast.“

Bruno Graber, Leiter des Zentralgefängnisses in Lenzburg in der Schweiz, wich zurück, unmerklich. Eine Armeslänge Distanz zu den Häftlingen, das ist die Grundregel für die Angestellten im Gefängnis. An jenem Tag aber beschloss Graber, die Zärtlichkeit des Verbrechens auszuhalten.

Bruno Graber, 58 Jahre alt, ein freundlicher, weißhaariger Herr mit Schnurrbart, ist keiner, der Menschen so nennt: Verbrecher, Kinderschänder, Vergewaltiger. Wenn er hört, dass andere so reden, korrigiert er sie. Es gebe keine Mörder, sondern nur Menschen, die gemordet haben. Er glaubt, dass man den Täter nicht allein auf seine Tat reduzieren darf.

Das sagt er auch seinen Kollegen, die für den Gang „60 plus“ zuständig sind. Graber hat das Konzept für diesen Seniorentrakt im Gefängnis entwickelt, die erste Abteilung in der Schweiz, die auf die Bedürfnisse alter Häftlinge eingestellt ist. Der älteste ist 86. Wer hier arbeitet, der muss bereit sein, mit Sexualstraftätern und Totschlägern Karten zu spielen oder Tischtennis.

Graber und sein Chef haben erkannt, dass Greise die Zukunft sind. In den Industrieländern wächst die Zahl der alten Häftlinge, vor allem in den USA, in Australien, Großbritannien und Japan. Härtere Urteile, lange Strafen, höhere Lebenserwartung und mehr Sicherheitsverwahrungen, das bringt Gefängnisdirektoren weltweit ins Grübeln. Was sollen sie bloß mit all den senilen Verbrechern anstellen?

Alte Häftlinge sind meist nicht so aggressiv, halten sich mehr an die Regeln, die Fluchtgefahr ist mit Rollator eher gering. Dafür sind sie starrsinnig. Graber überlegte also, wie ein Gefängnis aus-

sehen soll, das für viele der letzte Ort ihres Lebens sein wird. Er sah sich in Altenheimen und im deutschen Seniorengefängnis in Singen um. Er lernte, dass alte Menschen sich gern mal zurückziehen. Über Mittag sind deswegen die Zellen verschlossen, das bringt Ruhe für alle. Er ließ im Außenhof Hochbeete anlegen für die Gefangenen mit Rückenproblemen, die Stiefmütterchen wachsen jetzt auf Hüfthöhe. Donnerstags gibt es Gesundheitsturnen.

Noch haben sie keine Rollstuhlfahrer hier wie in jenem Knast in Neuseeland,

sagte mal zu den Fischen: „Ihr armen Kerle, ihr seid eingesperrt. Ich auch.“

Graber muss häufig daran denken, wie es wohl ankommt in der Gesellschaft, wenn die Journalisten schreiben: Die Kriminellen dürfen auch mal in die Badewanne. Die Kriminellen haben einen Außenhof mit Teich. Schnell heißt es, man verhätschle Schwerverbrecher.

Dabei kann sich niemand vorstellen, was es heißt, diese Enge zu ertragen, wenn der Lebensraum schrumpft auf die Meter zwischen Zelle 94 und 104 in einem fensterlosen Gang mit grauem Boden und grauer Decke. Wenn die Zeit zäh wird und zugleich immer kostbarer, weil der Tod näher rückt. Wenn die Zukunft eingemauert ist und jeder Wunsch bewilligungspflichtig, einzureichen per „Audienzbegehren“.

So übermächtig ist das Bedürfnis, einfach mal selbst etwas zu entscheiden, dass der Triumph, nein zu sagen, sogar wichtiger ist als das Vergnügen. Nein, sie wollen nicht hinunter auf die Sonnenterrasse, sagen viele Gefangene und verzichten auf Libellen und Wasserspiel und auf den einzigen Ort, an dem das Blau des Himmels nicht von Gitterstäben geteilt ist.

Dafür löchern sie Graber, wenn er bei ihnen vorbeischaut: „Herr Graber, wo waren Sie in den Ferien?“ „Herr Graber, wie geht es Ihrer Frau?“ Weihnachten war seine Ehefrau zu Besuch im Gang der einsamen Männer. Manche Gefangenen haben ihre Verwandten schon seit Jahren nicht mehr gesehen. Die Wärter sind jetzt ihre Familie. Der Mann, der seinen Kopf auf Grabers Schulter legte, gratuliert ihm jedes Mal mit Handschlag zum Geburtstag und schenkt ihm Kekse.

Deswegen wird es wohl auch Graber sein, der eines Tages zuhört, wenn die letzten Fragen kommen, nach Vergebung und dem Sinn eines verschwundenen Lebens. Die Häftlinge haben eine Patientenverfügung hinterlegt. Manche haben Angst, dass sie am Ende in eine Klinik abgeschoben werden. Sie wollen lieber zu Hause sterben, bei Bruno Graber im Gefängnis.

SANDRA SCHULZ



Gefängnisleiter Graber (r.), Häftling: Die Enge ertragen

keine Demenzzkranken wie in kalifornischen Gefängnissen, wo ein Gewalttäter dem anderen schon mal die Windel wechselt. Aber auch in Lenzburg ist der eine schwerhörig, der andere humpelt. Diabetes, Bluthochdruck, Schwindel – in der Haft, heißt es, altere man schneller.

Die elf Männer von der Abteilung „60 plus“ haben ihre eigene Küche, ihren eigenen Kräutergarten, ihre eigene Waschmaschine. Das soll die Eigenständigkeit im Alter fördern. Graber wollte ihnen sogar Schildkröten schenken, aber die Idee kam bei den Häftlingen nicht an.

Immerhin haben sie jetzt ein Aquarium im Aufenthaltsraum. Ein wenig Farbe, ein bisschen Leben, darum geht es. Wenn es Jungfische gibt, rufen die Gefangenen den Abteilungsleiter, vor Freude. Einer







## KUNSTMARKT

## „Absatz, permanent“



Cheyenne Westphal, 46, Auktionatorin bei Sotheby's, über neue Geschäftsmodelle für die Gegenwartskunst

**SPIEGEL:** Frau Westphal, Sotheby's eröffnet in London in dieser Woche eine Galerie namens S2, in New York gibt es bereits eine. Sie veranstalten zudem sogenannte Pop-up-Verkaufsschauen in Hongkong und Los Angeles. Hat sich das klassische Auktionsgeschäft überholt?

**Westphal:** Im Gegenteil, die Auktionen mit zeitgenössischer Kunst laufen hervorragend. Gerade weil der Markt so extrem schnell wächst, haben wir über neue Outlets, also über weitere Absatzmöglichkeiten, nachgedacht. Es geht um Kunst, sogar um sehr anspruchsvolle. Nur können wir diese Kunst jetzt permanent anbieten, nicht nur an einzelnen Auktionsterminen.

**SPIEGEL:** Welche Käufer sprechen Sie an? Betuchte Touristen, die spontan kaufen wollen und sich nicht erst für Auktionen akkreditieren möchten?

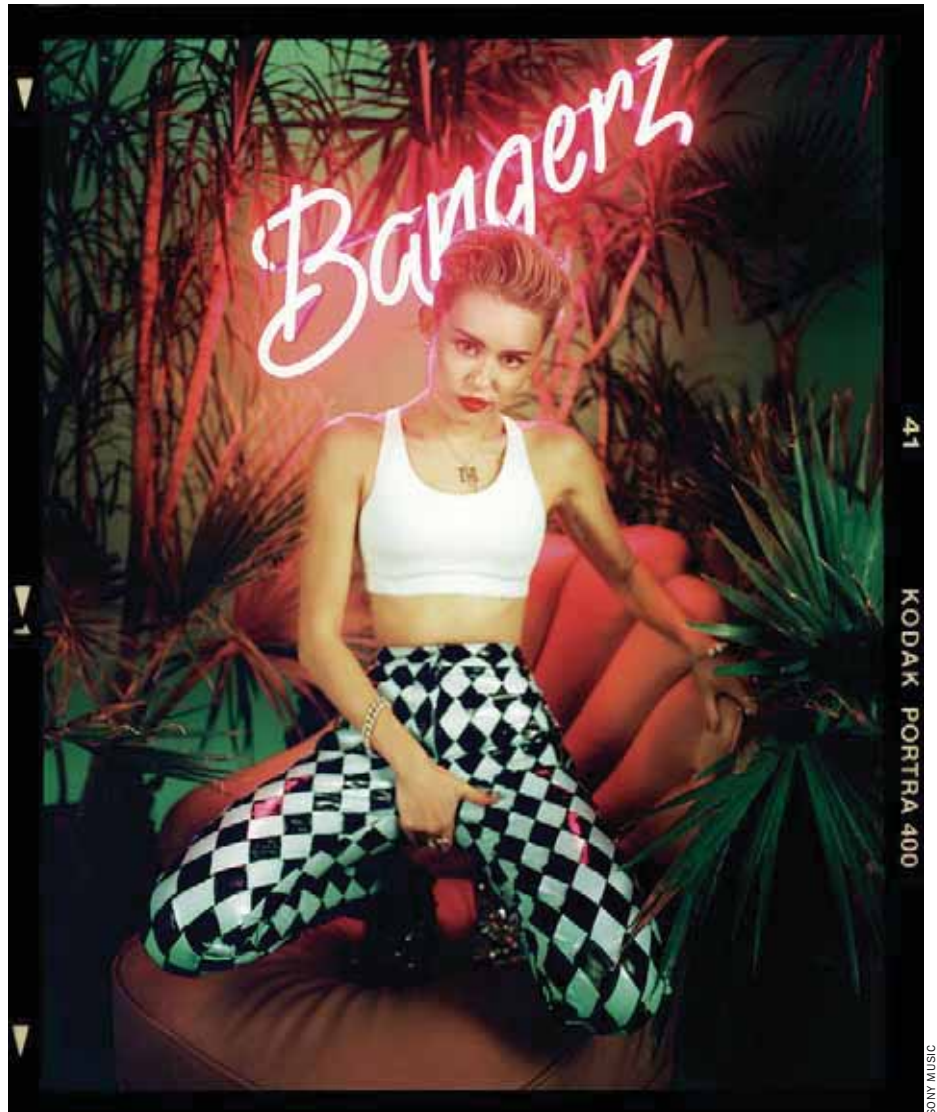
**Westphal:** Natürlich denken wir auch an diese Klienten, an Spontankäufe. Bei Neukunden, die einen größeren Betrag ausgeben wollen, wird die Zahlungsfähigkeit überprüft – das ist nicht anders als bei Auktionen. Unser Vorteil ist jedoch der, dass wir durch unser Auktionsgeschäft alle wichtigen Kunden kennen, all die Sammler, die wir gezielt ansprechen können.

**SPIEGEL:** In London eröffnen Sie mit Werken von Joseph Beuys, lange eine Ikone der Nachkriegskunst. Vor kurzem gab es, auch im SPIEGEL, eine Debatte, ob das Weltbild dieses Künstlers nicht sehr viel reaktionärer war als vermutet. Stören solche Diskussionen das Geschäft?

**Westphal:** Ich glaube nicht, dass diese Debatte mit all ihren Details auf dem Kunstmarkt eine nachhaltige Rolle spielt. Beuys war als Künstler vielschichtig, er war wichtig. Wir haben frühe, hochwertige Arbeiten von ihm, und diese Werke sind frisch auf dem Markt. Das ist selten. Und das ist es, was viele Sammler begeistern wird.

**SPIEGEL:** Zu welchen Preisen bieten Sie die Beuys-Werke an?

**Westphal:** Konkrete Preise nennen wir unseren Kunden auf Anfrage. Die Arbeiten auf Papier kosten zwischen 84 000 und 240 000 Euro.



Cyrus

POP

## Sex mit dem Vorschlaghammer

Nichts ist für einen Kinderstar schwieriger, als würdevoll älter zu werden, besonders dann, wenn er vom Disney-Konzern mit einem makellos sauberen Image ausgestattet wurde. Trotzdem hat der radikale Wandel der Sängerin und Schauspielerin Miley Cyrus, 20, der ehemaligen Hauptdarstellerin in Disneys Teenie-Serie „Hannah Montana“, etwas Groteskes. Nicht weil sie mit „Bangerz“ nun ein Album veröffentlicht, das unter anderem davon handelt, Drogen auf dem Klo zu nehmen und auf der Tanzfläche aufreizend mit dem Hintern zu wackeln. Irgendwie muss sie ja signalisieren, dass sie jetzt nur noch das tut, was sie will, und niemand ihr Vorschriften machen darf. Verstörend

ist vor allem, dass sie, als Zeichen der Selbstbestimmung, in einer Mischung aus Fuck-you-Geste und sexuellem Versprechen bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Zunge herausstreckt. Bisheriger Höhepunkt: der Videoclip zu „Wrecking Ball“, der neuen Single aus „Bangerz“. Darin reitet Cyrus nackt – bis auf ein Paar staubige Schnürstiefel – auf einer Abrissbirne, die über einer brüchigen Betonmauer herumschwenkt, und schleckt mehrmals einen Vorschlaghammer ab. Man mag sich gar nicht vorstellen, was Cyrus sich für den Song „SMS (Bangerz)“ einfallen lassen wird – ein Duett mit Britney Spears, noch so einer ausgewiesenen Expertin für fehlgeleitetes Älterwerden.

## KUNSTPOLITIK

## Brisanter Besitz

Sein Vater war Getreidehändler in Münster, doch Alfred Flechtheim (1887 bis 1937) beschloss, sein Leben der Kunst zu widmen. Vincent van Gogh, Pablo Picasso, Oskar Kokoschka, August Macke. Lauter aufregende Erneuerer der Kunst, er machte ihre und andere ästhetische Revolutionen in seiner Galerie für alle sichtbar und sammelte sie auch privat. Im Berlin der zwanziger Jahre gab er rauschende Vernissages-Feste und begründete so gleich noch den Ruf dieser Stadt als Metropole mit. Die Nazis setzten das Profil dieses jüdischen Galeristen 1932 auf die Titelseite des „Illustrierten Beobachters“ und druckten dazu die Zeile „Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte“. Die Verfolgung begann, Flechtheim flüchtete, gelangte nach London, war ruiniert und starb wenige Jahre später nach einer Operation. Seine in Deutschland gebliebene Witwe brachte sich 1941 um, sie wollte der Deportation ent-



Kokoschka-Bild „Porträt Tilla Durieux“, 1910

D. BERG / DPA / VG BILD-KUNST BONN 2013

gehen. Und die Kunst? Museumsdirektoren, Händler und andere Profiteure rissen Flechtheims Eigentum an sich. Erst im Juni 2013 gab das Museum Ludwig in Köln ein Gemälde von Kokoschka an die Erben des Galeristen zurück; es gelangte einst auf nur scheinbar legalem Weg in öffentlichen Besitz – über einen Mäzen, der Flechtheims Lage ausgenutzt hatte. Nun haben sich 15 Museen, darunter das Sprengel Museum in Hannover, die

Hamburger Kunsthalle und die Staatsgalerie Stuttgart, zusammengeslossen. Sie eröffnen in dieser Woche Ausstellungen zu Flechtheim und seiner Leistung als Wegbereiter der Avantgarde. Behandelt werden auch die Rolle des Kunsthandels vor und nach 1945 sowie die Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion

einstiger Besitzerwechsel. Die Website [www.alfredflechtheim.com](http://www.alfredflechtheim.com) präsentiert von Mittwoch an Forschungsergebnisse. Ein Schlusspunkt kann das alles nicht sein. Fest steht: Nach wie vor gibt es Streitfälle. Die Museen berufen sich dann oft zum eigenen Vorteil auf Lücken in den Bestimmungen zur Erforschung der Herkunft dieser Werke.

## FILM

## Diener weißer Herren

Er redete täglich mit dem mächtigsten Mann der Welt, doch wenn er einen neuen Anzug kaufen wollte, musste er vor dem Geschäft warten, bis die weißen Kunden es verlassen hatten. Als Eugene Allen 1952 als Diensthilfe im Weißen Haus anfang, herrschte in



Whitaker in „Der Butler“

Virginia noch die Rassentrennung. Der Film „Der Butler“, der nun ins Kino kommt, basiert auf Allens Biografie. Forest Whitaker spielt den Titelhelden, der bis 1986 unter acht Präsidenten diente. Er ist ein stiller Beobachter der großen Politik, während sein Sohn auf der Straße für die Rechte der Schwarzen kämpft. Regisseur Lee Daniels erzählt die Geschichte seines braven Helden als betuliches Familienepos. Die Zeiten ändern sich, nur Oprah Winfrey nicht, die als Ehefrau des Butlers in drei Jahrzehnten keinen Deut zu altern scheint. Die Stars geben sich die Klinke des Weißen Hauses in die Hand, Jane Fonda etwa spielt Nancy Reagan. In den USA traf der Film einen Nerv und brachte über hundert Millionen Dollar ein, Whitaker gilt als Oscar-Anwärter. Er wird sich messen müssen mit Chiwetel Ejiofor, der in „12 Years a Slave“ (deutscher Start: 31. Oktober) einen Sklaven im Louisiana des 19. Jahrhunderts spielt, und mit Idris Elba, der in „Mandela“ (deutscher Start: 30. Januar) den ersten schwarzen Präsidenten Südafrikas verkörpert.



 **FRANKFURTER  
BUCHMESSE**

Am Mittwoch beginnt die Frankfurter Buchmesse, die größte der Welt. Es präsentieren sich über 7000 Aussteller aus mehr als 100 Ländern, Gastland ist in diesem Jahr Brasilien. Schon zwei Tage zuvor wird der Deutsche Buchpreis verge-

ben. Der SPIEGEL druckt zur Messe einen Literaturteil mit Besprechungen der interessantesten Titel aus den Bereichen Belletristik, Tage- und Sachbuch sowie Autorenporträts. Unter anderen dabei: der Brasilianer Paulo Lins, die in Berlin lebende Terézia Mora und der Theater- und Filmregisseur Leander Haußmann.

Autorin Sontag 1966



# Im Takt mit dem Tod

Für ihre Essays wurde sie als Intellektuelle weltweit gefeiert.

In ihren Tagebüchern zeigt sich Susan Sontag als eine oft einsame Frau, deren Notizen und Gedanken an Scharfsinn gewinnen, wenn sie unglücklich ist.

Das Jahr 1969 erscheint als nahezu blinder Fleck in Susan Sontags Tagebüchern, gerade mal anderthalb Seiten hat sie in diesem Jahr notiert, vor allem kurze, kluge Sätze von anderen Leuten, „Ohne revolutionäre Theorie kann es keine revolutionäre Bewegung geben.“ Lenin“. Sie hat dies wenige in ein Heft mit der Aufschrift „Politik“ geschrieben. 1969 war das Jahr der Mondlandung und das Jahr von Woodstock, es fanden die großen Proteste gegen den Vietnam-Krieg statt, Richard Nixon wurde Präsident der USA. Susan Sontag muss es gutgegangen sein in diesem Jahr, Glück konnte sie vom Schreiben abhalten, und im Sommer 1969 hatte sie sich in die italienische Herzogin Carlotta del Pezzo verliebt.

Sontag begegnete ihr wieder im Februar 1970 in Paris, da war sie 37 Jahre alt, und es scheint ein schwieriges Zusammentreffen gewesen zu sein, denn nach ihrer Rückkehr nach New York füllte Sontag allein am 17. Februar fast zwanzig Seiten in ihrem Tagebuch, eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Wesen ihrer Geliebten, die sie zu Gedanken über das protestantisch-jüdische Arbeitsethos und über die eigene Ernsthaftigkeit trugen.

Denken und Schreiben, das wird hier deutlich, waren Susan Sontags Rettung. „Tatsächlich bin ich in letzter Zeit, was meine Arbeit angeht, ungewöhnlich beweglich und risikobereit gewesen – geduldig und relativ angstfrei in Arbeitssituationen, die bei den meisten anderen Menschen offenbar ein unerträgliches Maß an Angst und Verunsicherung auslösen“, schreibt sie an diesem 17. Februar. „Aber was die Liebe angeht, war ich elend vorsichtig, einfallslos, angstanfällig, auf meinen Schutz bedacht und der Bestätigung bedürftig.“

Ihre Tagebücher sind auch deshalb so lesenswert, weil Sontag, die als Essayistin und Feministin im späten 20. Jahrhundert weltweit gefeiert wurde, hier als eine Frau sichtbar wird, die das Denken aus existentiellen Gründen betrieb: gegen Liebeskummer, gegen Krankheit, gegen Dummheit sowieso; denken, um zu leben, um fremde Orte und fremde Menschen besser zu verstehen und um zu jenem Menschen zu werden, der man anstrebt zu sein. „Ich habe dieses Etwas – meinen Verstand. Er wächst, ist unersättlich.“

Es ist der zweite Band ihrer Tagebücher, der nun auf Deutsch erscheint, er umfasst die Jahre 1964 bis 1980, wesentliche Jahre in Sontags Biografie. Sie schrieb einige ihrer bekanntesten Essays in dieser Zeit („Against Interpretation“, „Krankheit als Metapher“), sie wurde zu der fast schon ikonenhaften Intellektuellen Susan Sontag – mit ernstem Blick und schönem Gesicht; 1974 erkrankte sie an Brustkrebs.

Zuerst einmal fällt auf, wie wenig in diesen umfangreichen, aber oft skizzen-

haften Tagebüchern zu finden ist über das Material ihrer Essays und zu Alltäglichem wie dem Leben mit ihrem Sohn in New York. Auch Notizen zu vielen politischen Ereignissen sucht man vergebens. Es ist vielmehr so, dass nur der Nachhall der großen Themen, mit denen Sontag sich im Laufe dieser 16 Jahre beschäftigte, sich in diesen Tagebüchern wiederfindet. Im Vordergrund: Introspektion und Selbstoffenbarung.

Während Sontag als Essayistin ja fast schon von priesterlicher Ernsthaftigkeit war – jeder Text wurde von ihr mehrfach überarbeitet, bevor sie ihn zur Veröffentlichung freigab, was die Texte nahezu makellos, aber auch etwas leblos machte –, erscheint sie in ihren Tagebüchern als ein weicher, wissbegieriger Mensch. Als eine Frau, die oft einsam war und die dieser Einsamkeit ihre klarsten Gedanken abtrotzte. „Um den Druck des Gewissens zu verspüren, beseelt zu sein, etwas wirklich zu begreifen, muss man allein sein.“

Es gehört zu den wohl bekanntesten Details aus Susan Sontags Biografie, dass sie sich im Alter von 14 Jahren bei dem von ihr verehrten Thomas Mann zum Tee einlud. Sie lebte damals in Kalifornien, und ein Schulfreund kam auf den Gedanken, den von Sontag bewunderten Schriftsteller im Exil in Pacific Palisades einfach anzurufen und um einen Besuch zu bitten. Dass Thomas Mann das Mädchen Susan Sontag dann allerdings wie irgendein Mädchen behandelte und ihr sogar das Gefühl gab, von dem Gespräch ein wenig gelangweilt zu sein, hat sie tief gekränkt.

„Mit 13 habe ich eine Regel für mich aufgestellt: keine Träumereien.“ Trotzdem phantasierte sie vom Nobelpreis. Mit



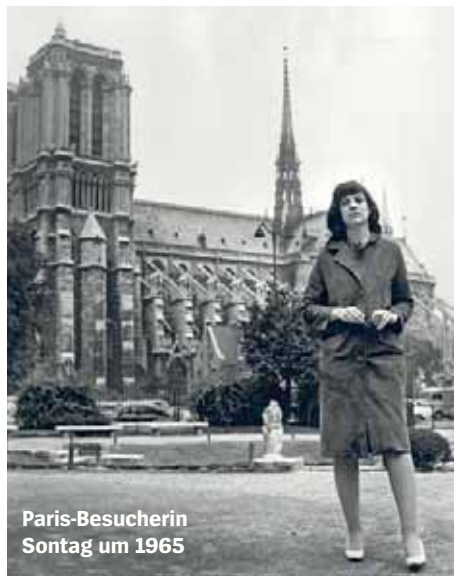
16 begann sie ein Studium in Berkeley, wenig später wechselte sie an die Universität Chicago, mit 17 heiratete sie den Soziologieprofessor David Rieff, mit dem sie 1952, als sie 19 war, ihren Sohn David bekam. Man kann das alles als eine Flucht vor ihrer Kindheit interpretieren. Ihr Vater, ein Pelzhändler, starb 1938 in China, da war Sontag fünf Jahre alt. Sie verbrachte ihre Kindheit wechselweise bei den Großeltern, mit einem Kindermädchen und später bei ihrer Mutter und dem Stiefvater.

Im zweiten Band der Tagebücher beschreibt sie ausführlich die Beziehung zu ihrer Mutter, es ist eine bewegende, lange Passage aus dem Jahr 1967, durch die verständlich wird, wie Sontag zu jenem belesenen, zielstrebigen jungen Mädchen werden konnte, das sie war. Sontag schildert, wie sie lernte, ihre elende und

schwache Mutter nicht mit ihren eigenen Bedürfnissen zu behelligen, „immer dieses Gefühl, sie zu überfordern“, und wie aus dieser Beziehung ihr Bestreben erwuchs, stark und unabhängig zu werden.

„Wenn sie mir nicht gaben, was ich wollte, hatte ich immer noch meinen Ehrgeiz, meinen Verstand, mein verborgenes Wesen, mein Wissen um meine Bestimmung, die mich tragen würden. (...) So viel von alldem hat bis heute Bestand. Der uralte Drang, die Welt mit ‚Kultur‘ und Information zu bevölkern – der Welt Dichte, Schwere zu geben –, mich anzufüllen. Ich habe beim Lesen immer das Gefühl zu essen. Und mein Bedürfnis zu lesen ist wie ein schrecklicher, rasender Hunger. So dass ich oft versuche, zwei oder drei Bücher gleichzeitig zu lesen.“

Ausdruck dieses gewaltigen Hungers sind die vielen Listen, die Sontag in den Tagebüchern zusammengestellt hat, Listen von Filmen, Büchern und Essays, die sie sehen oder lesen wollte, die sie gesehen oder gelesen hatte, in späteren Jahren dann Listen der 50 besten Filme, der idealen Kurzgeschichten. Als Leser bleibt vor allem das Staunen über den Fleiß und die unstillbare Wissbegier dieser Frau, die auch nicht vor der bildenden Kunst, der klassischen Musik oder dem Theater haltmachte. Sie sah, las und hörte so gut wie alles und war zugleich die Weggefährtin bedeutender Künstler: Sontag schaute Jean-Luc Godard beim Drehen zu, sie besuchte einen Theaterworkshop von Peter Brook und Jerzy Grotowski; und sie hatte eine Liaison mit dem Maler Jasper Johns, obwohl ihre großen Lieben seit den sechziger Jahren immer Frauen waren. „Jasper tut mir gut. (Aber nur eine Zeitlang.) Mit ihm fühlt



Paris-Besucherin  
Sontag um 1965

RUE DES ARCHIVES / IRENE SAINT PAUL / SUEDEO VERLAG

es sich normal + gut + richtig an, verrückt zu sein. Und stumm. Alles in Frage zu stellen. Denn er ist verrückt.“

Es wird deutlich, wie sehr hier eine Frau bestrebt war, ihre Persönlichkeit zu bilden. Als Anhängerin des psychoanalytischen Denkens glaubte sie daran, dass jeder Mensch das Produkt seiner Geschichte ist. Und Susan Sontag hat sich früh entschlossen, ihre Geschichte mit Sinn und Verstand zu lenken.

Ihr hochfliegender Anspruch an sich selbst lässt ihre manchmal unerbittlichen Urteile über andere weniger anmaßend erscheinen. Es ist inspirierend zu lesen, wie ernst hier jemand die Kunst genommen hat. „Kunst im Westen: Dieses einst unerwünschte, jetzt aber akzeptierte Teleskop in unser Inneres.“

Sie fand hierin immer wieder Halt und Trost, auch in jenen Jahren, in denen sie von großem Liebeskummer regelrecht niedergestreckt wurde. Das Unglücklichsein machte sie nur noch scharfsinniger.

Zu den bemerkenswerten Passagen gehören auch ihre reportagehaften Schilderungen eines Vietnam-Aufenthalts im Jahr 1968 (die ihr als Grundlage dienten für ihr Buch „Reise nach Hanoi“). Getrieben von der Haltung, rücksichtslos ehrlich mit sich selbst zu sein, beobachtet sie sich auf dieser Reise in der Rolle der pflichtschuldigen amerikanischen Kriegsgegnerin und erträgt kaum das politische Theater, das sie und die vietnamesischen Gastgeber miteinander aufführen. „Ich sehne mich danach, dass hier mal irgendjemand indiskret ist. Über seine persönlichen oder privaten Gefühle spricht. Von seinen Gefühlen überwältigt wird.“

Der große Bruch in dem Tagebuch vollzieht sich zu Beginn der siebziger Jahre. „Anstelle guter Vorsätze möchte ich eine Bitte äußern: Ich bitte um Mut“, schreibt Sontag zum Jahreswechsel 1972. Was ihre depressive Stimmung auslöste, wird zwischen den assoziativen, schnipselhaften Einträgen nicht wirklich deutlich.

Doch über einen längeren Zeitraum finden sich immer wieder Hinweise, wie wichtig ihr eine größere Anerkennung als Schriftstellerin gewesen wäre, sie notiert Ideen für Romane und Kurzgeschichten und hat zu kämpfen mit der „katastrophalen Reaktion“ auf ihre Filmregiearbeit „Brother Carl“. Dass sie mit ihren Essays großen Erfolg hat, findet dagegen kaum Erwähnung. Die Passagen der Introspektion werden seltener, Anmerkungen zum Alltag verschwinden fast vollends aus den Tagebüchern. Sontag zeigt sich zunehmend als Reisende, in jener Rolle, die sie in späteren Jahren noch ausbaute.

Und dann, 1974, mit gerade mal 41 Jahren, erkrankt sie an Brustkrebs, die Therapie zieht sich über drei Jahre hin. Selbst im Tagebuch schweigt sie lange über diese Krankheit, erst 1975 findet sich ein Hinweis: „Ich muss mein Leben verändern. Aber wie soll ich mein Leben verändern, wenn mein Rückgrat gebrochen ist?“ Das Wort Krebs taucht zum ersten Mal im

## 007 auf der Couch

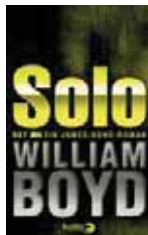
Der Brite William Boyd hat James Bond literarisch wiederbelebt. Sein Roman „Solo“ beschreibt den Agenten als Melancholiker.

**W**enn es Nacht wird am Himmel über Afrika und der Held von einer Hotelterrasse in Richtung Schlafgemach aufbricht, natürlich mit einer schönen Frau an seiner Seite, dann blickt der eleganteste Diener Ihrer Majestät auf den Mond und gestattet sich einen philosophischen Moment. „Irgendwie ist es nicht mehr dasselbe“, sinniert James Bond, „seit wir dort oben waren. Das Geheimnis ist weg.“

Es ist der Astronautenmond des Jahres 1969, frisch erobert von zwei vorwitzigen Amerikanern, unter dem der Roman „Solo“ spielt. Der britische Schriftsteller William Boyd hat sich den Plot ausgedacht. Er schickt den Geheimagenten James Bond erst durch ein London, in dem langhaarige Männer in Schaffelmänteln mit Frauen in durchsichtigen Blusen und extrem kurzen Kleidern über den Vietnam-Krieg diskutieren; dann lässt er ihn zum Einsatz in einen fiktiven westafrikanischen Staat namens Zanzarim aufbrechen. In ein Land, in dem ein blutiger Bürgerkrieg wütet. Bonds Auftrag: Er solle, so sagt sein Vorgesetzter M, „den Krieg beenden, was sonst“. Bond aber ist „zögerlich“,

das Unternehmen erscheint ihm „ein wenig zu vage“.

William Boyd hat James Bond neu erfunden. „Vergessen Sie den Kinohelden!“, sagt der Autor, während er Tee serviert im malerisch mit Büchern vollgestapelten Arbeitszimmer seines Hauses im Londoner Stadtteil Chelsea. „James Bond ist ein vielschichtiges Individuum, kein Comic-Held. Ein Mann voller Skrupel und komplizierter Gefühle.“ So jedenfalls habe der Schriftsteller Ian Fleming, der von 1908 bis 1964 lebte, seinen berühmtesten Helden angelegt.



**William Boyd**  
**Solo**

Aus dem Englischen von Patricia Klobusiczky.  
Berlin Verlag,  
Berlin;  
368 Seiten;  
19,99 Euro.

Boyd sagt, er habe schon als Teenager alle Fleming-Bücher gelesen, in denen Bond der Held ist, zwölf Romane und neun Kurzgeschichten. Nun nahm er sich Bonds Abenteuer, allesamt notiert in den Jahren 1953 bis 1964, noch mal „mit dem Stift in der Hand“ vor, bevor er sich im Jahr 2010 selbst ans Schreiben machte. Bei Ian Fleming fand Boyd viele Dinge über Bond heraus, von denen er nichts ahnte. „James Bond ist nicht allmächtig, er macht Fehler. Er weint, wenn er etwas Schlimmes sieht. Einmal kotzt er sogar. Und wenn er weib-



**Schriftsteller Boyd**

November 1976 auf, zwei Jahre nach Ausbruch der Krankheit.

Es sind solche Beobachtungen, die dem Leser das Gefühl geben, auch ein Voyeur zu sein, und die die Frage aufwerfen, ob es richtig und in Susan Sontags Sinn war, ihr Tagebuch zu veröffentlichen.

Die Autorin hat noch zu Lebzeiten ihre Unterlagen an die Universität von Kalifornien in Los Angeles verkauft und den Zugang dazu nicht restriktiv geregelt. Ihr Sohn David, der als Autor bis heute im Schatten seiner Mutter steht, rechtfertigt seine Herausgeberschaft auch damit, dass sonst jemand anders die Tagebücher veröffentlicht und sie womöglich nicht so behutsam bearbeitet und gekürzt hätte. Mag sein.

Nun erfährt der Leser Dinge über Susan Sontag, die aufzuschreiben sie Jahre gekostet hat. 1976 notierte sie: „Der Tod ist das Gegenteil von allem. Versuche, meinem Tod vorauszuweichen – vor ihn zu gelangen, mich umzudrehen, ihm ins Auge

zu sehen, ihn wieder aufzuholen und an mir vorbeiziehen zu lassen und dann meinen Platz hinter ihm einzunehmen, im Takt dahinzuschreiten, würdevoll, nicht überrascht.“

Für die Entscheidung von David Rieff, die Tagebücher seiner Mutter zu veröffentlichen, spricht, dass die Notizen Susan Sontag noch einmal als das zeigen, was sie vor allem war: einer der brilliantesten Köpfe ihrer Zeit. Sie starb 2004 in New York an Leukämie.

Es gibt einen Eintrag vom Mai 1978, in dem Sontag die Schriftsteller jeder Epoche in drei Teams teilt. Zum ersten Team gehören nach ihrer Definition jene, die „für in derselben Sprache schreibende Zeitgenossen“ zum Maßstab geworden sind; zum zweiten Team diejenigen, denen das international gelungen ist; und zum dritten Team, wer für kommende Generationen zum Maßstab geworden ist. Sontag wollte nur im dritten Team spielen.

CLAUDIA VOIGT

liche Wesen attraktiv findet, dann sind es fast immer beschädigte, durch schreckliche Erlebnisse traumatisierte Frauen.“

Genauso ist es nun auch in William Boyds James-Bond-Roman „Solo“, in dem der Held mit einer von Geheimnissen umschatteten schönen Afrikanerin namens Blessing im Bett landet und sich für eine stolze, geschiedene Britin namens Bryce begeistert. Deren Hosenanzug samt goldenem Reißverschluss ist bestens dazu angetan, so heißt es im Buch, „ihre vollen Brüste zur Geltung zu bringen, wie Bond anerkennend registrierte“.

„Solo“ ist ein Auftragswerk. Die Erben des Schriftstellers Fleming haben William Boyd erkoren, sich ein neues Abenteuer für den Geheimagenten Ihrer Majestät auszudenken, „in der Tradition von Ian Fleming“. Diesen Job hatten in den vergangenen fünf Jahrzehnten auch schon andere Auftragsschriftsteller vor Boyd, darunter Berühmtheiten wie Kingsley Amis und John Gardner. Für den mit vielen Preisen dekorierten Erfolgsautor Boyd allerdings ist die Bond-Mission, das findet er selbst, „eine besonders zwangsläufige Fügung des Schicksals“.

Der vor 61 Jahren in Ghana geborene Boyd nämlich ist ein Spezialist für Heimlichtuer und Geheimagenten aller Art. In furiosen Romanen wie „Einfache Gewitter“ (2009) oder „Ruhelos“ (2006) hat er von Männern und Frauen in großer, wunderbar gruseliger Thriller-Not erzählt, die sich plötzlich zum Abtauchen gezwungen sehen und sich neue Identitäten zimmern müssen. In erfundenen Biografien schrieb Boyd über einen weltberühmten Stummfilmregisseur („Die neuen Bekenntnisse“, 1987) und über einen legendären Mal-

künstler („Nat Tate“, 1998). Und in dem raffinierten Tagebuchroman „Eines Menschen Herz“ (2002) schickte er zwischen durch einen schriftstellernden Protagonisten durch nahezu alle Katastrophen des 20. Jahrhunderts, wobei er mitten im Zweiten Weltkrieg auch als Spion beim britischen Geheimdienst MI6 landet – angeworben ausgerechnet von einem Offizier namens Ian Fleming.

Der Upper-Class-Snob und Lebemann Fleming war tatsächlich ein hohes Tier im britischen Spionage-Apparat, bevor er nach dem Krieg zur Schriftstellerei wechselte. Seinem Romanhelden Bond, einem Bürgerlichen, habe er ein paar sehr flemingsche Charaktereigenschaften mit auf den Weg gegeben, sagt William Boyd. „Seinen erlesenen Geschmack zum Beispiel. Seine Empfindsamkeit. Und seine Melancholie.“

Der „Solo“-Autor Boyd interessiert sich eher weniger für die Garderobe oder für die Drinks seines Helden, dafür mehr für dessen seelische Abgründe. „Ich habe mich schon als junger James-Bond-Leser gefragt, was einen guten Spion eigentlich ausmacht“, sagt Boyd. „Welchen menschlichen Preis bezahlt er dafür, dass er ein Agent ist? Wie lebt er? Was verliert einer, der ständig unter verschiedenen Identitäten auftritt?“ Solche Fragen seien möglicherweise seine Obsession, seit er als Autor angefangen habe. Deshalb lässt Boyd seinen Agentenhelden zweifeln, bibbern, heulen.

Man merkt „Solo“ den Spaß an, den der Autor offensichtlich empfand, als er niederschrieb, wie James Bond einen schnittigen Sportwagen „auf der A316 Richtung Twickenham beschleunigt“ und vom Reiz gekitzelt wird, „eher in einem

## Leseempfehlungen



**Erich Kästner**

**Der Gang vor die Hunde**  
Atrium Verlag, 22,95 Euro.

Das Buch, das jeder als „Fabian“ kennt – Erich Kästners wüste, sinnliche, wütende Abrechnung mit dem Deutschland, das vor die Hunde

geht: der Held ein Verlorener, Werbetexter und Liebessuchender, der Ort Berlin vor 1933, die Sprache hart und hingeworfen, ein Stück Literatur, wie sie nur selten passiert in Deutschland. Erstmals im Original, so wie Kästner es wollte.



**Michael Maar**

**Heute bedeckt und kühl. Große Tagebücher von Samuel Pepys bis Virginia Woolf**  
Verlag C. H. Beck, 19,95 Euro.

Bußübung und Schmolliwinkel, Katastrophenregister, Empfindsamkeitsfibel,

tröstende Selbstbespiegelung – das sind nur einige der Funktionen, die das Tagebuch als literarische Form übernimmt. Eine historische Highlight-Tour unter der Führung des Essayisten Maar, mit schönen Überraschungen.

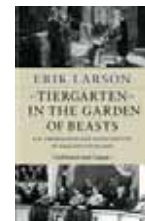


**Ernst Jünger**

**In Stahlgewittern**  
Klett-Cotta-Verlag, 68 Euro.

Das Abenteuer der Unmittelbarkeit und ihre Kompositionen, so könnte die herausragende zweibändige, historisch-kritische

Ausgabe von Ernst Jüngers „In Stahlgewittern“ überschrieben werden. Von der Erstausgabe 1920 bis zur Fassung letzter Hand 1978 sind die Schichtungen dieses Klassikers der Kriegsliteratur zu besichtigen. Es ist der Weg von der blutgefleckten Kladde in ein artistisches Meisterwerk.



**Erik Larson**

**Tiergarten – In the Garden of Beasts**  
Verlag Hoffmann und Campe, 24,99 Euro.

Als Diplomat in Nazi-Deutschland: William E. Dodd war von 1933 bis 1937 US-Botschafter in

Berlin. Zeitgeschichte aus ungewöhnlicher Perspektive, recherchiert von Erik Larson, einem amerikanischen Journalisten und Sachbuchautor.

niedrig fliegenden Flugzeug zu sitzen als in einem Auto“.

Man freut sich an der Begeisterung, mit der Boyd seinen Helden geheime Waffen-verstecke erschnüffeln, waghalsige Action-Kunststücke vollführen und mit einem Betäubten im Kofferraum durch den afrikanischen Busch brettern lässt.

Und man staunt über Boyds Ehrgeiz, James Bond als einen Mann zu etablieren, der sogar eine Art politisches Bewusstsein offenbart. „Eines Tages entdeckte dieses kleine afrikanische Land, dass es über massenhaft Rohöl verfügte“, sagt der Held einmal anklagend, „und alle Welt wollte an dieses Öl ran.“

Ein andermal entdeckt James Bond mitten im Kriegsgebiet eine Hütte voller sterbender Kinder. Er nennt es „eine surreale Vision der Hölle“. Es ist der sogenannte Biafra-Krieg in Nigeria, der Ende der sechziger Jahre tobte, den William Boyd in „Solo“ kaum verschlüsselt beschreibt. Boyd selbst, als Sohn eines schottischen Arztes 1952 geboren, wurde als jugendlicher Augenzeuge dieses afrikanischen Bürgerkriegs um riesige Ölvorkommen, in dem mehr als eine Million Menschen starben. „Es war eine verstörende Erfahrung“, sagt der Autor, „ich erlebte damals die absolute Zufälligkeit und Gleichgültigkeit des Krieges, die totale Grausamkeit, die perfekte Sinnlosigkeit.“

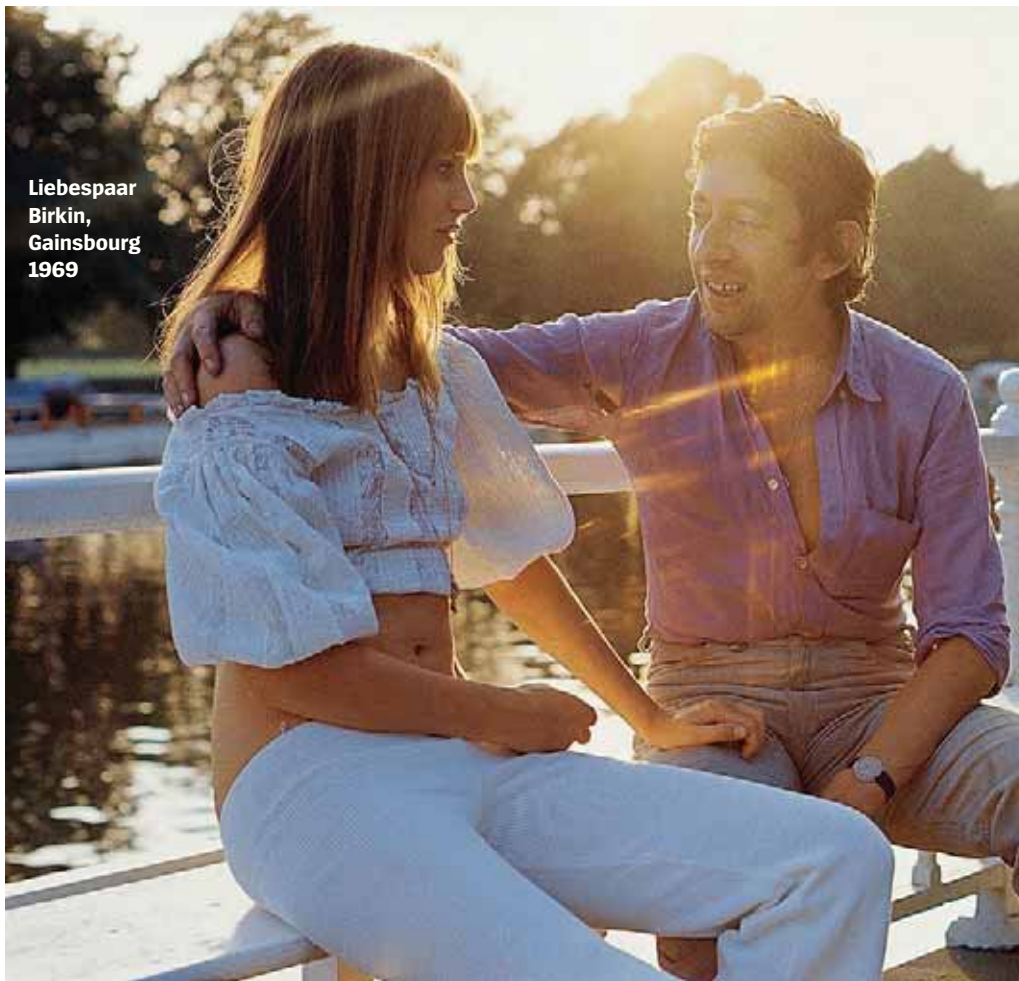
Bond ist gegen Ende des Buchs davon angewidert, im Dienst seines Landes „gegen jedes menschliche Gesetz und moralische Gebot zu verstoßen, ja selbst vor einem Mord nicht zurückzuschrecken“. Dann aber steckt er sich eine Zigarette an. „Schmutzige Tricks waren so alt wie die Welt. So alt wie die Spionage.“

Er glaube nicht, dass sein James-Bond-Roman je verfilmt werde, sagt William Boyd. Dabei ist der Schriftsteller gleich mit drei James-Bond-Darstellern gut bekannt: Sean Connery, Pierce Brosnan und Daniel Craig haben in Filmen mitgespielt, für die Boyd das Drehbuch schrieb oder sogar selbst Regie führte. „Daniel würde ich sogar einen echten Freund nennen.“ Doch Bond-Filme müssten in der Gegenwart spielen, sie folgten ihren eigenen, literaturfernen Gesetzen.

Allerdings: Sag niemals nie. Die Fleming-Erben und die Produzentenfamilie Broccoli, deren Firma Eon Productions fast alle bislang 24 James-Bond-Kinofilme produziert hat, besitzen vertragsgemäß als Einzige eine Option auf die Filmrechte am Roman „Solo“. „Wenn sie das Buch plötzlich doch verfilmen wollen, dann müssen sie mir ein Angebot machen. Theoretisch kann ich ablehnen“, sagt William Boyd und macht dazu ein Gesicht, das sein Romanheld an den Tag legen würde, wenn man ihm seinen Dry Martini ohne Olive servierte. „Es wäre eine äußerst verzwickte Entscheidung.“

WOLFGANG HÖBEL

Liebespaar  
Birkin,  
Gainsbourg  
1969



## Je t'aime

Ein Fotoband blättert die große Liebesgeschichte von Jane Birkin und Serge Gainsbourg auf.

Jane Birkin kann noch immer das kapriziöse Mädchen sein, das sich Ende der Sechziger einmal die Welt um den Finger wickelte. „Oh, die Fotos von mir und Serge, nein, ich habe keine Lust, lassen Sie uns über etwas anderes sprechen“, sagt sie zur Begrüßung zu einem Gespräch, das sich eigentlich genau darum drehen soll.

Es ist 45 Jahre her, dass sie den französischen Sänger Serge Gainsbourg kennenlernte und kurz danach mit ihm den Stöhn-Welthit „Je t'aime ... moi non plus“ aufnahm. 32 Jahre, dass Jane Serge verließ, und 22 Jahre, dass Gainsbourg starb.

Seitdem ist Jane Birkin, 66, seine oberste Nachlassverwalterin. Sie hat Alben mit seinen Liedern aufgenommen, sie tritt mit ihnen auf. Ihr Gartenhaus im 5. Pariser Arrondissement hat etwas von einem Gainsbourg-Mausoleum, überall hängen

Fotos und gerahmte Song-Manuskripte an den Wänden, seine Bücher und Platten stehen im Regal.

Nun erscheint „Jane & Serge“, ein aufwendiger Bildband, der die Fotos präsentiert, mit denen ihr Bruder Andrew diese Liebesgeschichte festgehalten hat. Und ausgerechnet jetzt hat sie keine Lust mehr, über Serge zu sprechen?

Jane Birkin ist mittlerweile Großmutter. Schließt man allerdings die Augen und hört ihr einfach nur zu, klingt sie wie



Andrew Birkin,  
Alison Castle  
(Hg.)

**Jane & Serge.**  
**A Family Album**  
Taschen Verlag,  
Köln;  
176 Seiten;  
39,99 Euro.



FOTOS: ANDRÉ BIRKIN

Schauspielerin Birkin 1972

ein Teenager. Sie redet wie ein Wasserfall, springt atemlos von einem Thema zum anderen, behauptet etwas und kurze Zeit später auch dessen Gegenteil.

Und natürlich spricht sie dann doch über Serge. Über ihre erste Nacht mit ihm etwa, in der sie durch diverse Clubs zogen und Serge, als sie schließlich im Hotelzimmer ankamen, betrunken umfiel und einschlief. Die schönen ersten Jahre, als sie in diversen Filmen mitspielte und Serge am Rande der Dreharbeiten herumsaß und seine Lieder schrieb. Die Freundschaft, die er mit ihrem Bruder schloss, das Familienglück mit Kate, ihrer Tochter aus der Ehe mit dem Filmkomponisten John Barry, und die zweite Tochter Charlotte, dem Kind mit Serge. Aber auch die schlimmen späteren Jahre, als Gainsbourg immer mehr trank und sie am Ende nur noch froh war, wenn er überhaupt den Weg nach Hause fand. Manchmal, sagt sie, wisse sie allerdings gar nicht mehr, ob das wirklich noch Erinnerungen sind oder ob das einfach nur die Geschichte ist, die sich festgesetzt hat, weil sie sie schon unzählige Male erzählt hat.

„Jane & Serge“ präsentiert die Geschichte im Stil eines Familienalbums. Andrew Birkin ist heute Drehbuchautor. Als seine Schwester Ende der Sechziger

von Großbritannien nach Frankreich ging, war er Location-Scout für einen Film, den der Regisseur Stanley Kubrick über Napoleon drehen wollte.

Tatsächlich hätte das Buch genauso „Jane & Serge & Andrew“ heißen können. Es erzählt nämlich weit mehr als nur die ewige Geschichte der Schönen und des Biests, des Künstlers und seiner Muse. Es ist ein moderner Familienroman.

Nicht nur, weil Andrew immer dabei war – sogar in den Flitterwochen. Vor allem, weil Jane längst mehr ist als nur die große Liebe von Serge.

In Paris mag Gainsbourg immer noch der Größte sein, die Verkörperung von alldem, was diese Stadt in sich sieht, Verführungskraft und Unkorrektheit, Eigensinn und Traditionsliebe. Doch woanders interessiert die mühelose Coolness der drei Birkin-Töchter längst genauso: die Lässigkeit der Fotografin Kate Barry, 46, und ihrer Halbschwester, der Schauspielerin Charlotte Gainsbourg, 42, und das federleichte Flair von Birkins drittem Kind Lou, 31, aus der Beziehung mit dem Regisseur Jacques Doillon. Sie ist heute Sängerin und Schauspielerin.

„Jane & Serge“ erzählt auch die Vorgeschichte dieser gefeierten Kreativ-Patchwork-Familie.

TOBIAS RAPP



**Sonja Friedmann-Wolf**  
**Im roten Eis. Schicksalswege meiner Familie**  
Aufbau Verlag, 24,99 Euro.

Detailreich erzählte Autobiografie der Tochter jüdischer Kommunisten aus Berlin, die Einblick in den unerbittlichen Mechanismus des Stalinismus gewährt: Das sowjetische Exil ab 1934 bot zwar Rettung vor Hitler, doch es bedeutete auch Verlust und Verrat.



**John Williams**  
**Stoner**  
Deutscher Taschenbuch Verlag, 19,90 Euro.

Merkwürdig, wie hier Gelassenheit des Erzählers und unbedingte Aufmerksamkeit des Lesers zusammengehen: Nichts Spektakuläres wird erzählt, und doch ist man gebannt und bleibt es bis zuletzt. Ein Professorenroman aus den fünfziger Jahren der USA und eines der besten Bücher im Jahr 2013.



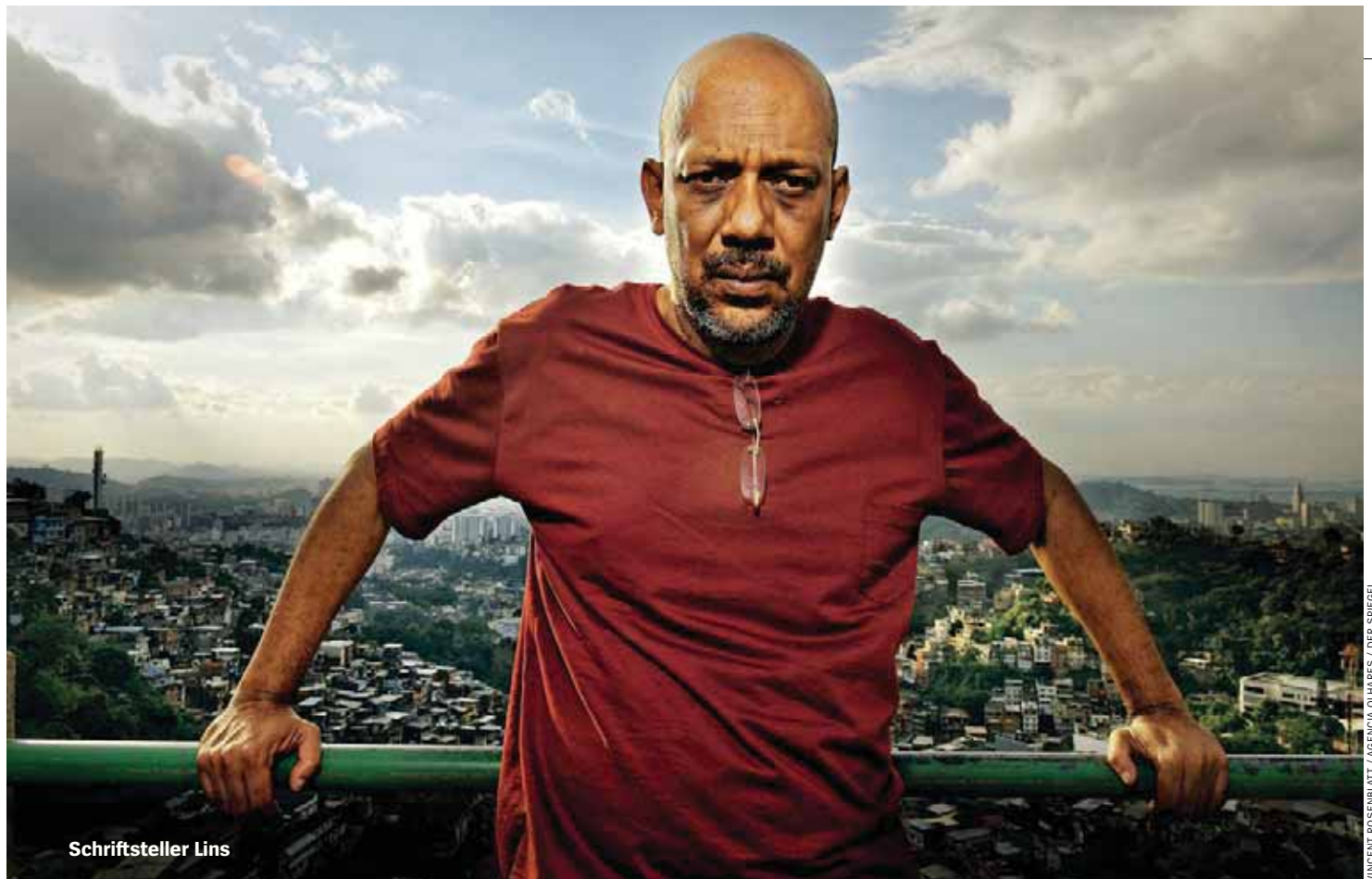
**Gideon Lewis-Kraus**  
**Die irgendwie richtige Richtung. Eine Pilgerreise**  
Suhrkamp Verlag, 16,99 Euro.

Eine Meditation, über die Utopie Berlin, die Realität Amerika, das eigene Judentum, den schwulen Vater, die ungefähre Gegenwart, die große Leere des Lebens, die gefüllt werden kann, durchs Laufen, in Spanien, in Japan, in der Ukraine, immer auf der Suche nach sich selbst – mit viel Witz und Selbstironie, mit einem Touch Tragik, mit einem Gespür für die Gegenwart, die man nur einfangen kann, wenn man nicht genau weiß, wo man suchen soll.



**Evelyn Waugh**  
**Wiedersehen mit Brideshead**  
Diogenes Verlag, 26,90 Euro.

Wie in einem letzten Lichtstrahl der Abendsonne leuchtet noch einmal das prächtig verfallende aristokratische England der Zwischenkriegszeit auf – in der glänzenden Neuübertragung von Evelyn Waugh's „Wiedersehen mit Brideshead“ durch eine Übersetzerin, die sich Pocaio nennt. Charles Ryder erinnert sich im Zweiten Weltkrieg an seine Liebe zu Sebastian und zu dessen Schwester Julia, mürbe, spöttisch, wehmütig – und am Ende überraschend katholisch.



VINCENT ROSENBLATT / AGENCIA O'HARES / DER SPIEGEL

# Der Samba der Gauner

Paulo Lins schreibt in seinem Roman über die schwarze Kultur des Buchmessen-Gastlandes Brasiliens.

Natürlich ist es albern, über die Geburtsstunde des brasilianischen Sambas ausgerechnet in einem Sushi-Laden zu reden, aber bei Paulo Lins' Freundin geht's gerade nicht, und das „Sacrilegio“ ist noch zu, hier, mittags im Regen in Rios Lapa-Viertel.

Immerhin, die Gegend stimmt. Dreistöckige Villen im Kolonialstil, schmiedeeiserne Balkone, ockerfarbener oder azurblauer Putz, blätternd, tropischer Verfall und am Ende der Straße die „Arcos da Lapa“, der alte Aquädukt, wo nachts der Samba lebt.

Paulo Lins ist das, was man hier bewundernd „um Negão“ nennt, ein großer, stolzer Neger. In den vergangenen zehn Jahren sind die Tänzerhüften des 55-Jährigen vielleicht ein wenig bourgeois geworden, aber das Herzensbrecherlächeln ist das gleiche geblieben, seit seinem Erfolg „Cidade de Deus“, in dem er die „Stadt Gottes“ erkundet hat, die Favela seiner Kindheit, den Drogenhandel, die Rituale der Macht, die Welt der achtjährigen Kiler und der Militärsoldaten.

Der Roman war ein weltweiter Erfolg, erst recht nach seiner Oscar-nominierten Verfilmung, roher Stoff für die Akademie und das Kinopublikum, Amateurschauspieler, wackelnde Kamera, dokumentarische Nähe: Wirklichkeit und Zeitnähe! Den Plot und die Figuren hatte er buchstäblich auf der Straße aufgelesen, Lins, der Feldforscher.

Und dann verschwand Paulo Lins nach São Paulo, Gerüchten zufolge, weil er bedroht worden war von Gangstern, die sich bloßgestellt fühlten.

„Quatsch“, sagt Lins, „es war wegen einer ‚boceta‘, einer Fotze“, und er lacht. Sie hatten ein Kind miteinander, und als sie nach São Paulo zog, zog er hinterher. Sie sind nicht mehr zusammen. Und nein, bedroht oder bedrängt habe er sich immer nur durch missgünstige Kritiker gefühlt.

Schon damals, auf der Höhe seines Erfolgs, begann er mit den Arbeiten

an seinem Roman „Seit der Samba Samba ist“, eine weitere Erkundung der Kindheit und über diese hinaus und weiter zurück, denn im Estácio-Viertel, wo er zur Welt kam, wurde auch der Samba geboren.

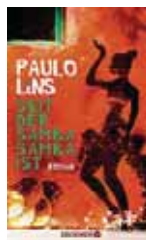
Samba war die Luft, die er atmete, waren die Kostüme zum Karneval, die Samba-Enredos, von denen er selbst einen komponierte, die Radioschlager, die Liebe und die Wehmut, der Samba war so allgegenwärtig wie der Tropenregen, der gerade seine Synkopen auf das Blechvordach des Restaurants klopft, padamm, padamm, paddaradamm.

In nur zwei Jahren schrieb er auf, was er wusste und recherchierte, das Manuskript schwoll auf 600 Seiten an, er schrieb daran in Berlin als DAAD-Stipendiat, die Stadt war toll, und siehe, sein Roman war schlecht. „Langweilig. Kompliziert. Alles andere als Samba.“

Fünf Jahre lang unterbrach er. Therapie, Schreibblockade, Arbeiten fürs Fernsehen. Dann strich er die Erzählerfigur, einen Anthropologen wie er, warf Ballast ab,

und stürzte sich mit seinem Helden Brancura, dem Zuhälter, einer legendären Figur aus dem Estácio-Viertel, ins Straßengewirr seines Rotlichtviertels.

Sowenig wie „Die Stadt Gottes“ nur ein



**Paulo Lins**  
**Seit der Samba Samba ist**

Deutsch von B. Mesquita und N. von Schweden-Schreiner.  
Droemer Verlag,  
München;  
352 Seiten;  
19,99 Euro.

Buch über Drogen ist, so wenig ist „Seit der Samba Samba ist“ nur eines über Musik; beiden gemeinsam ist das Thema der Schwarzen in einer weiß dominierten Gesellschaft. Es erzählt mit seinen Gaunern und Überlebenskünstlern, den Huren und den Kultpriesterinnen auch vom latenten Rassismus in der vielbesungenen brasilianischen Vielvölkerfamilie, denn dass sie bis heute rassistisch ist, steht für Paulo Lins außer Zweifel.

Sein Thema ist die schwarze Identität, ihr Stolz und ihr Herz, ihr Blut, die Muskeln, der Kampf, das, was jenseits aller zerebralen Verrenkungen und akademischen Aufklärung liegt: die brasilianische Negritude.

Er erzählt aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, von Brancuras Geliebter Valdirene, der schönsten Nutte im Viertel, vom eifersüchtigen Portugiesen Sodré, von den jüdischen Mafiosi der „Zwi Migdal“, die Frauen aus Osteuropa importieren, vor allem aber von den Sambistas Silva und Bide aus der „Bar do Apolo“.

Eine Gaunergeschichte, sicher, aber auch eine Unterdrückergeschichte, denn zwar ist die Sklaverei abgeschafft, aber die Schwarzen sind nach wie vor auf der Verliererseite. Sagt Lins.

„Oder kennen Sie, außerhalb des Fußballs, einen prominenten Schwarzen?“

Aber weiß das nicht jeder, dass er schwarz ist, der Samba? Jeder, der mal in den Karnevals Nächten im Flitter- und Körperreigen des Sambódromo mitgetanzt – oder es versucht hat? Weiße können das nicht, basta. Ist das jetzt rassistisch?

„Nein, aber ich erzähle, dass Samba aus dem Widerstand geboren wurde, die Rhythmen, all diese erotischen Texte, die Musik, die aus dem Fado kommt, aber bis zum Siedepunkt beschleunigt wurde – das alles war in Rio verboten und eine Sache der schwarzen Unterschicht.“

Samba wurde als bedrohlich empfunden wie die Religion der Schwarzen, die Umbanda, dieser Synkretismus aus katholischer Heiligenverehrung und tanzen der Geisterbeschwörung. Beide, die Religion und der Samba, entstanden fast gleichzeitig. Oder die Capoeira, diese Selbstverteidigungs- und Tanzkunst, die tatsächlich aus dem alltäglichen Kampf stammt.

Mit den Capoeira-Sprüngen verschafft sich Lins' Held Brancura im Milieu Respekt, er säbelt sie alle mit seinen Beinen um.

Er ist der stolzeste Stecher im Revier. Sein Vater Rafael zerrt Brancura schon mit 15 ins Rotlichtviertel, aus Angst, dass er schwul wird. Wenn ein Junge mit 15 nicht zu einer Frau geht, so Rafaels Überzeugung, wird er schwul. Weil sonst das Gefummel mit den Freunden losgeht.

Kritiker nannten das Buch „drastisch“, weil es wohl auch eine drastische Eloge auf die schwule Liebe ist, von der hier allerdings so Pippi-Longstrumpf-mäßig erzählt wird, als hätte es Jean Genet oder Hubert Selby nie gegeben.

„Die meisten großen Sambistas waren schwul“, sagt Lins und lächelt, „wie übrigens auch Mário de Andrade, einer der Begründer des Modernismo, überfällig, dass das mal bekanntwird.“

Man merkt Lins' Bilderbogen an, dass er beim Fernsehen gearbeitet hat. Bereits jetzt ist eine Verfilmung geplant. Die Figuren sind geradezu herausgestanzt, die Dialoge dienen oft nur dazu, die Handlung voranzubringen, Sprechblasendialoge, eigentlich ein großer Comic, das Ganze, aber einer mit Witz und voller Unschuld.

Man spürt dem Buch bisweilen die Heftigkeit an, mit der Paulo Lins seine eigenen Zweifel niedergeschlagen hat, und auch die suboptimale Übersetzung besonders des Gaunerjargons hilft nicht. Lins hatte Zweifel daran, dass der historische Stoff „ein bisschen weit weg von den Straßen Rios im Jahre 2013“ ist, wo sich die Kids über Facebook zu Demonstrationen verabreden.

Aber Lins' Buch ist immerhin das: bunt erzählte Erinnerungskultur, auch für die eigenen Leute, einer muss es ja schließlich machen: den Samba dahin zurückholen, wo er herkam.

„Wie war ich?“, fragt er am Ende unseres Gesprächs, als wir auf die Straße treten.

„Völlig okay!“

„Mehr nicht?“

Er holt theatralisch Luft, doch dann kehrt sein Herzensbrecherlächeln zurück.

Hier unten auf der Straße im Viertel Lapa kennt jeder Paulo Lins, sie rufen und grüßen. „Gestern“, schreit einer, „haben die Militärpolizisten bei den Protesten sechs Kids getötet.“ Tatsächlich war es wohl eher eine Schießerei mit Drogenmafiosi.

Gegenüber auf einer Hauswand ein Wandgemälde mit den schwarzen legendären Sambistas, feuerrot sind Graffiti der jugendlichen Protestler drübergesprüht, Ablagerungen und Schichten des Widerstands in diesem Brasilien des ständigen Aufbruchs.

Samstags abends, so viel ist sicher, lebt hier, unter dem Aquädukt in Lapa, wie der Brancuras Welt auf. Dann kämpfen Capoeira-Tänzer im Schein von Fackeln, Transvestiten und Hütchenspieler stehen zwischen gegrilltem Fleisch und Bier, die Mulatos und die Morenas und die ganze Farbpalette der brasilianischen Einwanderergesellschaft, die Schnapsverkäufer, die Rauschverkäufer, die Feuerschlucker für die Touristen mit den Taschendieben im Schlepptau – und das ewige Tamtatum der Samba-Trommeln in der tropischen Nacht.

MATTHIAS MATUSSEK



**Petros Markaris**  
**Abrechnung**

Diogenes Verlag, 22,90 Euro.

Griechenland 2014: Die Regierung ist zur Drachme zurückgekehrt und verhängt Lohnkürzungen.

Kommissar Kostas Charitos hetzt einem Serienmörder hinterher, der ehemalige Linke, die es im Laufe der Jahrzehnte zu Reichtum und Einfluss gebracht haben, exekutiert. Eine als Krimi getarnte Lektion über neuere griechische Geschichte.



**Ian McEwan**  
**Honig**

Diogenes Verlag, 22,90 Euro.

Die schöne Serena Frome, Ich-Berichterstatterin dieses Schmunzelromans, säuselt beinahe 450 Seiten lang naiv davon, wie sie in den siebziger Jahren

im Auftrag des britischen Geheimdienstes einen jungen Autor zur Arbeit antrieb und beschloß, der viel Ähnlichkeit mit dem jungen Ian McEwan hat. Der Autor, heute 65 Jahre alt, wartet am Ende der verschachtelten Roman-Schaumspise mit einem Knalleffekt auf: ein zuckersüßer Intellektuellenspaß.



**Marion Poschmann**  
**Die Sonnenposition**

Suhrkamp Verlag, 19,95 Euro.

„Die Sonne bröckelt“, lautet der erste Satz dieses poetischen Romans, in dessen Mittelpunkt ein barockes Schloss in

Ostdeutschland steht, in dem sich eine psychiatrische Anstalt befindet. Das Gebäude ist genauso brüchig wie das Leben seiner Insassen. Und selbst der Arzt Janich weiß bald nicht mehr, ob er zu den Gesunden oder zu den Kranken gehört. Alles fließt ineinander in diesem Roman, Licht und Schatten, „die Sonne bröckelt“.



**Anne Applebaum**  
**Der Eiserne Vorhang. Die Unterdrückung Osteuropas 1944–1956**

Siedler Verlag, 29,99 Euro.

Eindrucksvolle Studie über Entstehung und Entwicklung des sogenannten Ostblocks. Die preisgekrönte Autorin vergisst bei ihrer Suche nach einer Erklärung für den Totalitarismus die betroffenen Menschen nicht: Zahlreiche Zeitzeugen kommen zu Wort.



Autorin Mora

PETER VON FELBERT

# Oberwelt und Unterwelt

Terézia Moras Roman „Das Ungeheuer“ beschreibt einen Mann auf der Suche nach dem wahren Wesen seiner Frau.

**B**itte keine Kommentare. Terézia Mora sitzt in ihrem Arbeitszimmer in Berlin und möchte nichts über ihren neuen Roman hören. Fragen gern, aber bitte kein Urteil. Vor Dezember will sie gar nicht wissen, was über ihren Roman geschrieben wurde. „Ich lese deswegen jetzt auch keine Zeitungen“, sagt sie.

Eine gepflegte Wohnanlage an der Prenzlauer Allee, früher gab es hier eine Knopffabrik. Ein großer Raum, von dem links und rechts zwei kleine Zimmer abgehen. In einem schreibt Mora, 42, ihre Romane, im anderen arbeitet ihr Mann, der beruflich nichts mit Literatur zu tun hat. Gleich um die Ecke befinden sich der Kindergarten, in den die kleine Tochter geht, und die Privatwohnung der Familie. Die Schriftstellerin, die in Ungarn zweisprachig aufgewachsen ist, lebt seit 1990 in Berlin.

Ein einsamer Mann, seine Frau, die sich im Wald aufgehängt hat: Das sind die beiden Protagonisten des Romans „Das Ungeheuer“. Mora hat ihn als Fortsetzung des vor vier Jahren publizierten und hochgelobten Buches „Der einzige Mann auf dem Kontinent“ konzipiert, als Mittelteil einer geplanten Trilogie.

Der jetzt 46 Jahre alte Darius Kopp, den die Trauer um seine Frau aus allen sozialen Bindungen kippt, ist jener übergewichtige Mann, der schon im ersten Band die Hauptfigur war, als „Sales Engineer“ einer internationalen IT-Firma

zuständig für das europäische Festland. Bis ihm gekündigt wurde. Zwei Jahre lang hat er „mutterseelenallein in einem 12 qm großen Arbeitskabuff in der ersten Etage eines so genannten Businesscenters“ gesessen. Mit seiner Frau Flora ist er neun Jahre zusammen gewesen, glücklich aus seiner Sicht. Und nun ist er nicht nur von tiefer Trauer erfüllt, sondern im ersten Moment auch empört: „Wie kannst du es wagen, nicht leben zu wollen, wo ich dir doch zu Füßen liege?“

Ihre Krankheit, die Depression, hat sie vor ihm zu verbergen gewusst, bis sie sich mit 37 umbrachte. Medikamente konnten nicht helfen: „Wenn die Krankheit zuschlägt, ist das alles vollkommen für die Katz. Sich vier Monate lang aufpäppeln, um dann innerhalb von 4 Stunden wieder zu einem kompletten Wrack zu werden. Die Dämonen sind rüpelhaft, sie kommen einfach durch die Wände, rempeln dich und ersticken fast schon vor Lachen.“

So hat Flora in ungarischer Sprache notiert und es auf ihrem Laptop hinterlassen. Sie, die sich ohne viel Erfolg als Dolmetscherin versuchte und gelegentlich als Kellnerin arbeitete, erhält in diesem Roman eine Stimme, die dem Haupttext unterlegt ist. Und zwar ganz wörtlich: Die Seiten sind durch einen waagerechten Strich geteilt.

Oben wird die Geschichte des verzweiferten Darius erzählt, der sich erst monatelang in seiner Wohnung eingräbt und dann mit ei-

ner Urne im Kofferraum, die die Asche seiner Frau enthält, quer durch Osteuropa fährt.

Unter dem Strich sind die Aufzeichnungen Floras zu lesen, Bruchstücke einer Konfession, Übersetzungen ungarischer Gedichte, Zitate aus Beipackzetteln und medizinischen Schriften. Alles im Kampf gegen das „Ungeheuer“, die immer wieder aufbrechende und quälende Depression: „Lieber ließe ich mich von einem afrikanischen Wurm auffressen.“

Das Prinzip dieser ungewohnten, aber sich rasch erschließenden Zweiteilung stand für die Autorin von Anfang an fest. „Er Oberwelt, sie Unterwelt“, diese Idee habe ihr Lust auf das Buch gemacht, berichtet Terézia Mora aus der Werkstatt. „Im ersten Buch steht Darius mit seinem Job im Vordergrund. Die Frau lief mit, auch für ihn eher am Rande. Hier steht sie im Fokus: Sie soll zu Wort kommen.“

Floras hinterlassene Notizen hat die Autorin als Erstes geschrieben, auf Ungarisch, dann selbst ins Deutsche übersetzt. „Damit es einen anderen Ton bekommt als die Erzählung über dem Strich. Mein Ungarisch ist nicht so elaboriert, es ist für mich auch privater. Das entspricht dieser Tagebuchform besser.“ Auf ihrer Website hat Mora übrigens das ungarische Original von Floras Text hinterlegt.

Während der Pausen auf seiner Autofahrt nähert Darius sich zögerlich den oft völlig zusammenhanglosen Notizen. Und sein Eindruck deckt sich weitgehend mit dem des Romanlesers: „Er las und las, mal interessiert, mal diszipliniert und teilweise unaufmerksam – bemerkenswert, dass man selbst in solchen Texten, den geheimen Texten deiner toten Frau, dazu neigt, manches zu überspringen.“

Der Reisende hat Mühe, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Erst eine junge Tramperin, die sich ihm anschließt und nicht mehr so leicht abschütteln lässt, reißt ihn ein wenig aus seiner Lethargie. Oda aus Albanien ist eine großartige Figur, lebhaft, gewitzt, belesen und klug. Ein Energiebündel wie ihre Schöpferin, vielleicht sogar ein heimliches Alter Ego. Durch Odas Erscheinen erhält der Roman eine neue Farbe und ein anderes Erzähltempo.

Und als sie nach einer schweren Erkrankung des Helden, die ihn tagelang ans Bett fesselt, nicht wieder auftaucht, erlebt Darius erneut ein Verlustgefühl. Vergebens versucht er, sie ausfindig zu machen, auch wenn er weiß, dass das Mädchen als Partnerin für ihn nicht in Frage kommt. Erst auf den letzten Seiten glaubt er sie kurz wiederzusehen, bevor sie entschwindet. Ob es eine Täuschung ist oder nicht, bleibt am Ende offen.

Ein schmerzreicher und mitreißender Roman: „Das Ungeheuer“ wird irgendwann eine Fortsetzung finden. Wie es weitergeht, weiß noch nicht einmal die Autorin.

VOLKER HAGE



**Terézia Mora**  
**Das Ungeheuer**  
Luchterhand  
Literaturverlag,  
München;  
684 Seiten;  
22,99 Euro.



GORDON WELTERS / DER SPIEGEL

# Das Bravo ist öde

Der Regisseur Leander Haußmann erzählt sein Leben im Plauderton. Aber das ist nur Tarnung.

**W**arum er immer so spöttisch sei, fragte ihn der Psychologe. „Viel leicht, weil ich den Menschen helfen will“, antwortete Leander Haußmann.

Den Menschen helfen? Der Psychologe verstand nicht, er machte sich Notizen.

Haußmann fragte seinen Arzt, ob er nicht auch mal das Verlangen habe, in der Oper an der tiefgründigsten Stelle laut „Es gibt kein Bier auf Hawaii“ zu singen? Oder einem Wildfremden auf der Straße in die Fresse zu hauen? Zu sagen, „Das Leben der Anderen“ sei ein Scheißfilm und Helmut Schmidt dumm?

Haußmann war wegen einer Erschöpfung in eine Psychoklinik gekommen. Dort weigerte er sich, an der Gruppentherapie teilzunehmen. Seine Erklärung: Das mache er schon seit 20 Jahren, aber bei ihm heiße das Theaterprobe. Nach einer Woche wurde er entlassen. Der Patient sei „nicht therapierbar“.

Haußmann, 54, der Faxenmacher des deutschen Films und Theaters, hat noch nie anders gekonnt: Aus jedem Fiasko macht er eine Farce. Seine Inszenierungen funktionieren so, seine Filme, und nun auch das Buch, das er geschrieben hat: „Buh. Mein Weg zu Reichtum, Schönheit und Glück“ heißt es, und eigentlich hat er dort nur die abstrusen Szenen seines Lebens gesammelt. Es sind ziemlich viele.

Ein Buch im Plauderton: Wie er in der Psychoklinik seinen Becher Urin



**Leander Haußmann**  
**Buh. Mein Weg zu Reichtum, Schönheit und Glück**  
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; 272 Seiten; 18,99 Euro.

durch die Gänge trug. Wie er zu DDR-Zeiten aus Protest gegen die fristlose Kündigung eines Freundes stundenlang auf einem Baumstamm saß und brüllte: „Soll mich doch die Stasi holen!“ Wie sein Vater unter seiner Regie in „Don Carlos“ spielte und sich nicht an den Hodensack greifen wollte. Wie Claus Peymann ihn nach einer misslungenen Aufführung anschrte: „Hau bloß ab, du feige Sau!“, und Haußmann zurückbrüllte: „Leck mich am Arsch, du blöder Idiot.“

Haußmann porträtiert sich dabei so schamlos und ehrlich, wie er auch eine Figur in einem Drehbuch porträtieren würde: Er, der lümmelhafte, vorlaute, prahlerische Schelm hat Angst. Angst zu versagen, Angst vor einem Misserfolg, Angst um seinen todkranken Vater.

„Dass das Buch ehrlich ist“, sagt Haußmann, „ist ein Kompliment, aber es macht mir auch Angst. Es ist so, als würde ich nackt rausgehen und nicht merken, dass ich nackt bin. Die Seele ist verletzbarer als der Körper. Aber nur wenn man die Seele zeigt, kann man was verkaufen.“

Er sitzt in der Kantine des Berliner Ensembles, man denkt an den Psychologen und fragt sich, was der sich jetzt notieren würde. Frage: Wenn das Buch nicht ankommt – Angst vor dem Buh? Antwort: „Nein. Es ist wie Weihnachten, Weihnachten ist auch schön ohne das Geschenk, das man



**Albert Ostermaier**  
**Seine Zeit zu sterben**  
Suhrkamp Verlag, 18,95 Euro.

Dieser sprachbesoffene Kunstkrimi, der während des berühmten Kitzbühler Skirennens namens Streif spielt, handelt von einem verschwundenen Kind, sehr reichen Russen und vielen Menschen, die in ihrem Kopf nicht bloß denken, sondern sich mit Wortfeld-Erkundungen die Zeit vertreiben. Zum Glück kommt irgendwann ein großer Schneesturm auf, der die Hirne klarer werden lässt und den Sprachschwulst ordentlich durchlüftet.



**Tom Reiss**  
**Der schwarze General**  
dtv, 24,90 Euro.

Der amerikanische Journalist Tom Reiss erzählt die wahre Geschichte von Alex Dumas, dem Vater des berühmten französischen Schriftstellers Alexandre Dumas. Der ältere Dumas schaffte es, als Sohn einer schwarzen Sklavin und eines französischen Marquis einer der höchsten Generale der napoleonischen Armee zu werden, bevor ihn eine Intrige zu Fall brachte.



**Michaela Karl**  
**Ladies and Gentlemen, das ist ein Überfall!**  
Residenz Verlag, 24,90 Euro.

Die Geschichte des Gangsterpärchens Bonnie Parker und Clyde Barrow, nacherzählt als Chronik der Rebellion. Kurzweilig, sprachlich bisweilen etwas ungenau, zeichnet Karl den Lebensweg der Bankräuber nach, die 1934 durch Polizeikugeln starben. Die Autorin zeigt auch, wie die Hoffungslosigkeit der Depressionszeit Menschen zu Kriminellen werden ließ.



**Daniel Galera**  
**Flut**  
Suhrkamp Verlag, 22,95 Euro.

Der Anfang ist grandios: Ein Vater bittet seinen erwachsenen Sohn zu sich, auf dem Tisch liegt eine Pistole, er wird sich erschießen. Danach fährt der Sohn an einen Strand am Atlantik, um die Geschichte seiner Familie zu ergründen. Der erst 34-jährige brasilianische Autor Daniel Galera hat einen packenden Roman über das Thema Entfremdung geschrieben.

erwartet. Nein! Natürlich habe ich tierische Angst! Es kotzt mich an, wenn man es nicht versteht, es nicht gut findet. Was soll das?“

Für Widersprüchliches, Verstörendes gelobt werden: Im Prinzip ist es das, was Leander Haußmann immer wollte und noch immer will. Ihm ist nicht alles so egal wie seinem Freund Frank Castorf, dem Volksbühnen-Chef. Er ruht nicht so in sich wie sein Musikerfreund Sven Regener. Er bewundert beide und ist ein bisschen neidisch auf ihre Freiheit. Er selbst, sagt Haußmann, sei „so ein Irrlicht, so 'n nervöser Typ in der Kunst“.

Haußmann hat gerade einen „Erbaunungsspaziergang“ gemacht und über seine nächste Inszenierung nachgedacht. Im November ist Premiere. Es ist sein zweites großes Stück nach einer langen Theaterpause. Nachdem Shakespeares „Sturm“ 2003 „ein Desaster“ war, „ein Weltuntergang“, zog er sich zurück und drehte Filme, fast im Tempo eines Woody Allen: „NVA“, „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“, „Robert Zimmermann wundert sich über die Liebe“, „Dinosaurier“, „Hotel Lux“. Jetzt macht er „Hamlet“. Weil das Rock'n'Roll sei, weil das der pathetische Moment des Welttheaters sei: Sein oder Nichtsein. Er sagt: „Ich inszeniere ‚Hamlet‘, ich habe ein Buch geschrieben: Das ist ja, als ob ich bald sterbe. Das ist gut, ein Vermächtnis.“

Haußmann liebt das Bravo, und er fürchtet das Buh, das sich anfühlt, als würde er „direkt im Auge des Orkans stehen“. Er liebt das Buh, denn das Buh ist am Ende immer lustig, das Bravo auf Dauer öde.

Leander Haußmann macht sich ernste Gedanken und veralbert sie dann. So hat er seine Filme gedreht. Aber er kann auch – ganz selten – ernst: „Die Sonne scheint nur noch durch einen schwarzen Schleier. Es sieht aus, als hätte jemand eine Zigarette im Himmel ausgedrückt. Meine Mutter geht ziellos durchs Zimmer. Im Gesicht meines Vaters erscheint jetzt das Dreieck, das Dreieck der Sterbenden. Wir geben uns alle die Hand und verschränken die Finger ineinander, machen ein Foto mit dem iPhone. Mein Vater schläft ein. (...) Es ist wohl morgens. Eine Schwester fühlt seinen Puls. Da ist kaum noch etwas. Jetzt Schnappatmung. Mein Vater ist tot.“

Drei Jahre ist es her, dass sein Vater, der Schauspieler Ezard Haußmann, starb. Über diesen Moment, sagt sein Sohn, müsse die Familie jetzt manchmal lachen. Wie sie alle im Krankenzimmer standen, wie sie wussten, dass das jetzt der Sterbemoment war, wie dann das Telefon bei Haußmanns Freundin klingelte, wie sie ranging: „Ja?“ Und eine Stimme sagte: „Ja, hallo, kommen Sie morgen zum Casting?“

SONJA HARTWIG



Debütantin Grey

## Gefesselt

Der Ex-Pornostar Sasha Grey hat einen Roman geschrieben. Es geht um Sex. Aber auch um Selbstbestimmung.

Natürlich ist es merkwürdig, eine Schriftstellerin zum Gespräch zu treffen, die man sich kurz zuvor noch im Internet – zur Vorbereitung! – in kompromittierenden Situationen anschauen konnte.

Nun ist Sasha Grey noch nicht so lange Schriftstellerin, es ist ihr Debütroman, über den sie an diesem Vormittag in Los Angeles sprechen will. Sie möchte, so hatte sie es angekündigt, gern nur über ihre Literatur reden, eher weniger über ihre Pornofilme. Grey, 25 Jahre alt, ist schon einiges in ihrem Leben gewesen, Schauspielern, Musikerin, Künstlermodell, aber weltberühmt ist sie als Pornodarstellerin Sasha Grey. Als diese hat sie die Haltung, Ästhetik und Wirkung des Pornogeschäfts verändert und dort einen neuen Typ Frau eingeführt: keine platingefärbten Haare, null Tätowierungen, kei-

ne aufgeklebten Fingernägel, keine rasierete Scham, kein großer Busen.

In den Pornoausschnitten im Internet sieht man Grey vor allem in Unterwerfungsszenen. Grey an einen Stuhl gefesselt. Grey geknebelt, mit verbundenen Augen in einer Fabrikhalle, Grey unter einer Horde von Männern, Grey keuchend, fast erstickend. Die Szenen strahlen eine gewisse Freude aus, aber auch Gewalt. Einige sind kaum zu ertragen.

Ist es also eine Sensation, wenn jemand, der in einem Geschäft tätig war, das im Feuilleton eher als bildungsfern empfunden wird, ein Buch schreibt, und

zwar keine Autobiografie, sondern Literatur? Zunächst ist es natürlich ein Traum für PR-Agenten. Der Traum wurde noch größer, als vor zwei Jahren „Shades of Grey“ bewies, dass sogenannte erotische Literatur für Weltbestseller

### Sasha Grey Die Juliette Society

Aus dem amerikanischen Englisch von Carolin Müller. Heyne Verlag, München; 320 Seiten; 19,99 Euro.



taugt, auch wenn man am Ende doch enttäuscht war von den Büchern: zu bieder das Narrativ, zu reaktionär die Geschlechterrollen, zu öde die Sexszenen. Aber vor allem kann man natürlich fragen: Was weiß eigentlich E. L. James, die britische Autorin von „Shades of Grey“, von SM-Sex? Zumindest im Vergleich zu jemandem wie Grey, die mit 23 Jahren schon in 270 Pornofilmen mitgespielt hatte? Und die in der Hipster- und Kunstwelt ohnehin schon gefeiert wird?

Vergangenes Jahr hing Greys Konterfei überlebensgroß in der New Yorker Gagosian Gallery, der Künstler Richard Phillips hatte sie in Öl gemalt. Hollywood-Regisseur Steven Soderbergh hatte Grey mit einer Hauptrolle besetzt, auf internationalen Avantgarde-Musik-Festivals trat der Pornostar mit der Band aTelecine auf.

Ihr Roman nun heißt „Die Juliette Society“, und sein Plot könnte ebenso die Rahmenhandlung eines Pornofilms sein, eine klassische Coming-of-Age-Geschichte: Die junge Filmstudentin Catherine, oberflächlich glücklich mit ihrer ersten großen Liebe, entdeckt die Untiefen ihrer sexuellen Begierde, die, und da scheint sofort die Parallele zu Greys Pornoarbeiten auf, viel mit Schmerz und Unterwerfung zu tun haben. Sie findet Zugang zu einem geheimen Zirkel von mächtigen Männern, die furchteinflößende Orgien feiern, deren äußeres Setting – Burgen, Verliese, Masken, Geheimgänge – an den Stanley-Kubrick-Film „Eyes Wide Shut“ erinnern. So weit, so konventionell.

Doch anders als in „Shades of Grey“ wird hier nicht die Frau in den Strudel männlicher Begierde gezogen. Catherine zieht sich selbst hinein. Die Entscheidung einer Frau, sich sexuell zu unterwerfen, ist eine souveräne Entscheidung. Degradierung, so könnte hier die Botschaft lauten, entsteht erst im Auge des Betrachters, vor allem im männlichen.

Was aber, wenn die Frau ihre Unterwerfung selbst forciert und steuert? Oder wie Grey es mal gesagt hat: „Was die eine für degradierend, widerlich und frauenfeindlich hält, lässt andere Frauen sich mächtig, schön und stark fühlen.“ Grey ist damit die neueste Vertreterin einer Art Post-Post-Feminismus, der Freiheit über alles stellt – selbst wenn diese Freiheit bedeutet, dass eine Frau sich beim Sex von zehn Männern quälen lässt.

Als Grey in das Hotel in Los Angeles kommt, fragt der Fotograf sie, ob sie für ein Motiv ihr Oberteil ausziehen könne. Grey zögert kurz, streift ihr Top über den Kopf, sagt „no nipples“ und erzählt, dass die Geschichte von Catherine auf eine Art auch ihre Geschichte sei. Sasha Grey, die eigentlich Marina Ann Hantzis heißt, wuchs in Kalifornien auf, ihre Mutter war streng katholisch. Schon bevor sie mit 16 zum ersten Mal mit einem Mann schlief, hatte sie sadomasochistische Phantasien.

Der Sex, den sie mit ortsansässigen Jungs haben konnte, reichte ihr nicht. Sie überlegte, SM-Kontaktanzeigen aufzugeben, verwarf die Idee aber als zu gefährlich. Im Pornogeschäft sah sie die einzige Möglichkeit, ihre Unterwerfungs- und Schmerzphantasien doch noch zu verwirklichen. Mit Profis. Also begann Grey sich vorzubereiten.

Sie meldete sich über Facebook bei ehemaligen Pornodarstellern und fragte, was es brauche für diesen Job, sie studierte Pornofilme – und ja, sie trainierte körperlich. Kurz nach ihrem 18. Geburtstag ging sie zu einem Agenten im San Fernando Valley, zwei Tage später drehte sie ihre erste Szene, eine Orgie mit der Pornolegende Rocco Siffredi.

Doch dem Neuling Grey reichte der Härtegrad nicht, und so brüllte sie vor laufender Kamera Siffredi an, er solle ihr, verdammt noch mal, in die Magengrube schlagen, was Siffredi so verblüffte, dass er beinahe den Faden verlor.

In den folgenden Jahren veränderte Grey die Pornoindustrie, nicht nur durch ihr untypisches Aussehen, sondern auch mit ihrem Verhalten vor der Kamera: der selbstbewussten Forderung nach Qual als Zeichen weiblicher Unabhängigkeit.

Ihr Roman wiederholt diese Haltung, und man fragt sich beim Lesen, wer jetzt hier nun aus der Ich-Erzählerin Catherine eigentlich spricht: die Porno-Ikone, die 2011 mit 23 Jahren und nach diesen 270 Filmen ihre Laufbahn offiziell beendet hat – oder dieses 25-jährige Mädchen, das hier auf der Couch sitzt und zugibt, privat nicht einmal mit einem Dutzend Männer verkehrt zu haben?

Grey ist eine authentischere und düsterrere Version von „Shades of Grey“ gelungen. Die Stimme, die sie für ihre Ich-Erzählerin findet, ist glaubwürdig und plausibel, sie fesselt mit ihrer gekonnten Balance aus Selbstversicherung und Zweifel. Über Sex, das lässt sich sagen, ohne jemanden zu beleidigen, kann sie besser schreiben als, zum Beispiel, Philip Roth. Am Ende aber geht ihr Paradox von der Selbstermächtigung durch Unterwerfung nicht auf. Man könnte sich mit einigem Gruseln all jene jungen Männer vorstellen, die von Grey nur lernen, dass Frauen es lieben, an ihrem Penis fast zu ersticken – und dann zu Hause auf eine weniger selbstbewusste und erfahrene Sexualpartnerin treffen, als Sasha Grey es ist. Dann wäre das, was Grey als eine Art weniger pruden Anti-Alice-Schwarzer-Feminismus beschreibt, nur noch eine Verrohung.

Das, sagt Grey darauf, sei wieder eine typisch männliche Unterschätzung der Frau. Sie überlegt. Das sind schwierige Probleme, die sie irgendwie auch unsexy findet. Nach einer Pause sagt sie: „Es ist definitiv schwieriger, Sex zu beschreiben, als ihn vor der Kamera zu spielen.“

PHILIPP OEHMKE



**Jeremy Scahill**  
**Schmutzige Kriege**

Verlag Antje Kunstmann, 29,95 Euro.

Drei Kriege haben die USA seit dem Fall der Berliner Mauer im Nahen und im Mittleren Osten geführt. Noch will Präsident Obama einen vierten (in Syrien) oder fünften (gegen Iran) vermeiden. Doch gekämpft wird weiterhin – amerikanische Spezialkommandos und Drohnenangriffe halten eine geheime Tötungsmaschinerie in Gang, die islamistischen Terror eindämmen soll. Der New Yorker Journalist Jeremy Scahill beleuchtet die Schattenseiten der US-Sicherheitspolitik.



**Erika Schmied (Hg.)**  
**Peter Kurzeck. Der radikale Biograph**

Stroemfeld Verlag, 38 Euro.

Manchmal dauert es Jahrzehnte, bis sich Beharrlichkeit auszahlt: Der autobiografische Erzähler Peter Kurzeck, 70 („Vorabend“), ist so ein Fall – genau wie KD Wolff, der ihn seit 1979 als Verleger begleitet. Ein Fotoband bebildert Kurzecks Leben und Schreiben.



**Elisabeth Real**  
**Army of One. Six American Veterans After Iraq**

Verlag Scheidegger & Spiess, 26 Euro.

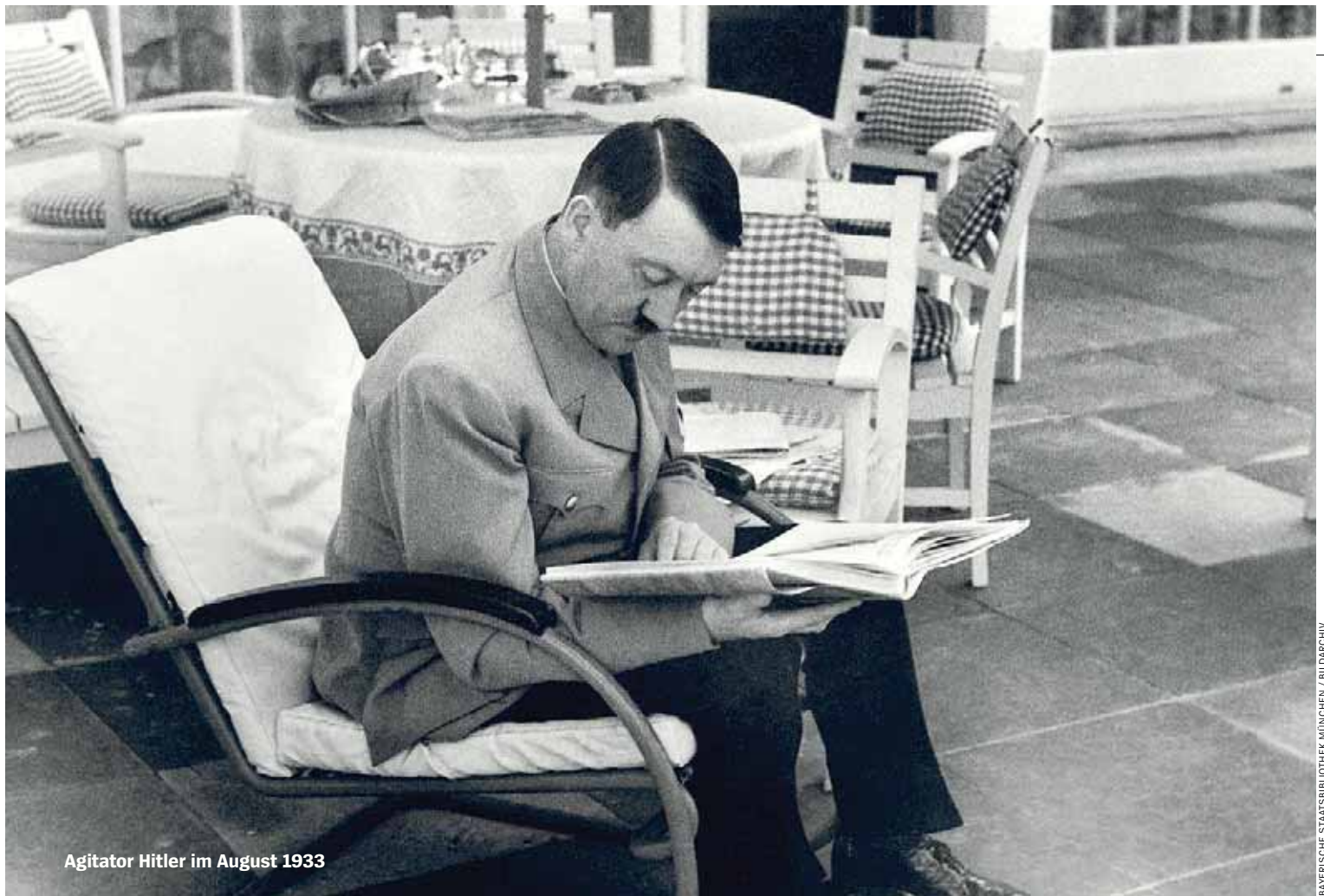
Die Schweizer Fotojournalistin Elisabeth Real hat sechs US-Veteranen des Irak-Kriegs besucht. Bei fünf wurde eine posttraumatische Belastungsstörung diagnostiziert. Real dokumentiert deren Alltag. Es sind junge Männer, die sich einst das Wort „Army“ auf den Arm tätowieren ließen und nun etwas hilflos ihre kleinen Kinder herumtragen. Im Traum bringen sie Menschen um, und in der Wirklichkeit trennen sie sich von ihrer Familie.



**Ute Frevert**  
**Vertrauensfragen – eine Obsession der Moderne**

Verlag C.H. Beck, 17,95 Euro.

Die Vertrauens-Waffe: Seit wann gehört sie eigentlich zum Arsenal von Schokoladenproduzenten, Parteizentralen, Geldwäschereien und in jedes familiäre Zeughaus? Die Historikerin Ute Frevert geht der Geschichte des Begriffs Vertrauen vom 18. Jahrhundert bis in die Moderne vertrauenswürdig nach.



Agitator Hitler im August 1933

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK MÜNCHEN / BILDARCHIV

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Er konnte sehr liebenswürdig sein“

Der Historiker Volker Ullrich, 70, über Adolf Hitler als Menschen, die politischen Fähigkeiten des Diktators, seine Vorliebe für den Luxus und über den Antisemitismus als Persönlichkeitskern

**SPIEGEL:** Herr Ullrich, wie normal war Adolf Hitler?

**Ullrich:** Zumindest war er nicht so verrückt, wie uns manche allzu grobschlächtig argumentierenden Psychohistoriker glauben machen wollen. Vielleicht war er sogar normaler, als wir uns das wünschen würden.

**SPIEGEL:** Die meisten Menschen halten Hitler für einen Psychopathen. Auch viele Historiker sind der Meinung: Jemand, der zu solchen Verbrechen fähig war, kann nicht normal gewesen sein.

**Ullrich:** Hitler war in seinen verbrecherischen Taten zweifellos exzeptionell. Aber in vielerlei Hinsicht fiel er überhaupt nicht aus dem Rahmen. Man wird nicht verstehen, was zwischen 1933 und 1945

an Ungeheuerlichem geschah, wenn man Hitler von vornherein die menschlichen Züge abspricht und neben den kriminellen Energien nicht auch die gewinnenden Eigenschaften in den Blick nimmt. Solange man in ihm nur das teppichbeißende Monster sieht, wird einem die Verführungsmacht, die er zweifellos ausgeübt hat, immer ein Rätsel bleiben.

**SPIEGEL:** Joachim Fest hat 1973 eine umfassende Hitler-Biografie vorgelegt, Ian Kershaw ab 1998 eine weitere, zweibändige. Woher kam der Ehrgeiz, eine dritte große Biografie in Angriff zu nehmen?

**Ullrich:** Fest hat sich Hitler aus der Position des Abscheus und des Widerwillens genähert, „Blick auf eine Unperson“ heißt ein zentrales Kapitel bei ihm. Kershaw haben vor allem die gesellschaftlichen Strukturen interessiert, die Hitler ermög-

lichten. Die Person selber bleibt bei ihm eher blass. Ich rücke den Mann wieder ins Zentrum. Dabei entsteht kein völlig neues Hitler-Bild, aber doch ein vielschichtigeres, auch widersprüchlicheres, als wir es kennen.

**SPIEGEL:** „Der Mensch Hitler“ heißt das Kapitel, das Sie selbst als Schlüsselkapitel Ihres diese Woche erscheinenden Buches bezeichnen. Wie war Hitler als Mensch?

**Ullrich:** Das Bemerkenswerte an Hitler ist seine Verstellungskunst. Es wird oft übersehen, was für ein formidabler Schauspieler er war. Es gibt nur ganz selten Situationen, wo man sagen kann: Da war er authentisch. Deshalb ist die Frage, wie er als Mensch war, so schwer zu beantworten. Er konnte sehr liebenswürdig sein, selbst zu Leuten, die er verabscheute. Dann wieder war er auch gegenüber ihm

Das Gespräch führte der Redakteur Jan Fleischhauer.

sehr nahestehenden Menschen von enormer Gefühlskälte.

**SPIEGEL:** Sie sprechen an einer Stelle von „betörendem Charme“. Charme ist keine Eigenschaft, die man normalerweise mit diesem Jahrhundertverbrecher verbindet.

**Ullrich:** Ein schönes Beispiel für sein Einschmeichervermögen ist das Verhältnis zu Paul von Hindenburg, der ja zunächst sehr starke Vorbehalte gegen den „böhmischen Gefreiten“ hatte. Hitler hat es nach seiner Ernennung zum Reichskanzler in wenigen Wochen verstanden, Hindenburg so vollständig um den Finger zu wickeln, dass der alles absegnete, was Hitler von ihm verlangte. Joseph Goebbels beschreibt in seinen Tagebüchern immer wieder, dass der Diktator im kleinen Kreis nicht nur sehr amüsant zu plaudern verstand, sondern auch jemand war, der durchaus zuhören konnte.

**SPIEGEL:** Andererseits gab es diese Umschläge ins Unbeherrschte. Aus dem scheinbar nichtigsten Anlass konnte es zu einem Wutanfall kommen.

**Ullrich:** Ich habe den Eindruck, dass die meisten seiner Wutausbrüche inszeniert waren. Er hat sie gezielt zur Einschüchterung eingesetzt, wenn er im Gespräch mit politischen Widersachern nicht das erreichte, was er wollte. Minuten später konnte er schon wieder vollkommen beherrscht auftreten und den aufmerksamen Gastgeber spielen.

**SPIEGEL:** In Hitlers Werdegang sprach zunächst wenig für eine Karriere als Massenmörder. Statt den Wunsch des Vaters zu erfüllen, der aus ihm einen braven Beamten machen wollte, zog er sich zurück, um zu malen und zu lesen. „Bücher waren seine Welt“, sagt ein Jugendfreund.

**Ullrich:** Hitler war ein sehr eifriger Leser, diese Leidenschaft begleitete ihn durch alle Phasen seiner Karriere. Im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde liegen Rechnungen des Münchner Buchladens, wo er seine Bücher bezog, mit Titel und Preis. Da kann man sehen, wie ungeheuer viel er bestellt hat, vor allem Bücher zur Architektur. Aber auch Biografien und philosophische Abhandlungen haben ihn interessiert. Hitler hat alles unglaublich schnell aufgenommen, allerdings sehr selektiv. Er las nur, was in sein Weltbild passte und er für seine politische Karriere brauchen konnte.

**SPIEGEL:** Gehen Sie so weit, ihn als kunstsinigen Menschen zu bezeichnen?

**Ullrich:** Sein Interesse für Kunst war jedenfalls außergewöhnlich. Als er im September 1918 Heimaturlaub erhält, verbringt er die Zeit nicht wie die Kameraden im Bordell, sondern auf der Berliner Museumsinsel.

**SPIEGEL:** Man könnte also sagen: Hütet euch vor Künstlern in der Politik.



**Ullrich:** Das ist ein schönes Bonmot. Aber als Künstler war er doch eher Mittelmäßig. Hitlers große Begabung war das Spiel der Politik. Man unterschätzt leicht, welche außerordentlichen Qualitäten und Fähigkeiten er mitbrachte, um sich auf diesem Gebiet durchzusetzen. Innerhalb von nur drei Jahren steigt er vom unbekannten Kriegsheimkehrer zum König von München auf, der Woche für Woche die größten Versammlungssäle der Stadt füllt.

**SPIEGEL:** Hitler ist ein Einzelgänger. Er raucht nicht, er trinkt nicht, irgendwann bekehrt er sich zum Vegetariertum. Wie kann ein solcher Sonderling zum Magneten für die Massen werden?

**Ullrich:** München ist um 1920 ein ideales Umfeld für einen rechten Agitator, zumal wenn er so glühend reden kann wie Hit-



Historiker Ullrich

JORG MÜLLER / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

ler. Aber Hitler ist eben auch ein geschickter Taktiker, der seine Konkurrenten Zug um Zug ausmanövriert. Er versammelt Gefolgsleute um sich, die absolut gläubig zu ihm aufschauen. Und er versteht es, sich der Unterstützung einflussreicher Förderer zu verschern, allen voran das angesehene Verlegerehepaar Bruckmann, die Klavierfabrikantenfamilie Bechstein und natürlich die Wagners in Bayreuth, bei denen er bald wie ein Familienmitglied behandelt wird.

**SPIEGEL:** Schon in ersten Berichten über Hitler als Redner wird auf den Energieaustausch zwischen ihm und den Zuhörern verwiesen. „Ich hatte das sonderbare Gefühl“, schreibt ein Zeuge im Juni 1919, „als ob ihre Erregung sein Werk wäre und zugleich wieder ihm selbst die Stimme gäbe.“

**Ullrich:** Wenn man Hitlers Macht als Redner verstehen will, muss man bedenken, dass er eben nicht dieser brüllende Bierkellerdemagoge war, den wir jetzt immer

vor uns sehen, sondern dass er seine Reden sehr überlegt aufgebaut hat. Er fing ganz ruhig, zögernd, fast tastend an und versuchte zu erspüren, wie weit er das Publikum schon in Besitz genommen hatte.

Erst wenn er sich der Zustimmung sicher war, steigerte er sich in Wortwahl und Gesten und wurde aggressiver. Das trieb er dann über zwei, drei Stunden bis zur Klimax, einem rauschhaften Höhepunkt, der viele Zuhörer mit tränennassen Gesichtern zurückließ. Wenn man heute Redeausschnitte sieht, dann sieht man meistens nur den Schlussakkord.

**SPIEGEL:** Klaus Mann, der Hitler 1932 im Münchner Carlton Tea Room dabei beobachtete, wie er Erdbeertörtchen in sich hineinschlang, schrieb danach: „Diktator willst Du sein, mit der Nase? Dass ich nicht kichere.“ Brauchte man die entsprechende Disposition, um von Hitler fasziniert zu sein?

**Ullrich:** Klaus Mann hatte von vornherein eine instinktive, ästhetisch begründete Abwehr. Aber es gibt auch Berichte von Leuten, die Hitler zunächst sehr ablehnend gegenüberstanden und dann doch mit- und hingerissen waren, wenn sie ihn erlebten. Ich habe im Nachlass von Rudolf Heß, der ihm ab 1925 als Privatsekretär diente, Briefe gefunden, in denen er seiner Verlobten von den Agitationstouren durch Deutschland berichtet. In einem Brief beschreibt er eine Versammlung von Wirtschaftsführern in Essen im April 1927. Als Hitler reinkommt: eisiges Schweigen, totale Ablehnung. Nach zwei Stunden: Beifallsstürme. „Eine Stimmung wie im Zirkus Krone“, schreibt Heß.

**SPIEGEL:** Man hat bis heute das geifernde Pathos der Parteitagereden im Ohr. Wie unterschiedlich die private Stimme von der öffentlichen?

**Ullrich:** Es gibt nur sehr wenige Tondokumente, auf denen man Hitler normal reden hört. Aber auf denen, die wir haben, zeigt sich, dass er über eine sehr warme, ruhige Stimme verfügte. Es ist eine vollkommen andere Stimmlage als die der öffentlichen Auftritte.

**SPIEGEL:** Fest wurde in einem Interview einmal gefragt: „War Hitler Antisemit?“ Damit war gemeint, ob sein Judenhass innerer Überzeugung entsprach oder nicht eher ein Mittel zur Erregung der Massen war. War Hitler Antisemit?

**Ullrich:** Ohne Zweifel. Der Antisemitismus, und zwar in seiner radikalsten Variante, ist der Kern dieser Persönlichkeit. Ohne ihn ist Hitler nicht zu verstehen. Saul Friedländer hat vom Erlösungsantisemitismus gesprochen. Das trifft es sehr gut. Die Juden sind für Hitler das Böse schlechthin, das Grundübel der Welt.

**SPIEGEL:** Das war allerdings nicht von Anfang an so.

**Ullrich:** Hitler hat es in seiner Bekenntnisschrift „Mein Kampf“ so dargestellt, als sei er schon in Wien zum fanatischen Antisemiten geworden. Aber es gibt keinen Beleg, dass er sich bis zu seiner Umsiedlung nach München abfällig über Juden geäußert hätte. Im Gegenteil: In dem Wiener Männerheim, in dem er immerhin

**Volker Ullrich**  
**Adolf Hitler.**  
**Die Jahre des**  
**Aufstiegs**  
Fischer Verlag,  
Frankfurt am  
Main; 1088 Sei-  
ten; 28 Euro.



BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK MÜNCHEN / BILDARCHIV

**Frauenschwarm Hitler\*:** „In vielerlei Hinsicht fiel er nicht aus dem Rahmen“

drei Jahre zubrachte, pflegte er ausgesprochen freundschaftliche Kontakte zu Juden. Die Händler, die seine Bilder für einen anständigen Preis abnahmen, waren ebenfalls Juden.

**SPIEGEL:** Gab es so etwas wie ein antisemitisches Bekehrungserlebnis?

**Ullrich:** Zum radikalen Antisemiten wird Hitler nachgewiesenermaßen in der Revolution in München 1918/19, die er selbst miterlebt und die in einem ersten Pendelschlag sehr weit nach links geht und dann in der Gegenreaktion wieder sehr weit nach rechts. In der Münchner Räterepublik waren an führender Stelle auch einige Juden beteiligt, Ernst Toller, Eugen Leviné, Erich Mühsam. Das hat dazu geführt, dass sich der Antisemitismus wie ein Fieber in der Stadt ausbreitete.

**SPIEGEL:** Sie verweisen auf einen bislang unbekannten Brief vom August 1920, in dem ein Münchner Jurastudent nach einer Begegnung mit Hitler dessen Vorstellungen festhält: Was die Judenfrage angehe, sei er der Meinung, man müsse den Bazillus ausrotten, es handele sich um eine Frage von Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes. Wie ernst war es Hitler da schon mit solchen Sätzen?

**Ullrich:** Das politische Projekt, das sich aus dieser Weltanschauung ableitet, heißt noch nicht Massenmord. Entfernung der Juden bedeutet trotz aller Vernichtungsrhetorik zunächst Vertreibung aus Deutschland. Die sogenannte Endlösung, also die planmäßige Ermordung der Juden Europas, rückt erst mit Beginn des Zweiten Weltkriegs in die Perspektive.

**SPIEGEL:** Spätestens mit den Pogromen am 9. November 1938 wird klar, dass alle, die das Regime zu den Feinden zählt, schutz-

und rechtlos sind. Sie schreiben zu Recht, dass sich Deutschland damit aus dem Kreis der zivilisierten Nationen verabschiedet hatte. Aber auch das konnte die Popularität Hitlers nicht schmälern.

**Ullrich:** Wie die Bevölkerung das Novemberpogrom sah, ist nicht so leicht zu sagen. Auf Grundlage der Quellen wie den Stimmungsberichten der Gestapo neige ich zur Annahme, dass die Mehrheit die Ausschreitungen eher ablehnte. Interessanterweise wird Hitler mit der sogenannten Reichskristallnacht nicht in Verbindung gebracht. Er verstand es, in der Kulisse zu bleiben, obwohl er der eigentliche Drahtzieher war, so dass andere Nazi-Führer verantwortlich gemacht wurden. Diese Entlastung nach dem Motto „Wenn das der Führer wüsste“ begegnet einem immer wieder.

**SPIEGEL:** Dass Hitler sehr auf sein Erscheinungsbild bedacht war, zeigt auch sein Umgang mit dem Thema Geld. Nach außen gab er den bescheidenen Führer, heimlich ließ er sich von der Steuer befreien, wie man bei Ihnen nachlesen kann.

**Ullrich:** Einem braven Beamten im Finanzamt München-Ost war im Oktober 1934 aufgefallen, dass Hitler noch 405.000 Reichsmark an Steuern schuldig war. Die Nachzahlung wurde sofort erlassen, der Reichskanzler fortan steuerfrei gestellt, und der Finanzbeamte bekam einen schweren Rüffel.

**SPIEGEL:** Ab 1937 gab es sogar Briefmarken mit seinem Konterfei, an deren Verkauf er prozentual beteiligt war.

**Ullrich:** Hitler schätzte immer Luxus. Es ist ja kein Zufall, dass er schon in den Anfangsjahren die neuesten und teuersten Mercedes-Modelle fuhr. Seine Neunzimmerwohnung in der Münchner Prinzregentenstraße passte auch nicht gerade zum Bild eines schlichten Mannes aus

dem Volke, der sich für Deutschland aufreißt. Ich habe Hotelrechnungen der Häuser gefunden, in denen Hitler mit seiner Entourage vor 1933 abstieg: 800 Reichsmark für vier Tage im Kaiserhof in Berlin. Das entspricht etwa 3500 Euro.

**SPIEGEL:** Sie widmen auch dem Verhältnis von Hitler zu den Frauen ein eigenes Kapitel. Ist es nicht zu trivial, nach dem Privatleben des „Führers“ zu fragen?

**Ullrich:** Ich finde, es gehört zu einer Biografie, dass man dieses Kapitel nicht ausspart. Im Fall Hitlers kommt hinzu, dass es für ihn keine strikte Trennung zwischen privater und öffentlicher Sphäre gab; diese Bereiche waren vielmehr auf merkwürdige Weise vermischt. Im Berghof, wo die Privatgemächer und die Arbeitsräume ineinander übergingen, wird das besonders sinnfällig.

**SPIEGEL:** Was halten Sie von der These, dass Hitler sich sexuell zu Männern hingezogen fühlte?

**Ullrich:** Ihm soll angeblich auch ein Hoden gefehlt haben, weshalb er sich vor Frauen nicht entkleiden mochte. Das können Sie alles vergessen. Weil Hitler auch hier ein Versteckspiel betrieb, wissen wir wenig Genaues. Aber ich bin überzeugt, dass er zu seiner letzten Geliebten, der Münchner Fotolaborantin Eva Braun, eine sehr viel engere Beziehung hatte, als wir das bisher gedacht haben.

**SPIEGEL:** Bei Kershaw findet sich die These, Hitler habe seine Befriedigung in der Ekstase der Masse gefunden.

**Ullrich:** Das glaube ich nicht. Hitler hat sich immer zu einem Mann stilisiert, der im Dienste seines Volkes allem privaten Glück entsagt. Es gibt hierfür keine eindeutigen Belege, aber ich vermute, dass Hitler hinter dem Rauchschleier der Diskretion mit Eva Braun ein ganz normales Liebesleben hatte.

**SPIEGEL:** Ohne Hitler kein Nationalsozialismus, aber ohne die Energien, die ihn nach oben getragen haben, auch kein Hitler. Wo hätten sich die destruktiven Kräfte entladen, wenn es diese Schicksalsfigur nicht gegeben hätte?

**Ullrich:** Sie hätten sich ein anderes Ventil gesucht. Vorstellbar ist eine autoritäre Regierung, maßgeblich bestimmt durch die Reichswehr. Leute wie Schleicher und Papen hatten ja nach dem Staatsstreich in Preußen schon 1932 gezeigt, wozu sie fähig waren. Die republikanische Beamtenenschaft wurde entlassen, der Staatsapparat gesäubert. Es wäre vermutlich auch zu antijüdischen Gesetzen gekommen. Aber es hätte niemals den Holocaust gegeben, diese letzte, radikale Zuspitzung der politischen Utopie einer rassistisch homogenen Gesellschaft. Die ist ohne Hitler nicht denkbar. Es gab sehr viele Deutsche, die das unterstützt haben, aber er war der Dirigent.

**SPIEGEL:** Herr Ullrich, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

\* Mit BDM-Mädchen auf dem Berghof am Obersalzberg am 20. Juli 1939.





# Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: [www.spiegel.de/bestseller](http://www.spiegel.de/bestseller)

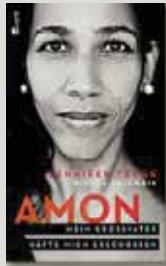
## Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen**  
Erwartung  
dtv; 19,90 Euro
  - 2 (2) **Khaled Hosseini**  
Traumsammler  
S. Fischer; 19,99 Euro
  - 3 (3) **Ferdinand von Schirach**  
Tabu  
Piper; 17,99 Euro
  - 4 (5) **Timur Vermes**  
Er ist wieder da  
Eichborn; 19,33 Euro
  - 5 (4) **Daniel Kehlmann**  
F  
Rowohlt; 22,95 Euro
  - 6 (7) **Dan Brown**  
Inferno  
Bastei; 26 Euro
  - 7 (9) **Nina George**  
Das Lavendelzimmer  
Knaur; 14,99 Euro
  - 8 (11) **Joël Dicker**  
Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert  
Piper; 22,99 Euro
  - 9 (–) **Ian McEwan**  
Honig  
Diogenes; 22,90 Euro
  - 10 (13) **Karin Slaughter**  
Harter Schnitt  
Blanvalet; 19,99 Euro
  - 11 (17) **John Grisham**  
Das Komplott Heyne; 22,99 Euro
  - 12 (10) **Uwe Timm**  
Vogelweide  
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
  - 13 (8) **Sven Regener**  
Magical Mystery oder: Die Rückkehr des Karl Schmidt  
Galiani; 22,99 Euro
  - 14 (19) **Cassandra Clare**  
City of Fallen Angels – Chroniken der Unterwelt Arena; 19,99 Euro
  - 15 (20) **Cassandra Clare**  
City of Lost Souls – Chroniken der Unterwelt Arena; 19,99 Euro
  - 16 (12) **Kerstin Gier**  
Silber – Das erste Buch der Träume  
Fischer JB; 18,99 Euro
  - 17 (–) **Karen Rose**  
Todeskleid Knaur; 19,99 Euro
  - 18 (–) **Atze Schröder**  
Und dann kam Ute  
Wunderlich; 19,95 Euro
- Schwangere Waldorf-Pädagogin mit „taz“-Abo verdreht einem Macho-Witzbold den Kopf**


- 19 (–) **Cassandra Clare**  
Clockwork Princess – Chroniken der Schattenjäger  
Arena; 19,99 Euro
  - 20 (–) **Paul Auster**  
Winterjournal Rowohlt; 19,95 Euro

## Sachbücher

- 1 (1) **Christopher Clark**  
Die Schlafwandler  
DVA; 39,99 Euro
  - 2 (2) **Florian Illies**  
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts S. Fischer; 19,99 Euro
  - 3 (19) **Jennifer Teege / Nikola Sellmair**  
Amon  
Rowohlt; 19,95 Euro
- Die Tragödie einer Frau, die mit 38 Jahren erfährt, dass sie die Enkelin des KZ-Kommandanten Amon Göth ist**


- 4 (3) **Rüdiger Safranski**  
Goethe – Kunstwerk des Lebens  
Hanser; 27,90 Euro
  - 5 (5) **Bronnie Ware**  
5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen Arkana; 19,99 Euro
  - 6 (4) **Rolf Dobelli**  
Die Kunst des klaren Denkens  
Hanser; 14,90 Euro
  - 7 (7) **Ruth Maria Kubitschek**  
Anmutig älter werden  
Nymphenburger; 19,99 Euro
  - 8 (6) **Jürgen Todenhöfer**  
Du sollst nicht töten  
C. Bertelsmann; 19,99 Euro
  - 9 (8) **Eben Alexander**  
Blick in die Ewigkeit Ansata; 19,99 Euro
  - 10 (12) **Dieter Nuhr**  
Das Geheimnis des perfekten Tages  
Bastei Lübbe; 14,99 Euro
  - 11 (18) **Henryk M. Broder**  
Die letzten Tage Europas  
Knaus; 19,99 Euro
  - 12 (11) **Stephen Hawking**  
Meine kurze Geschichte  
Rowohlt; 19,95 Euro
  - 13 (13) **Rolf Dobelli**  
Die Kunst des klugen Handelns  
Hanser; 14,90 Euro
  - 14 (9) **Meike Winnemuth**  
Das große Los Knaus; 19,99 Euro
  - 15 (10) **Gerd Ruge**  
Unterwegs – Politische Erinnerungen  
Hanser; 21,90 Euro
  - 16 (16) **Hannes Jaenicke**  
Die große Volksverarsche  
Gütersloher Verlagshaus; 17,99 Euro
  - 17 (15) **Sven Hannawald mit Ulrich Pramann**  
Mein Höhenflug, mein Absturz, meine Landung im Leben  
Zabert Sandmann; 19,95 Euro
  - 18 (20) **Dirk Müller**  
Showdown Droemer; 19,99 Euro
  - 19 (–) **Stefan Baron**  
Späte Reue: Josef Ackermann – eine Nahaufnahme  
Econ; 24,95 Euro
  - 20 (14) **Andreas Platthaus**  
1813 – Die Völkerschlacht und das Ende der alten Welt  
Rowohlt Berlin; 24,95 Euro



## PROTESTAKTIONEN

## Foul an Basel?

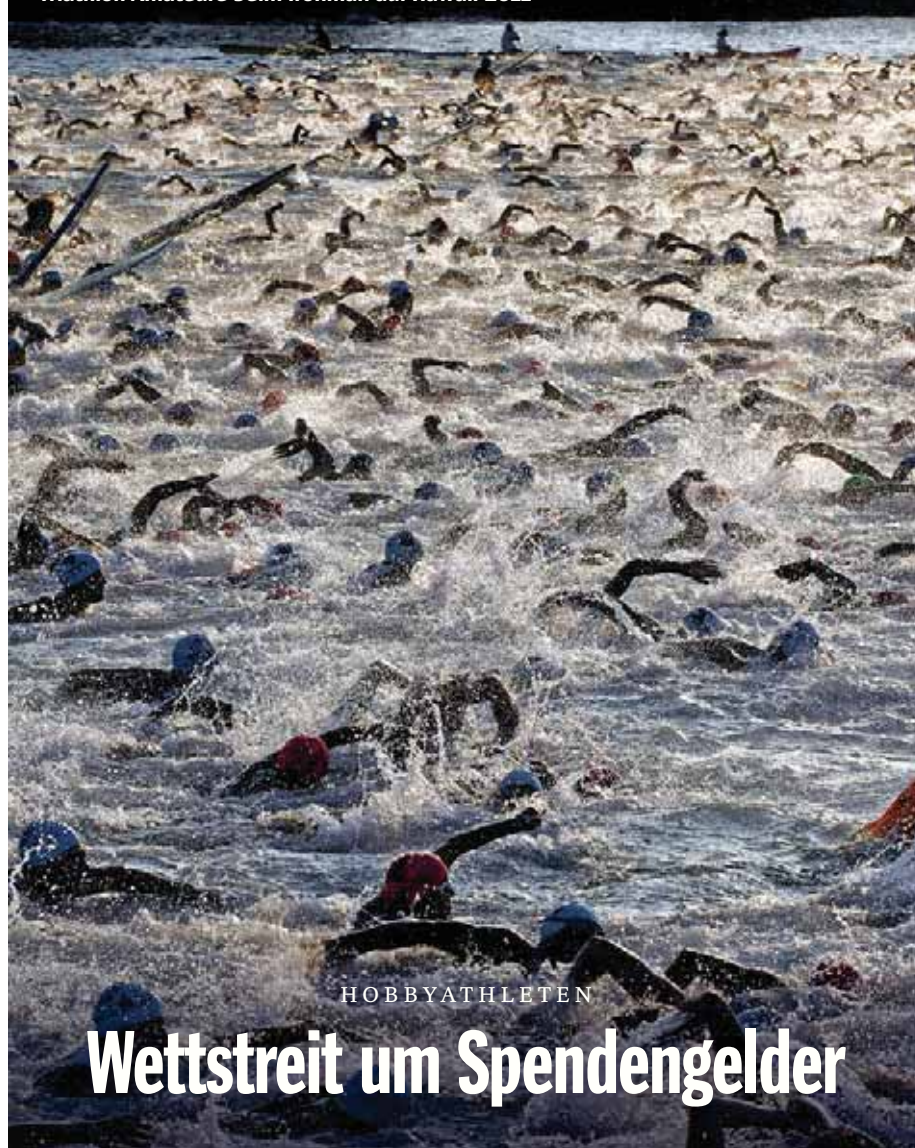
Der Schweizer Fußballmeister FC Basel fürchtet eine womöglich unangemessen harte Strafe der Uefa und sieht sich als Opfer einer Greenpeace-Aktion in seinem Stadion. Aktivisten der Umweltorganisation hatten am vergangenen Dienstag beim Champions-League-Spiel gegen Schalke 04 (0:1) vom Dach der Arena St. Jakob-Park ein Transparent mit der Aufschrift „Gazprom – Don't foul the arctic“ entrollt, damit protestierten sie gegen die Ölbohrpläne des russischen Gas- und Erdölmultis Gazprom in der Arktis. Gazprom ist Sponsor von Schalke 04 sowie vom europäischen Verband Uefa. Das Spiel musste für fünf Minuten unterbrochen werden. 17 Greenpeace-Leute waren beteiligt, 4 hatten sich vom Dach abgeseilt. Offenbar waren sie von einer angrenzenden Seniorenresidenz auf das Stadionsdach gelangt. Die Uefa hat inzwischen ein Disziplinarverfahren gegen Gastgeber Basel eingeleitet, der als Veranstalter für die Sicherheit verantwortlich ist. Club-Präsident Bernhard Heusler, ein Wirtschaftsanwalt, fragt sich jedoch, ob es nicht „in diesem besonderen Fall angemessen“ wäre, wenn die Uefa gegen Greenpeace vorgehe. Vor allem wächst im Verein die Angst, dass die Uefa an ihm ein Exempel statuieren könnte, um derlei Protestaktionen bei Fußballspielen künftig zu verhindern. Ein Ausschluss der Zuschauer etwa, ein sogenanntes Geisterspiel, würde Basel rund eine Million Schweizer Franken kosten. Heusler will prüfen, ob er gegebenenfalls Regressansprüche gegen die Umweltorganisation erheben kann. Der Club hat bereits Strafanzeige wegen Hausfriedensbruchs gegen Greenpeace erstattet.



Greenpeace-Aktion beim FC Basel

LAURENT GILLERON / AP / DPA

## Triathlon-Amateure beim Ironman auf Hawaii 2011



HOBBYATHLETEN

## Wettstreit um Spendengelder

CHRIS STEWART / AP

Wenn der Frankfurter Triathlet Sebastian Bartel am Samstag beim Ironman auf Hawaii startet, will er neben Schwimmen, Laufen und Radfahren in einer vierten Disziplin Erfolg haben: im Geldsammeln. Bartel, im Hauptberuf Pilot, trägt nebenbei Spenden für eine Bewässerungsanlage in einem Dorf in Gambia zusammen, 37 000 Euro sind sein Ziel. Damit liegt er im Trend, das Spendensammeln ist unter Hobbyathleten ein Sport geworden. Beim Marathon in New York werden im November voraussichtlich mehr als 8000 „charity runners“ unter den 48 000 Läufern am Start sein. Sie alle rufen im Freundeskreis und unter Arbeitskollegen dazu auf, Geld für Hilfsorganisationen zu geben, oder sie sammeln vor Ort. Beim London-Marathon kamen in diesem Jahr über 50 Millionen Pfund zusammen. Die Kölner Sportpsychologin

Jeannine Ohlert glaubt, dass Altruismus nicht der einzige Antrieb ist. „Ein Start bei einem Triathlon oder Marathon ist heute fast nichts Besonderes mehr. Die Hobbysportler wollen aber, dass ihre Leistung wahrgenommen wird. Für Bedürftige zu sammeln bringt Anerkennung“, sagt sie. Manchmal bieten Spendenaktionen auch eine Chance, überhaupt an Startplätze für attraktive Events zu kommen. Veranstalter reservieren Teilnehmerkontingente für Spendensammler. Oft sind die Aktionen über Spendenforen im Internet organisiert, dort können Athleten Hilfsprojekte auswählen. Organisationen wie Amnesty International werben regelrecht um Freizeitsportler, die Geld beschaffen. Ein Radfahrer aus Braunschweig zum Beispiel sammelte auf einer einjährigen Tour über drei Kontinente mehr als 23 000 Euro.



Fans in Doha: „Die Katarer – das ist die reinste Mafia“

MARKUS ULMER

FUSSBALL

# König und Knecht

Katar, Gastgeber der Weltmeisterschaft 2022, lockt mit viel Geld Spieler und Trainer ins Land. Auch Zahir Belounis, Stéphane Morello und Abdeslam Ouaddou sind in das Emirat gegangen. Nun erleben sie einen Alptraum.

**Z**ahir Belounis sitzt in seinem Haus in Katar auf dem Sofa und überlegt, ob es nicht vernünftig wäre, sich umzubringen.

„Ich liege oft nachts im Bett und heule. Heule wie ein Mädchen. Ich denke dann, Selbstmord ist die einzige Möglichkeit für mich, die Sache zu beenden. Dass es keinen anderen Weg gibt, um frei zu sein.“

Grundlos lächelt er. Belounis wohnt jenseits der Wolkenkratzer von Doha, nahe der Landmark Shopping-Mall, es ist

Ende September, früh um elf, und das Thermometer zeigt bereits 40 Grad. Zahir Belounis ist Franzose, 33 Jahre alt und Fußballprofi, ein Stürmer, er hat in der Schweiz gespielt, dritte Liga.

Vor sechs Jahren ist er nach Katar gekommen, auf die öde Halbinsel am Persischen Golf, in das reichste Land der Welt, Gastgeber der Weltmeisterschaft 2022.

„Ich dachte damals, ich hätte den Jackpot gewonnen. Heute stehe ich vor dem Nichts. Mein Leben ist ruiniert.“

Er hält die Hände zwischen den Knien, seine Pupillen wandern umher wie Suchscheinwerfer, er ist unrasiert, die Wangen sind eingefallen, das Gesicht eines verzweifelten Mannes. Auf dem Tisch vor ihm liegen Briefe, Akten, Urkunden.

Belounis zeigt seinen Vertrag, abgeschlossen mit dem Verein der katarischen Armee, als Berufsfußballer im Rang eines Senior Civil Technician, eines leitenden Technikers. Unterschrieben hat er für fünf Jahre, der Vertrag endet am 30. Juni 2015.

Ihm stehen 24 400 Rial im Monat zu, umgerechnet macht das 4950 Euro.

Es findet sich auf den vier Seiten keine klinedruckte Zeile, es gibt keine Lücke, keine Stolperfalle, trotzdem hat er seit 27 Monaten kein Geld bekommen.

„Ich bin kein berühmter Spieler, ich bin nicht reich. Freunde aus Frankreich überweisen mir Geld, damit wir über die Runden kommen. Meine Ersparnisse sind in fünf, sechs Monaten aufgebraucht. Keine Ahnung, wie es dann weitergehen soll.“

Er würde gern mit seiner Frau und den Kindern ins nächste Flugzeug steigen und sich einen neuen Verein suchen, aber dieser Weg ist versperrt. In Katar gilt das Kafala-System, jeder Gastarbeiter hat einen Bürgen, in der Regel ist das der Arbeitgeber, und ohne dessen Zustimmung darf er nicht aus dem Land.

Belounis bekommt kein Ausreisevisum, sein Club lässt ihn nicht ziehen.

Er hantiert an seinem Mobiltelefon herum, er wartet auf einen Anruf von der französischen Konsulin, vom Anwalt, irgendwer muss ihm doch helfen können. Das Handy bleibt stumm.

„Ich bin hier gefangen“, sagt Belounis. „Katar ist mein Knast.“

Katar inszeniert sich gern als aufgeklärte Monarchie, als Land, in dem Tradition auf Moderne trifft, das sich als Sportnation einen Namen machen möchte. Bis zur Weltmeisterschaft in neun Jahren will das Emirat weit über 100 Milliarden Euro investieren für Straßen, Hotels, Stadien.

Es ist ein Trugbild, das da in der Wüste flimmert. Katar ist ein Staat von 300 000 wohlhabenden Bürgern und 1,7 Millionen Immigranten, die die Arbeit machen. Vergangene Woche veröffentlichte die britische Zeitung „Guardian“, dass 70 Nepalesen seit Anfang 2012 starben, weil sie auf den Baustellen schufteten mussten wie Sklaven. Und nach Angaben von Human Rights Watch sitzen sieben Europäer und Amerikaner gegen ihren Willen in Katar fest. Einer von ihnen ist Zahir Belounis, der Fußballer.

Freitags und samstags spielt die Qatar Stars League, eine Liga mit 14 Mannschaften. Vier Ausländer dürfen für jedes Team auf dem Platz stehen, häufig sind es verglühende Sterne aus Europa und Südamerika, die sich noch mal die Taschen vollmachen. Der Spanier Raúl ist gerade die große Nummer, sechs Millionen Euro soll er im Jahr verdienen.

Raúl wird in Katar hofiert wie ein König. Belounis gedemütigt wie ein Knecht.

Er hat für den Armee-Club in der zweiten Liga gespielt, nach drei Jahren unterschrieb er seinen aktuellen Vertrag, der Verein mietete ihm ein Haus und stellte ein Auto vor die Tür. Er war Kapitän und führte seine Mannschaft in der Saison 2010/11 zum Aufstieg.

Belounis räuspert sich, blickt zu Boden. „Dann fing der Alptraum an“, sagt er.

Für die erste Liga wurde sein Club neu gegründet, er heißt al-Dschaisch. Belounis sagt, er habe in der Saisonpause im Internet gelesen, dass zwei neue Spieler verpflichtet werden sollen, ein Brasilianer und ein Algerier. „Ich dachte: Hey, wir werden eine gute Truppe sein.“ Aber dann habe ihn der Manager zu sich gerufen und gesagt, man brauche ihn nicht mehr, er müsse den Verein wechseln, für ein Jahr zurück in die zweite Liga.

„Ich war enttäuscht. Aber ich habe mitgemacht. Weil er garantiert hat, mein Vertrag bleibe gültig. Er hat mir versprochen,

weg. Der Generalsekretär des Clubs habe gesagt, er bekomme sein Ausreisevisum erst, wenn er die Klage fallen lasse. Man habe ihm ein Schreiben zur Unterschrift vorgelegt, in dem es hieß, er, Zahir Belounis, kündige seinen Vertrag. Wenn er kündigt, muss der Verein ihn nicht auszahlen.“

Der Club habe ihm sein Auto abgenommen und vor vier Wochen ausrichten lassen, er müsse bald 4000 Euro im Monat für das Haus bezahlen. „Wie soll das gehen? Die wollen mich weichkochen.“

Belounis hat die französische Botschaft eingeschaltet, und er wollte in einen Hungerstreik treten, aber davon hat ihm sein Anwalt abgeraten. Er hat sogar den französischen Präsidenten um Hilfe gebeten, er traf François Hollande für 20 Minuten, als der im Juni in Katar eine Schule einweihte. „Der Präsident meinte, ich solle stark bleiben. Er meinte, er werde schon eine Lösung finden. Es ist nichts passiert.“

Seit einem Jahr hat Zahir Belounis nicht mehr Fußball gespielt, zuerst hat er sich noch fit gehalten, aber das macht er jetzt nicht mehr. Er schläft lange, zieht die Vorhänge im Haus selten auf, er guckt viel fern und hat angefangen zu rauchen, 20 Zigaretten am Tag.

Er steht auf, nimmt den Wagen seiner Frau und fährt ins Zentrum zu Stéphane Morello, einem der wenigen Freunde, die ihm geblieben sind. Die zwei wollen besprechen, was sie als Nächstes unternehmen in ihrem Kampf um Gerechtigkeit.

Auch Morello ist Franzose, 51 Jahre alt, im Mai 2007 ist er in Doha eingetroffen, am 2. August verpflichtet ihn das Nationale Olympische Komitee als Trainer des SC al-

Schahanija, die Mannschaft spielte in der zweiten Liga. 11 280 Rial im Monat, 2285 Euro, Taschengeld in Katar. Seit drei Jahren versucht er, Katar zu verlassen.

In seinem Haus müsste dringend jemand Staub wischen, im Wohnzimmer hängt Picassos „Guernica“ schief an der Wand. Stéphane Morello trägt einen Anzug aus Leinen, er raucht Kette. „Die Katarer – das ist die reinste Mafia“, sagt er.

Sein Vertrag mit dem Olympischen Komitee galt nur für ein Jahr, verlängerte sich aber automatisch immer wieder um ein Jahr, wenn keine Partei spätestens 30 Tage vor Ablauf gekündigt hatte.

Nach dem ersten Jahr wechselte Morello den Verein, das Olympische Komitee Katars vermittelte ihn an al-Schamal, einen Absteiger aus der Qatar Stars League. Am 22. Oktober 2008 fing er an, am 7. Januar 2009 feuerte ihn der Club. Der



Profi Belounis, Familie: Kein Ausreisevisum

mein Gehalt zu übernehmen, obwohl ich woanders spiele. Er hat gelogen.“ Jeden Monat habe er auf sein Geld gewartet, jede Woche bei al-Dschaisch angerufen, stundenlang auf der Geschäftsstelle ausgeharrt. Nichts geschah.

Vergangenen Oktober hat sich Belounis einen Anwalt genommen, und im Februar hat er vor dem Verwaltungsgericht in Doha geklagt, Fall 47/2013. Er verlangt unter anderem eine Entschädigung in Höhe von 364 350 Rial, das sind 74 000 Euro. Für diese Summe würde Raúl sich wahrscheinlich nicht die Stutzen hochziehen.

„Ich habe nichts Böses getan“, sagt Belounis. „Nichts, nichts, nichts. Ich verlange nur das, was mir zusteht.“

Wenn Belounis spricht, überschlagen sich seine Worte hin und wieder, und im nächsten Augenblick bricht seine Stimme

MARTIN VON DEN DRIESCH / DER SPIEGEL



Werbemotive für die Fußball-Weltmeisterschaft 2022 in Katar: Trugbild in der Wüste

Club, nicht das Olympische Komitee, sein eigentlicher Arbeitgeber.

Morello bat das Komitee, einen neuen Club für ihn zu suchen; er forderte es auf, sein restliches Gehalt auszuzahlen, aber es war wie in einer Geschichte von Franz Kafka: Man schickte ihn von einem Büro in das andere und wieder zurück. Keiner fühlte sich zuständig.

Am 27. Juni 2010 war seine Geduld am Ende, er kündigte von sich aus den Vertrag nach Artikel 51 des Arbeitsgesetzes und verlangte vom Generalsekretär des Olympischen Komitees, in den nächsten 14 Tagen ausreisen zu können. Er bekam keine Genehmigung.

Mittlerweile unterrichtet Stéphane Morello an einer Grundschule 25 Stunden pro Woche Französisch und Mathematik, „mehr oder weniger illegal“, wie er sagt. „Ich weiß nicht, warum Katar mir das antut“, sagt er. „Ich weiß nur, dass ich in die Heimat zurückmöchte.“

Dabei soll ihm ein Marokkaner helfen, der in einer ähnlichen Lage war, es aber geschafft hat, aus Katar rauszukommen.

Abdeslam Ouaddou läuft über die Place Stanislas in Nancy, am 21. November 2012 ist er zurückgekommen aus Katar. „Ein barbarisches Land. Nie wieder werde ich dort einen Fuß auf den Boden setzen“, sagt er. „Wenn Katar die WM austragen darf, wird es eine WM der Sklavenhändler sein. Eine WM der Schande.“

Sein Fall liegt beim Weltverband des Fußballs, bei der Fifa, Referenznummer 12-02884/mis.

Ouaddou hat einen geschorenen Kopf, ist dünn wie ein Strich und komplett in Schwarz gekleidet. 68 Spiele für die Nationalmannschaft hat er gemacht, als Verteidiger, er hat in England für den FC Fulham gespielt und mit Olympiakos Piräus in der Champions League.

Im Juli 2010 wechselte er zum SC Lachwija nach Katar, sofort in der ersten Saison gewann der Club die Meisterschaft, und Ouaddou war es auch, der die Trophäe überreicht bekam. Dennoch musste er da-

nach zum SC Katar wechseln; ohne Ablössumme, ohne Leihgebühr. Und ohne Mitspracherecht. Ouaddou wollte nicht gehen, aber der Manager sagte ihm, es sei der ausdrückliche Wunsch des Prinzen, und der Wunsch des Prinzen sei nicht verhandelbar.

Sein Vertrag galt noch zwei Jahre, aber schon nach der ersten Saison beim SC Katar sortierte man ihn aus. Ouaddou weigerte sich, einen Auflösungsvertrag zu unterzeichnen, weil er in Form war, weil er spielen wollte. Als erste Maßnahme suspendierte die Clubführung ihn vom Mannschaftstraining.

Dann strich sie Ouaddou aus dem Kader, er bekam kein Trikot. Als sich die übrigen Spieler und die Vereinsoberen zum Mannschaftsfoto versammelten, stellte er sich demonstrativ dazu, in T-Shirt, breitbeinig, die Hände in den Hüften; als Zeichen, dass er sich nicht unterkriegen lässt. Die Funktionäre tragen weiße Gewänder und lachen.

Ouaddou wollte ausreisen, bekam aber kein Visum. Am 27. September schaltete er die Fifa ein, aber erst als er ankündigte, an die Öffentlichkeit zu gehen, gab der Club nach. „Der Generalaufseher des Clubs hat etwas zu mir gesagt, das ich nie vergessen werde: Ouaddou, du bekommst dein Visum, aber ich verspreche dir, es wird fünf oder sechs Jahre dauern, bis die Fifa ein Urteil in deiner Angelegenheit fällen wird. Wir haben in der Fifa großen Einfluss.“

Abdeslam Ouaddou zuckt mit den Schultern, läuft durch Nancy und wartet. Ein Jahresgehalt steht noch aus; vorletzten Dienstag hat ihm die Fifa ein Fax geschickt, es heißt, die Ermittlungen seien beendet, immerhin das.

Er sagt, er habe Belounis geraten, auch die Fifa einzuschalten, wisse aber nicht, ob es ihm nütze. „Mein Name hat mich gerettet. Ich konnte weg, weil ich ein bekannter Spieler bin. Zahir ist das nicht.“

Ouaddou hat keinen neuen Verein gefunden, er unterstützt nun den Internationalen Gewerkschaftsbund. In dieser

Woche wird er in Wien am „Welttag für menschenwürdige Arbeit“ eine Rede halten, wird über „moderne Sklaverei in Katar“ sprechen. Er setzt sich auch für die Kampagne „Re-run the vote“ ein, die erreichen will, dass die Fifa die WM 2022 neu vergibt.

Sein BlackBerry klingelt, aber Ouaddou geht nicht ran. Er sagt, er erhalte Drohanrufe, die Nummer sei stets unterdrückt, und jemand warne ihn davor, Stimmung gegen Katar zu machen, sonst kriege man ihn. Zwei- oder dreimal die Woche telefoniert er mit Zahir Belounis. „Er ist depressiv. Ich versuche, ihn davon abzuhalten, auf dumme Ideen zu kommen.“ Auch mit Stéphane Morello spricht er regelmäßig.

An einem Freitagabend kurz vor Sonnenuntergang soll Morello für ein Foto zur Corniche von Doha kommen, aber er taucht nicht auf. Stattdessen schickt er eine SMS; er wolle sich nicht fotografieren lassen, niemand müsse wissen, wie er aussehe. Er habe Angst, er müsse sonst büßen.

Zahir Belounis erscheint pünktlich. Er setzt sich auf eine Mauer, hinter ihm dümpeln Daus auf dem Wasser, die Skyline der Stadt flirrt, man hört das Rattern eines Abbruchhammers.

„Katar hat die WM verdient – schreiben Sie das“, sagt Belounis. „Schreiben Sie das, bitte. Ich weiß nicht, wie lange ich noch in diesem Land leben muss. Vielleicht komme ich nie hier weg. Ich befürchte, der Richter kriegt Druck vom Scheich. Was wird dann aus mir? Aus meiner Familie? Also, bitte, schreiben Sie es.“

Die katarische Fußball-Liga, die Vereine und das Nationale Olympische Komitee äußerten sich nicht zu den Fällen. Der Fußball-Verband teilte mit, man habe „den höchsten Respekt für jedes Individuum“.

MAIK GROSSEKATHÖFER



**Video: Gefangen im Emirat**

spiegel.de/app412013katar  
oder in der App DER SPIEGEL



## MEDIZIN

## Anti-Aids-Ring in der Vagina

Frauen können sich womöglich bald leichter vor einer Ansteckung mit dem Aidsvirus schützen. Der Biotechniker Patrick Kiser von der Northwestern University im US-Bundesstaat Illinois hat einen mit antiviralen Substanzen gefüllten Ring entwickelt, den Frauen in der Vagina tragen können. Sobald sie Sex haben und die Scheide feucht wird, schwillt der Ring an und sondert direkt am möglichen Infektionsort eine lokal wirksame Dosis des virentötenden Medikaments Tenofovir ab.

Bei Makaken bot der Ring perfekten Schutz vor Ansteckung mit dem HIV-ähnlichen Retrovirus SHIV. Im November beginnen die ersten Verträglichkeitsstudien mit zunächst 60 Frauen. Der Ring (Durchmesser: vier Zentimeter) soll einen Monat halten, danach muss die Trägerin ihn austauschen. Sollte der Versuch erfolgreich sein, will Kiser versuchen, auf diese Weise weitere Medikamente zu verabreichen, etwa zur Verhütung oder zur Therapie von Geschlechtskrankheiten.



Russischer Radionuklid-Generator

## NUKLEARMÜLL

## Verschollene Atombatterien

Im Eismeer vor Sibirien suchen russische Mannschaften nach zwei Atombatterien. Die nuklearen Stromquellen enthalten stark strahlendes Material und stammen noch aus Sowjetzeiten. Eine davon liegt wahrscheinlich auf dem Meeresgrund der arktischen Kara-see. Die andere gilt als verschollen. Sie könnte auf den Schwarzmarkt gelangt sein und schlimmstenfalls von Terroristen für den Bau einer „dreckigen Bombe“ genutzt werden. Die Sowjetunion hatte Hunderte solcher Atombatterien in unbemannten Leuchttürmen eingesetzt. Darin erzeugte der radioaktive Zerfall des Isotops Strontium-90 Wärme, die für die Produktion von Elektrizität genutzt wurde. Doch seit dem Ende der UdSSR wurden die meisten dieser Radionuklid-Generatoren vernachlässigt. Leuchttürme verfielen, Erosion spülte einige Anlagen ins Meer; kaum eine war gesichert gegen Diebstahl oder Vandalismus. Aus Furcht vor Missbrauch haben Norwegen, Finnland und vor allem die USA für viele dieser Altlasten die Bergung bezahlt. Russland will die wenigen übriggebliebenen Anlagen bis Ende nächsten Jahres außer Dienst stellen und durch solarbetriebene Systeme ersetzen. Umso dringender ist jetzt die Fahndung nach den verschwundenen Atombatterien. Von einer, so Alexander Grigorjew vom Moskauer Kurtschatow-Institut, konnten Metallreste ihrer früheren Einfassung im Wasser geortet werden. Vom eigentlichen Strontium-Behälter aber fehlt jede Spur. Die andere war einst im äußersten Nordosten Sibiriens im Einsatz und ist vermutlich gestohlen worden. In der Vergangenheit waren einzelne Zylinder von Schrotthändlern aufgebrochen worden; manche Trödlern gingen dabei eine tödliche Strahlendosis ein. Die Suche nach den Batterien soll bis zum 1. Dezember dauern und rund eine Million Euro kosten.



Herengracht in Amsterdam, Quaggamuschel

## Umwelt

## Willkommener Eindringling

Das Wasser der Grachten von Amsterdam wird zusehends sauberer – und das ist auch das Verdienst eines fremden Wesens, das aus dem Schwarzmeergebiet stammt. Niemand weiß, wie genau die Quagga-Dreikantmuschel aus dem Delta des Dnjepr in der Ukraine nach Amsterdam kam. Sicher ist nur: Anders als die meisten eingeschleppten Arten ist diese den Ökologen willkommen. Die Quaggamuschel, die wohl schon seit 2004 in den Niederlanden lebt, hat dort zwar eine eng verwandte Muschelart verdrängt. Doch wo sie gedeiht, klart zugleich das Wasser auf – und die Vielfalt bei anderen Tierarten nimmt zu. Der ukrainische Eindringling

wächst schneller und dichter als sein unterlegener Konkurrent, und so filtert er mehr Schwebeteilchen, Phytoplankton und Bakterien aus dem Wasser. Die Quagga bildet auch schwächere Schalen, was den hungrigen Tauchenten zugutekommt. Die höhere Lichtdurchlässigkeit der von den Muscheln gereinigten Grachten, Bäche und Seen verbessert zudem die Lebensbedingungen vieler Wasserpflanzen und Fische. Weniger zufrieden mit ihren Quaggas sind die Amerikaner: In den Großen Seen wuchern die Muscheln schon seit 1989. Dort gelten sie den Biologen als Schädlinge, die anderen Arten das Leben schwermachen.



NICK BRANDT 2013 COURTESY OF GALERIE CAMERA WORK, BERLIN

**Flatter-Gespent** Der Natronsee in Tansania ist das Anti-Paradies: extrem salzig, bis zu 60 Grad heiß und manchmal fast so ätzend wie Ammoniakwasser. Den Lebenden bietet er nicht viel – wohl aber den Toten: Wer hier stirbt, der bleibt

bis in alle Ewigkeit. Dieses Bild zeigt einen in Salz erstarrten Zwergflamingo, äußerlich fast unverehrt. Der britische Fotograf Nick Brandt hat ihn am Ufer des seltsamen Sees gefunden und ihn lebensnah und etwas makaber in Szene gesetzt.

## INTERNET

## Gelöscht seien eure Sünden

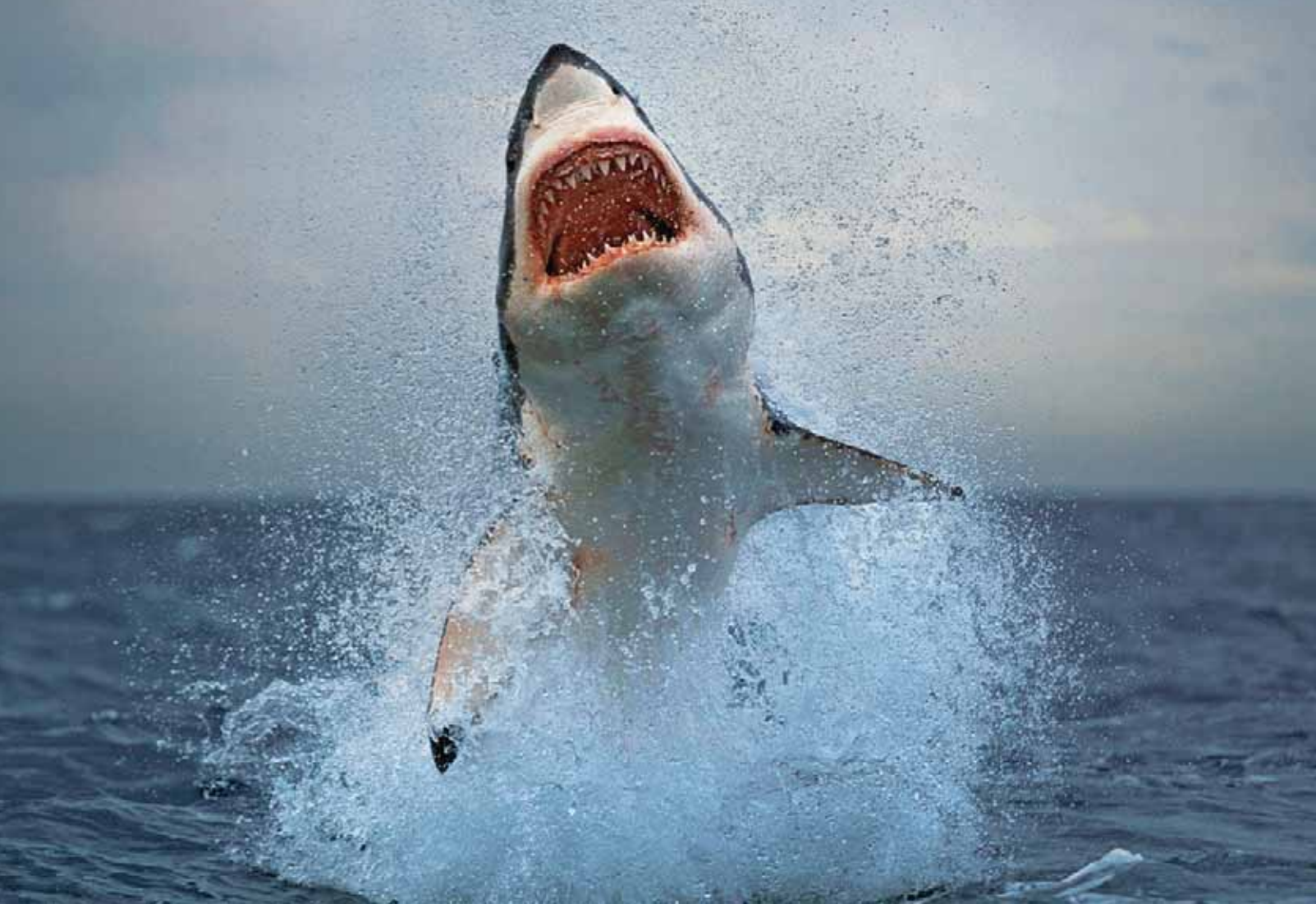
Kalifornien will Teenagern das Recht geben, ihre Jugendsünden im Internet auszuradieren. Bis zu seinem 18. Geburtstag, so verlangt es ein neues Gesetz, soll jeder Nutzer eines jeden sozialen Netzwerks die von ihm eingestellten Fotos, Filme oder Texte per Knopfdruck wieder entfernen können. Der US-Bundesstaat will damit verhindern, dass sich Jugendliche etwa mit feuchtfröhlichen Partybildern, die jahrelang durch das Netz geistern, später



Facebook-Foto

um Jobchancen bringen. Kritiker halten die Regelung, die erst zum 1. Januar 2015 in Kraft treten soll, für weitgehend wirkungslos. Denn gerade die besonders krassen Bilder würden im Netz oft weitergereicht und führten dort ein unkontrollierbares Eigenleben. Auch mit dem „Radiergummi-Gesetz“ vermag niemand solche Peinlichkeiten mehr einzufangen. Die Löschfunktion betrifft zudem nur die selbst eingestellten Inhalte – nicht die der Freunde oder (oft heikler noch) der Ex-Freunde. Viele halten das Gesetz daher für gut gemeint, aber überflüssig: Zumindest die größten Anbieter wie Facebook und Twitter gestatten ihren Nutzern ohnehin längst, alte Beiträge vom eigenen Profil wieder zu entfernen.

QUELLE: FACEBOOK



ULLSTEIN BILD

TIERE

# Zweikampf mit der Bestie

Ein Abenteurer macht Jagd auf Weiße Haie: Er hievt sie aus dem Wasser und bestückt sie mit Sendern. Biologen wollen mit diesen Daten das Leben der Raubfische enträtseln.

**A**m schlimmsten war es mit Mary Lee. Sie wehrte sich, schlug um sich. Einer ihrer Gegner ging zu Boden, einen weiteren hätte sie fast in den Ozean geschleudert. „Es war die brutalste Schlacht, die wir je hatten“, sagt Chris Fischer.

Mary Lee ist fast fünf Meter lang, anderthalb Tonnen schwer, und im Maul trägt sie gut 200 Zähne. Mary Lee ist ein Weißer Hai.

Ein solches Monster einzufangen und aus dem Wasser zu hieven wäre noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen. Chris Fischer hat es möglich gemacht. Aber ein Tier wie Mary Lee zu bändigen

war auch für ihn und die Männer der MV „Ocearch“ Schwerstarbeit. Erst umkreiste der Hai lange das Beiboot, stupste neugierig gegen die Außenbordmotoren. Dann schließlich biss er nach dem Köder – und der Kampf begann.

Das Wasser brodelte, als der Weiße Hai sich loszureißen versuchte. Irgendwann wälzte er sich herum, schnappte und riss eine der Bojen von der Leine. Von nur noch einer Boje gehalten, mussten die Männer den Raubfisch nun in eine Art Wanne steuerbords der „Ocearch“ zerren. Langsam hob sich die Plattform, und nun endlich wurde der mächtige Leib sichtbar.

„Es packt einen die Ehrfurcht“, sagt Greg Skomal, Forschungsleiter an Bord der „Ocearch“. Seit bald 30 Jahren schon befasse er sich mit dem Leben von Haien, „aber erst wenn du ein solches Tier lebendig vor dir hast, begreifst du, wie klein du bist“.

Dieses Erlebnis verdankt Skomal einem von Haien besessenen Abenteurer. Als leidenschaftlicher Hochseeangler entdeckte Chris Fischer seine Liebe zu den Räubern der Meere. Er kaufte ein ausrangiertes Krebsfischerschiff, baute es zu einer Art schwimmendem Labor um und stellte das Ganze Wissenschaftlern weltweit zur Verfügung. Das Geld für seine

Expeditionen wirbt Fischer bei Sponsoren ein, denen er dafür aufseherregende Bilder und eine naturverbundene Botschaft bietet.

Entstanden ist eine eigenwillige Mischung aus Spektakel und Wissenschaft. „Ein neues Modell der Forschungsförderung“ nennt das Meeresbiologe Skomal, der zu den Nutznießern von Fischers Hai-Obsession zählt. In allen drei Ozeanen ging die Mannschaft der „Ocearch“ bereits auf Fischzug. Vor Mexiko, Südafrika und Neuengland nahm sie Blut- und Gewebeproben von Haien und versah die Raubfische mit Sendern.

Und welcher Hai könnte sich besser eignen als Aushängeschild einer solchen Kampagne als *Carcharodon carcharias*, der Weiße Hai? Die kalten Augen, das zähnestarrende Gebiss und das fiese Grinsen machen ihn zur furchteinflößenden Bestie. Meisterregisseur Steven Spielberg stilisierte ihn vollends zum Inbegriff des menschenmordenden Ungeheuers. Umweltschützer dagegen sehen in dem charismatischen Räuber eine bedrohte, ökologisch bedeutsame Art. Die Dämonisierung des vermeintlichen Menschenfressers und die gezielte Trophäenjagd haben die Bestände beängstigend dezimiert.

Vor allem aber zeichnet den Weißen Hai aus, dass er die Forscher noch vor viele Fragen stellt: Welchen Vorteil zum Beispiel verschafft es diesen Tieren, dass sie, anders als fast alle anderen Fische, ihr Körperinneres um mehr als zehn Grad über die Wassertemperatur aufheizen können? Warum ziehen sie oft scheinbar ziellos Tausende Kilometer in den Weltmeeren umher? Und warum tummeln sich die unheimlichen Riesen plötzlich so zahlreich vor den Stränden Cape Cods, jener bei Touristen beliebten Halbinsel an der amerikanischen Ostküste?

„Hier einer, danach drei Jahre nichts. Dann zwei Sichtungen und danach wieder jahrelang Pause“, sagt Forscher Skomal, während er im Register der Hai-Sichtungen vor Cape Cod blättert. Bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts zurück ist dort jeder Bericht über Weiße Haie er-

fasst. Kaum ein Jahr findet sich, in dem mehr als ein oder zwei Sichtungen verzeichnet sind.

Dann, vor zehn Jahren, der abrupte Wandel: „Im Jahr 2004 wurden vier Exemplare gesehen, vier Jahre später sogar acht, und von da an jedes Jahr mehr“, sagt Skomal. „2012 waren es bereits 21.“ Auch die Zahl der Robbenkadaver mit den typischen Bisswunden der Weißen Haie habe zugenommen. Für Skomal gibt es kaum noch einen Zweifel: Die großen Räuber haben die Strände südöstlich von Boston zu ihrem neuen Revier erkoren.

## Die Forscher haben nur 15 Minuten Zeit, um den mächtigen Körper des Raubtiers zu untersuchen.

„Wir haben hier also genau das Spielberg-Szenario“, sagt Skomal. „Eine Tourismusregion, die ganz von den Badegästen abhängt, und dann tauchen plötzlich diese Viecher auf.“

Bisher haben die Haie vor der Küste dem Tourismus nicht geschadet. Im Gegenteil: Auf T-Shirts, Tassen, Orts- und Kneipenschildern – überall auf Cape Cod begegnet man inzwischen der Silhouette des Weißen Hais. Auch die Mannschaft der „Ocearch“ wurde begeistert empfangen. Wo immer die Hai-Forscher zum Vortrag luden, waren die Säle brechend voll.

Doch wird die Stimmung irgendwann kippen? „Wir wissen es nicht“, sagt Skomal. Im vergangenen Jahr wurde erstmals seit 1936 ein Badegast von einem Weißen Hai attackiert. Doch der ließ bald ab von seinem Opfer; Menschen sind zu knochig und zu mager, um attraktive Beute für die großen Räuber des Meeres zu sein. Chris Myers, ein Gast aus Colorado, kam mit Bisswunden an den Beinen davon. „Wenn überhaupt, dann hat der Zwischenfall sogar noch mehr Touristen angelockt“, meint Skomal. „Die Frage ist nur: Was passiert, wenn es das erste Todes-

opfer gibt?“ Wird dann der Nervenkitzel immer noch die Angst überwiegen?

Für Chris Fischer jedenfalls macht gerade die Chance, dem legendären Raubtier so nahe wie möglich zu kommen, den Reiz seines großen Projekts aus. Wie Krieger schickt er seine Leute in den Zweikampf mit der Bestie.

Sein erklärtes Ziel ist es, das Leben des unheimlichen Hais so gründlich wie irgend möglich auszuleuchten. Zu diesem Zweck ließ er eine weltweit einzigartige Vorrichtung bauen.

Mit der Angel lotsen die Männer ihre Beute auf eine Plattform am Schiffstrand, die dann mit einer Hydraulik aus dem Wasser gehoben wird. Um das Tier nicht zu sehr zu stressen, bleiben den Forschern nun nur 15 Minuten, um den mächtigen Körper zu untersuchen. Die einen rammen eine Kanüle durch die dicke Lederhaut, um Blut zu entnehmen, andere schneiden kleine Proben Muskelgewebe aus dem Fleisch. Eine Forscherin aus Florida tastet den Fischleib mit Ultraschall ab. Helfer umspülen die Kiemen unterdessen mit Meerwasser.

Vor allem aber wird der Hai mit Sensoren und Sendern bestückt. Einer wird in den Körper implantiert, dann nähern die Forscher den Schnitt mit wenigen Nadelstichen wieder zu. Andere befestigen sie an der Rückenflosse. Zusammen sollen die Messinstrumente es ermöglichen, das Leben dieses Tieres umfassend und online zu verfolgen.

Bisher allerdings war die Ausbeute bescheiden. Vor der Kampagne vor Cape Cod hatte Fischer vollmundig verkündet, 20 Weiße Haie fangen zu wollen. Tatsächlich sichteten die Männer der „Ocearch“ allein im September rund zwei Dutzend Exemplare, die neugierig das Schiff umkreisten. Doch die meisten verschmähten die Köder.

Nach drei Expeditionen – zwei vor Cape Cod und einer weiteren im Winter vor Florida – haben die Forscher insgesamt nur fünf Weiße Haie erwischt, alle weibchen.

Jedes einzelne Tier sei wertvoll für die Forschung, beteuert Skomal. „Aber na-



FOTOS: ROBERT SNOW

Untersuchung eines Weißen Hais auf der Forschungsplattform der „Ocearch“: „Es packt einen die Ehrfurcht“

türlich hatte ich mir mehr erhofft.“ Expeditionsleiter Fischer dagegen mag sich die Enttäuschung nicht anmerken lassen. „Dass die Weißen Haie im Nordatlantik so scheu sind, ist doch eines unserer spannendsten Ergebnisse“, beteuert er. „Vor Südafrika und rund um die mexikanische Insel Guadalupe beißen sie viel eher, weil sie an die Käfige der Tauchtouristen gewöhnt sind. Vor Cape Cod haben wir es dagegen noch mit richtig wilden Haien zu tun.“

In den nächsten Monaten wird sich zeigen, ob die Daten der fünf mit Sendern versehenen Exemplare ausreichen, um den Lebenszyklus der Raubfische zu verstehen. Im Pazifik ist dies dem kalifornischen Forscher Michael Domeier mit Hilfe von Fischers Schwimmdock bereits gelungen: Über mehrere Jahre hinweg verfolgte sein Team die Streifzüge der Tiere durch die Weiten des Ozeans.

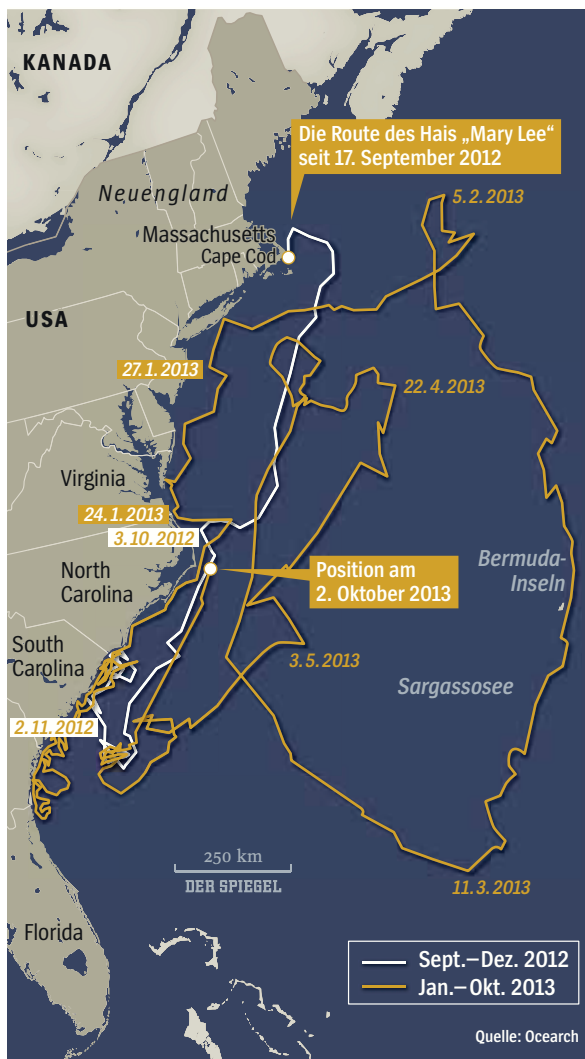
Rund 15 Monate lang kreuzen die trächtigen Weibchen demnach fernab der Küsten in Tiefen bis zu tausend Metern umher, bis sie zum Gebären nach Niederkalifornien zurückkehren. Danach treffen sie sich mit den Männchen zur Paarung vor Guadalupe.

Doch was treiben die Tiere so lange im „Café zum Weißen Hai“, wie die Forscher ein Seegebiet zwischen Niederkalifornien und Hawaii getauft haben? Das zählt zu den Rätseln, die es noch zu knacken gilt. Seelöwen, gemeinhin die Leibspeise der Weißen Haie, gibt es dort nicht. Wovon also ernähren sie sich?

Chris Fischer glaubt die Antwort zu kennen: „Tintenfische“, verkündet der Abenteurer lapidar. „Die fressen Tintenfische.“ Mindestens sieben verschiedene Arten der Kopffüßer habe er da draußen im Pazifischen Ozean gesichtet. Außerdem teile der Weiße Hai seine Vorliebe für diese Region des Pazifiks mit einem anderen Giganten des Meeres: dem Pottwal. „Und von dem wissen wir, dass er Riesenkalmar frisst.“

Forschungsleiter Greg Skomal ist vorsichtiger. „Mag sein, dass Chris recht hat“, meint er. „Aber als Wissenschaftler muss ich sagen: Wir kennen die Antwort noch nicht.“ Die Frage, was denn in der Finsternis der pazifischen Tiefsee so verlockend für Weiße Haie ist, zähle für ihn zu einer der faszinierendsten seines Fachs.

Weit weniger noch als über die Weißen Haie des Pazifiks ist über ihre Artgenossen im Atlantischen Ozean bekannt. Gibt



Abenteurer Fischer: „Die fressen Tintenfische“

es auch hier ein „Hai-Café“, und wenn ja, wo liegt es?

Fragen dieser Art wird Skomal nun anhand der fünf Exemplare nachgehen, die er im Rahmen der „Ocearch“-Kampagne mit Sensoren und Sendern bestückt hat. Wann immer ihre Rückenflossen aus den Wellen auftauchen, funken diese an Satelliten. So kann Skomal jederzeit nach-

vollziehen, wo sich seine Schützlinge gerade aufhalten\*.

Mary Lee, die seit der ersten Ostküsten-Expedition im September vorigen Jahres „Ocearch“-Sensoren am Leib trägt, hat dem Forscher bereits Überraschungen beschert.

„Erst tat sie genau das, was ich von einem Weißen Hai erwartet hätte: Sie machte sich auf nach Florida ins Winterquartier“, sagt Skomal, während er mit dem Finger der Küste folgt. „Aber da, was passierte dann?“ Mary Lee machte kehrt und schwamm zügig nordwärts. Ende Januar tauchte sie vor Long Island auf. „Was zum Teufel macht sie da, mitten im Winter?“, fragt Skomal.

Es folgte die nächste Überraschung: Mary Lee nahm nun Kurs auf den offenen Ozean. Ein paar Tage lang kurvte sie scheinbar ziellos am Rande des Kontinental-schelfs umher. Dann wendete sie sich schnurstracks Richtung Süden. „Sozusagen im Direktflug in die Sargassosee“, sagt Skomal. „Das zeigt uns, wie gut sie navigieren kann.“ Nun grübelt der Forscher: „Ist sie trächtig? Und wenn ja, wo hat sie sich gepaart?“

Mehr noch als Mary Lee könnte dem Wissenschaftler vielleicht Betsy verraten. Sie ging den Forschern am 13. August an den Haken. Als sie das Tier wenig später wieder in die Freiheit entließen, trug es an einer Flosse ein Akzelerometer – einen Sensor, der, ähnlich wie die Fernbedienung der Spielkonsole Wii, jede Bewegung registriert.

Pro Sekunde speichert dieses Gerät rund hundert Daten. „Es ist so etwas wie die Blackbox im Flugzeug“, erklärt Skomal. „Es erzählt uns genau, was der Hai gerade macht – egal ob er eine Beute packt oder sich paart.“

Noch allerdings ist es nicht so weit. Erst muss der Sender sich von dem Hai lösen und an die Oberfläche kommen. Eigentlich war das für Anfang September geplant. Jetzt ist das Gerät schon seit fünf Wochen überfällig, und die Forscher fragen sich: Warum taucht es nicht auf?

Je länger das Akzelerometer auf sich warten lässt, desto üppiger wird die Datenernte ausfallen – vorausgesetzt, es bleibt nicht für immer verschollen. „Ich bete jeden Tag, dass wir das Funksignal auffangen“, sagt Greg Skomal.

JOHANN GROLLE

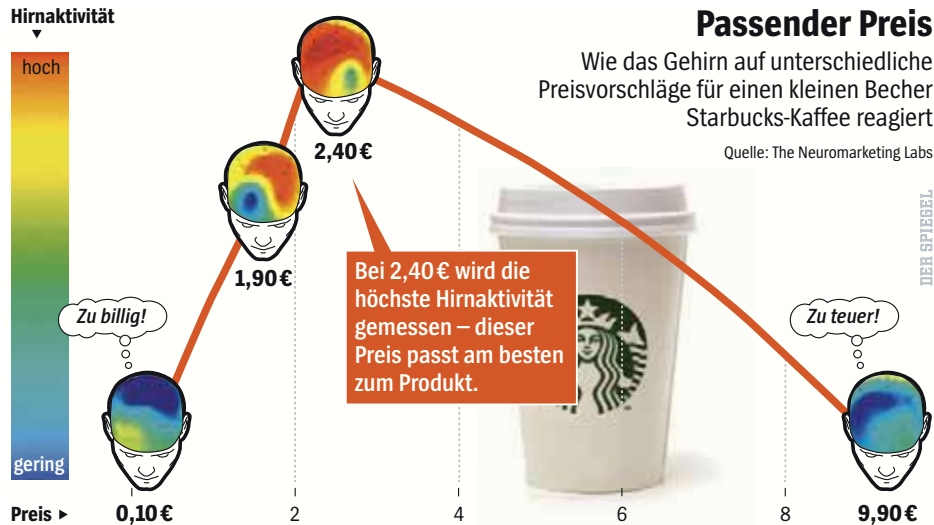


**Video: So fängt man Weiße Haie**

spiegel.de/app412013weißehaie  
oder in der App DER SPIEGEL

\* Auf [Sharks-ocearch.verite.com](http://Sharks-ocearch.verite.com) lässt sich der Weg der Haie auch im Internet verfolgen.





HIRNFORSCHUNG

## Schock, Zweifel und Staunen

Sind viele Produkte zu billig? Ein schwäbischer Neurobiologe untersuchte die Hirnwellen von Konsumenten – und machte überraschende Entdeckungen.

**D**ie aktuell subversivste Kapitalismuskritik kommt aus der kleinen Gemeinde Aspach, gelegen am Schwäbisch-Fränkischen Wald – einer Region, die für den Fleiß und die Tatkraft ihrer Bewohner bekannt ist. Dort sitzt Kai-Markus Müller in einem schmucklosen Zweckbau und wundert sich über den Kaffeerösterkonzern Starbucks: „Jeder denkt doch, die hätten wirklich verstanden, wie man eine eigentlich günstige Ware ziemlich teuer verkauft“, sagt er. „Das Verrückte ist aber: Selbst diese Firma versteht es nicht.“

Der Neurobiologe meckert nicht etwa über die Arbeitsbedingungen bei dem Heißgetränke-Multi. Müller meint vielmehr, das Unternehmen aus dem amerikanischen Seattle verschenke jedes Jahr aus Unkenntnis viele Millionen Dollar. Der Grund: Starbucks verhökere seinen Kaffee zu billig.

Umgedreht klingt diese Erkenntnis gar obszön: Der Kunde wäre tatsächlich bereit, ist Müller überzeugt, für die Ware mit dem ohnehin schon anspruchsvollen Preis noch tiefer in die Tasche zu greifen.

Der Hirnforscher ist ein Verkaufsprofi. Einst arbeitete er für Simon, Kucher und Partners, eine der international führenden Unternehmensberatungen, die Firmen hilft, angemessene Preise für ihre

Produkte zu finden. Dazu hatte er aber bald keine Lust mehr. „Die klassische Marktforschung funktioniert nicht richtig“, erkannte Müller. Denn aus Sicht des Wissenschaftlers besitzen Probanden nur eine begrenzte Glaubwürdigkeit, wenn sie ehrlich beantworten sollen, wie viel Geld sie für ein Produkt ausgeben würden.

Müller fahndet deshalb nach „neuralen Mechanismen“, tief vergraben im menschlichen Gehirn, „die man nicht einfach willentlich ausschalten kann“. Tatsächlich funkt in der grauen Substanz ein Zentrum, das entkoppelt vom Verstand die Verhältnismäßigkeit überprüft; die Hirnregion funktioniert nach simplen Regeln: Kaffee mit Kuchen ergibt einen Sinn – Kaffee mit Senf löst Alarm aus. Experten erkennen die unbewusste Abwehrreaktion anhand bestimmter Wellen, die mit Hilfe der Elektroenzephalografie (EEG) sichtbar werden. Verraten diese Kurven auch etwas über die Zahlungsbereitschaft von Kunden?

Am Beispiel eines kleinen Bechers Kaffee, den Starbucks in Stuttgart für 1,80 Euro anbot, versuchte Müller diese Frage zu klären. Der Forscher zeigte Probanden den immergleichen Kaffeebecher auf einem Bildschirm – jedoch variiert mit unterschiedlichen Preisen. Ein EEG zeichnete



**Hirnstrommessung im Labor**  
Kaffee mit Senf löst Alarm aus

derweil die Hirnaktivität der Testpersonen auf.

Insbesondere bei extremen Angeboten zeigten sich binnen Millisekunden heftige Reaktionen im Denkapparat. Zu niedrige oder zu hohe Preise wie zehn Cent oder gar zehn Euro pro Becher waren nicht hinnehmbar für die Kontrollinstanz im Kopf. „Wenn das Gehirn völlig unerwartete, unverhältnismäßige Preise verarbeiten musste, traten Gefühle wie Schock, Zweifel oder Erstaunen zutage“, berichtet Müller.

Nach dem Ergebnis der Studie wären die Probanden bereit, zwischen 2,10 Euro und 2,40 Euro für den Kaffee zu bezahlen – deutlich mehr also, als Starbucks ihnen tatsächlich abknöpft. „Der Konzern lässt sich also Millionengewinne entgehen, weil die Zahlungsbereitschaft der Kunden nicht ausgeschöpft wird“, resümiert Müller.

Zusammen mit Wissenschaftlern der Hochschule München hat er das Experiment noch weitergetrieben. Vor der Uni-Mensa ließ das Forscherteam einen Automaten aufstellen, an dem sich Studenten mit Kaffee für 70 Cent und Cappuccino für 80 Cent versorgen konnten. Nur der Latte macchiato hatte keinen festen Preis – die Studierenden sollten selbst entscheiden, wie viel sie dafür zahlen würden.

Nach mehreren Wochen und Hunderten von getrunkenen Bechern hatte sich bei den Münchner Studenten ein Durchschnittspreis von 95 Cent für das italienische Modegetränk eingependelt. Nun zog Müller mit einer kleineren Versuchsgruppe ins Labor. Erneut wurden den Testpersonen Preise gezeigt und die Hirnwellen gemessen. Das erstaunliche Ergebnis: Im Durchschnitt signalisierte das Gehirn bei einem Preis von 95 Cent sein Einverständnis – der augenscheinliche Beleg dafür, dass sich der ideale Preis für eine Ware auch ohne jegliche Befragung ermitteln lässt.

„Eine Studie dieser Art ist bisher nie durchgeführt worden, obwohl sich Wissenschaftler seit Jahrzehnten mit der Deutung von Hirnsignalen beschäftigen“, sagt Müller. Etlichen Konsumenten dürfte allerdings als Horrorszenario erscheinen, was Anhänger des sogenannten Neuro-Pricing bereits als Revolution des Marketings ausrufen: die Bestimmung eines Wohlfühlpreises auf der Grundlage von Hirnmessungen im Labor.

Nach Ansicht des Neuroforschers ist die Furcht vor dem durchleuchteten Kunden jedoch unbegründet. „Bei dieser Methode gewinnen alle“, glaubt Müller. Als Beleg dient ihm die ungeheuer hohe Zahl von Flops in der Konsumwirtschaft: Rund 80 Prozent aller neuen Produkte verschwinden bereits nach kurzer Zeit auf Nimmerwiedersehen aus den Regalen.

FRANK THADEUSZ



# „Ich hatte Angst, Vater zu sein“

Was tun, wenn die Tochter vier Sätze spricht und dann für immer verstummt? Was, wenn der Sohn zum Mörder wird? Der US-Autor Andrew Solomon hat Eltern besucht, die damit leben müssen, dass ihre Kinder ganz anders sind als sie selbst.

**SPIEGEL:** Herr Solomon, in Ihrem Buch berichten Sie von Jason Kingsley, einem Star aus der „Sesamstraße“. Was fasziniert Sie so an ihm?

**Solomon:** Jason war der erste Mensch mit Down-Syndrom, der berühmt wurde. Seine Mutter Emily war total schockiert, als sie die Diagnose bekam. Sie wusste nicht, was sie mit einem solchen Kind machen sollte: im Heim unterbringen? Zu Hause behalten?

**SPIEGEL:** Wir reden dabei von den siebziger Jahren ...

**Solomon:** ... ja, die Idee der Frühförderung war noch völlig neu. Deshalb entwickelte Jasons Mutter auf eigene Faust ein Konzept konstanter Stimulation. Sie umgab ihn mit lauter knallbunten Dingen. Sie redete ununterbrochen mit ihm. Sie badete ihn sogar in Wackelpudding, um ihm neue taktile Erfahrungen zu ermöglichen. Und tatsächlich entwickelte sich Jason außergewöhnlich. Er redete früh, er zählte, und er tat eine Fülle von Dingen, von denen man gedacht hatte, ein Down-Kind sei dazu nicht fähig. Und dann ging seine Mutter zur „Sesamstraße“ und sagte: „Ich möchte, dass ihr Jason in euer Programm aufnehmt.“

**SPIEGEL:** Wollen Sie sagen, eine solche Behinderung lasse sich überwinden, wenn man nur genug Aufwand treibt?

**Solomon:** Ja und nein. Jason vollbrachte Erstaunliches, aber seiner Entwicklung waren Grenzen gesetzt. Seine Mutter sagte mir: „Ich habe ihn zum bestentwickelten Menschen mit Down-Syndrom gemacht, aber mir war nicht klar, wie einsam ich ihn damit gemacht habe. Er kann zu viel, um mit anderen Down-Kindern klarzukommen, aber zu wenig, um ebenbürtige Beziehungen mit Menschen ohne Down-Syndrom führen zu können.“

**SPIEGEL:** Für Ihr Buch haben Sie Familien mit Kindern unterschiedlichster Art besucht: Einige sind Zwerge, andere schizophoren, autistisch oder taub. Wieder andere haben Verbrechen begangen, oder sie sind Wunderkinder. Und mit ihnen allen hat Jason etwas gemein?

**Solomon:** Allerdings. Ich wollte wissen: Wie schließen die Eltern solcher Kinder Frieden mit der Tatsache, dass ihr Kind ihnen völlig fremd ist? Dass dieses Kind so ganz anders ist, als sie es sich vorgestellt hatten? Emily Kingsley sagt, ein behindertes Kind zu haben sei wie eine geplante Reise nach Italien, bei der du versehentlich in Holland landest: weniger glamourös, nicht der Ort, wo all deine Freunde hinfahren. Aber es gibt dort Windmühlen und Rembrandts. Es gibt viele zutiefst befriedigende Dinge zu sehen, wenn du dich nur darauf einlässt und nicht deine Zeit darauf verwendest, dir zu wünschen, du wärst in Italien.

**SPIEGEL:** Und so, meinen Sie, geht es auch Eltern von Autisten oder Kriminellen?

**Solomon:** Ja. Unsere Identität ist von einer Vielzahl von Merkmalen bestimmt, die

„Ein behindertes Kind zu haben ist wie eine Reise nach Italien, bei der du in Holland landest.“

wir von unseren Eltern erben: Sprache, Nationalität, Hautfarbe und Religion zum Beispiel. Aber es gibt eben auch den Fall, in dem die Eltern es mit einem Kind zu tun haben, das grundsätzlich anders ist als alles, was sie kennen. Kinder mit Down-Syndrom werden in der Regel eben nicht von Eltern mit Down-Syndrom geboren.

**SPIEGEL:** Um eine solche Erfahrung zu machen, bedarf es keines behinderten Kindes. Spätestens in der Pubertät stellen doch fast alle Eltern fest, dass ihnen ihre Kinder fremd werden.

**Solomon:** Bis zu einem gewissen Grad, gewiss. Kürzlich schrieb mir ein Leser allen Ernstes: „Sie berichten von so vielen Kindern, die anders sind als ihre Eltern. Warum nicht auch von Fällen wie dem meinen: Ich liebe Hunde, und nun muss ich feststellen, dass mein Kind überhaupt kein Hundemensch ist.“ Elternschaft bedeutet immer, das Kind als eine unabhängige und andersartige Person zu begreifen. Durch die Beschreibung extremer

Beispiele möchte ich auch diese allgemeine Erfahrung beleuchten.

**SPIEGEL:** Sie beschreiben eine Fülle von Problemen, eines schlimmer als das andere. Wenn Sie eins davon für Ihr Kind aussuchen müssten, welches wäre das?

**Solomon:** Nun, ich würde gewiss nicht wollen, dass mein Kind unter Schizophrenie leidet. Auch wenn mein Kind kriminell wäre, hätte ich sehr damit zu kämpfen. Hätte ich hingegen ein taubes Kind, dann würde mir meine Bewunderung für die Kultur der Gehörlosen sicher helfen.

**SPIEGEL:** Insgeheim haben Sie also durchaus so etwas wie eine Art Skala des Schreckens im Kopf?

**Solomon:** Einiges erschreckt mich mehr als anderes. Aber einem anderen kann es genau umgekehrt gehen. Die Mutter eines zwergwüchsigen Kindes zum Beispiel hat mir erzählt, wie sie mit ihrer Tochter im Fahrstuhl eine Frau mit Down-Kind sah und dachte: „Mit meinem komme ich ja klar – aber mit deinem? Niemals!“ Und dann merkte sie, dass die andere Mutter gerade genau dasselbe dachte. Jeder arrangiert sich mit dem Schicksal, das ihn trifft.

**SPIEGEL:** Taubheit, so sagten Sie, erschrecke Sie weniger als andere Behinderungen. Können Sie erklären, warum?

**Solomon:** Ich liebe es, mich zu unterhalten. Und ich liebe Musik. Deshalb dachte ich immer, nicht hören zu können müsste eine Tragödie sein. Aber dann ging ich ins Theater der Gehörlosen. Ich ging in ihre Clubs, ich war in Nashville bei der Wahl der „Miss Deaf America“. Ich fand heraus, welch wundervolle Kultur der Gebärdensprache es gibt. Und plötzlich wurde mir klar: Wenn wir die jüdische, die schwule oder die Latino-Kultur anerkennen, dann müssen wir auch akzeptieren, dass dies eine vollwertige Kultur ist. Dass Taubheit als Behinderung gilt, ist im Grunde ein soziales Konstrukt.

**SPIEGEL:** Zugleich ist die Taubheit eine der wenigen Behinderungen, die sich, zumindest bedingt, beheben lassen – durch ein Cochlear-Implantat. Viele Aktivisten jedoch kämpfen erbittert gegen diese Form der Therapie ...

**Solomon:** ... ja, weil sie fürchten, dass das, was so außergewöhnlich an ihrer Kultur



JÜRGEN FRANK

## Andrew Solomon

hat mehr als 300 Elternpaare interviewt, die eines gemeinsam haben: Ihre Kinder sind ganz anders als sie selbst. In zehn Jahren Recherchezeit entstand so ein Mammutwerk über Elternliebe, die Suche nach Identität und den Umgang der Gesellschaft mit Behinderung. Solomon, 49, berichtet von Kindern mit Down-Syndrom, Autismus und Schizophrenie, von Zwergwüchsigen, Gehörlosen und Transsexuel-

len, von Kindern, die schwerstbehindert auf die Welt kommen, und solchen, die bei einer Vergewaltigung gezeugt wurden, von Wunderkindern und Kriminellen. Und er thematisiert sein eigenes Vatersein als Homosexueller: Mit seinem Ehemann sowie Sohn George (l.) lebt Solomon in New York und London. Sein Buch „Weit vom Stamm“ erscheint diese Woche auf Deutsch (S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 1104 Seiten; 34 Euro).

ist, verschwinden wird. Ich teile dieses Bedauern. Andererseits sollte man eines nicht vergessen: Weil es die Implantate gibt, wird die Welt der Gebärdenden schrumpfen. Wer also heute sagt: „Ich will kein Implantat für mein Kind, weil ich will, dass es in der Welt der Gebärdensprache aufwächst“, der lässt außer Acht, dass die Kultur der Gehörlosen, wie wir sie heute kennen, in 50 Jahren nicht mehr existieren wird. Und wollen diese Eltern ihr Kind wirklich einer schrumpfenden Welt überantworten?

**SPIEGEL:** Es gab in den USA viel Aufregung um den Fall zweier gehörloser Lesben, die zur Zeugung ihres Nachwuchses gezielt das Sperma eines tauben Spenders wählten – und so tatsächlich gehörlose Kinder bekamen. Wie stehen Sie dazu?

**Solomon:** Diese Frauen wollten Kinder, die so sind wie sie selbst. Das ist ein sehr menschlicher Impuls – nicht anders, als wenn eine sogenannte normale, weiße Familie zur Samenbank geht und sagt: „Wir wollen einen weißen Spender.“ Es ist ja nicht so, dass diese Eltern ihre Kinder erst geboren und dann verkrüppelt hätten.

**SPIEGEL:** Die Verständigung mit einem gehörlosen Kind mag nicht einfach sein. Um wie viel schwieriger aber muss sie mit einem autistischen Kind sein ...

**Solomon:** O ja. Nehmen Sie nur den Fall von Cece, die nur viermal in ihrem Leben sprach. Das erste Mal geschah dies, als sie als Dreijährige einen Keks, den ihr die Mutter gab, zurückwies und sagte: „Iss du, Mama.“ Dann kam mehr als ein Jahr lang nichts – bis zu jenem Tag, als ihre Mutter das Fernsehen ausschaltete und Cece erklärte: „Ich will meinen Fernseher.“ Wieder drei Jahre später fragte sie in der Schule: „Wer hat die Lichter angelassen?“ Dann, ein letztes Mal, antwortete sie: „Der ist lila“, als sie nach der Farbe eines Umhangs gefragt wurde.

**SPIEGEL:** Und danach nie wieder ein Wort? Wie schrecklich!

**Solomon:** Ja, eine schrecklichere Erfahrung können Eltern kaum machen. Bei Kindern, die nie ein Wort sagen, werden die Eltern annehmen, dass da eben keine Sprache ist. Aber bei einem Mädchen wie Cece? Was kann es verstehen? Was würde es uns gern mitteilen?

**SPIEGEL:** All ihrer Verzweiflung zum Trotz behaupten viele der Eltern, mit denen Sie gesprochen haben, einen Sinn in der Behinderung ihres Kindes zu sehen. Scheint Ihnen das glaubhaft, oder sind es nur Hilfskonstruktionen, um das Leben irgendwie erträglich zu machen?

**Solomon:** Als ich mit meinem Projekt begonnen habe, hielt ich das für eine zentrale Frage: Gibt es einen Sinn in all diesem Leid? Oder reden sich die Leute das nur ein? Inzwischen habe ich begriffen, dass es darauf gar nicht ankommt. Wichtig ist nur, wie man selbst es wahrnimmt. Wer, wie auch immer, fähig ist zu sagen:



DENVER POST / POLARIS



SESAME STREET

**Amokläufer Klebold 1999, Pianist Peterson, Down-Kind Kingsley in der „Sesamstraße“ 1978:** „Gibt es einen Sinn in all dem Leid?“

„Die Behinderung meines Kindes hat einen tieferen Sinn“, wird seiner Elternrolle besser gerecht als jemand, der voller Ingrid mit seinem Schicksal hadert.

**SPIEGEL:** Zumindest im Falle der Wunderkinder, denen Sie auch ein Kapitel Ihres Buchs widmen, könnten Eltern in der Andersartigkeit ihres Kindes geradezu ein Geschenk des Schicksals sehen ...

**Solomon:** Nicht unbedingt. Eine meiner überraschendsten Erkenntnisse besteht darin, dass das, was zunächst wie eine Tragödie erscheint, einen Sinn haben kann. Und dass sich andererseits das, was erstrebenswert erscheint, als Alptraum entpuppen kann. Auch Eltern von Wunderkindern sehen sich einem Kind gegenüber, das sie nicht wirklich verstehen.

**SPIEGEL:** Und das ist ähnlich schlimm, wie wenn es behindert wäre?

**Solomon:** Bemerkenswert fand ich das Gespräch mit der Mutter von Drew Peterson, einem erfolgreichen Pianisten. Ich fragte sie, wie denn Drews Bruder damit klarkommen sei, einen solchen Wunderknaben neben sich zu haben. Und sie antwortete: „Es war so ähnlich, als hätte er einen Bruder mit Holzbein gehabt.“

**SPIEGEL:** Ein Merkmal in Ihrer Sammlung der Andersartigkeiten hat uns überrascht: Warum haben Sie auch die Neigung zur Kriminalität in Ihre Kollektion aufgenommen? Hat da nicht, anders als bei all den Behinderungen, von denen Sie sprechen, das familiäre Milieu einen maßgeblichen Anteil an der Entwicklung des Kindes?

**Solomon:** Früher machte man allzu behütende Mütter verantwortlich für die Homosexualität ihrer Söhne. Und emotionskalte Mütter waren schuld am Autismus ihrer Kinder. Heute glaubt man so etwas nicht mehr. Nur in der Welt des Verbrechens erklären wir nach wie vor die Eltern für die Schuldigen. Sicher, Missbrauch, Gewalt und Alkoholismus im Elternhaus können kriminelle Neigungen verstärken. Aber es gibt eben auch viele Verbrecher, die keineswegs aus einem solchen Milieu kommen. Und das ist die Geschichte, die ich erzählen wollte.

**SPIEGEL:** So wie bei den Eltern von Dylan Klebold, einem der beiden Amokläufer, die in der Columbine High School erst zwölf Schüler und einen Lehrer und dann sich selbst erschossen?

**Solomon:** Genau. Ich verbrachte viel Zeit mit ihnen. Und je besser ich sie kennenlernte, desto mehr mochte ich sie. Ich könnte mir durchaus vorstellen, mit ihnen als Eltern aufzuwachsen. Und am Ende dachte ich: Wenn es diesen Menschen passiert, dass ihr Kind so etwas Schreckliches tut, dann kann es jedem passieren. Ist das nicht beängstigend?

**SPIEGEL:** Hinzu kommt, dass die Eltern eines Mörders kaum mit Anteilnahme rechnen können ...

**Solomon:** ... und das ist sehr schlimm für sie. Für Sue Klebold, Dylans Mutter, war es eine ungeheure Erleichterung, endlich einmal mit jemandem über ihren Sohn als Kind reden zu können, über die nette Person, die er gewesen ist. Sie sagte: „Sie können sich nicht vorstellen, wie lange es her ist, dass ich das letzte Mal mit meinem Sohn angegeben habe.“

**SPIEGEL:** All die Schauergeschichten, die Sie erzählen, scheinen dazu angetan, selbst den drängendsten Kinderwunsch verstummen zu lassen. Stattdessen, so schreiben Sie, habe Ihnen die Recherche für Ihr Buch geholfen, Ihre Angst vor dem Vatersein zu überwinden. Können Sie das erklären?

**Solomon:** Ich hatte große Angst, ob ich ein guter Vater sein könnte. Aber dann habe ich so viele Menschen getroffen, die selbst unter schwierigsten Umständen gute Eltern waren, dass ich mich ermutigt fühlte.

**SPIEGEL:** Hat Ihre Homosexualität die Angst verstärkt, Vater zu sein?

**Solomon:** Ich wollte immer Kinder, deshalb bereitete es mir großen Kummer, dass ich, wie ich dachte, als Schwuler keine Familie würde haben können. Jahrelang habe ich darüber nachgegrübelt, ob ich nun zu meiner Neigung stehen und auf eine Familie verzichten sollte; oder ob ich mich selbst belügen, mit einer Frau leben und Kinder haben sollte ...

**SPIEGEL:** ... bis sich dann ein Weg auftat, Homosexualität und Vaterschaft miteinander zu verbinden.

**Solomon:** Ja, die Zeiten änderten sich. Als Schwuler eine Familie zu haben schien nicht länger unmöglich. Trotzdem blieb die Frage: Wie ist es, als Kind schwuler Eltern aufzuwachsen? Da hat es mir sehr geholfen zu sehen, dass es so etwas wie eine normale Familie gar nicht gibt.

**SPIEGEL:** Normal wird man Ihre Familie in der Tat kaum nennen können. Sie selbst sprechen von „fünf Eltern mit vier Kindern in drei Familien“ ...

**Solomon:** Ja, alles begann, als Blaine, eine meiner besten Freundinnen, mir nach ihrer Scheidung sagte, sie sei sehr traurig, keine Kinder zu haben. „Wenn du irgendwann welche willst“, sagte ich prompt, „wäre ich gern der Vater.“ Etwas später traf ich John, meinen heutigen Ehemann, der bereits biologischer Vater von Oliver war, dem Sohn eines lesbischen Paares. Im Jahr darauf beschloss dieses Paar, ein zweites Kind haben zu wollen, und so entstand Lucy, Johns zweites Kind. Zu diesem Zeitpunkt kam Blaine auf meinen Vorschlag zurück. Das Ergebnis ist die kleine Blaine, die zusammen mit ihrer Mutter in Texas lebt.

**SPIEGEL:** Ergibt zusammen drei Kinder.

**Solomon:** Richtig. Das vierte ist George. Denn dann heirateten John und ich, und wir wollten ein eigenes Kind haben, das bei uns lebt. Jetzt ist George unser Vollzeitkind. Er ist vier, und ich bin sein biologischer Vater. Wir haben uns eine Eizellspenderin gesucht, und Laura, die Mutter von Oliver und Lucy, hat sich angeboten, die Leihmutter zu sein.

**SPIEGEL:** Und hat Ihnen die Recherche für Ihr Buch bei der Erziehung von George geholfen?

**Solomon:** All die Arbeit lehrte mich vor allem eines: Nimm dein Kind so, wie es ist. Ich will nicht behaupten, dass ich darin bisher brillant war. Aber ich habe mein Bestes gegeben.

**SPIEGEL:** Herr Solomon, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



## MEDIZIN

# Seelenheil aus dem Gekröse

Die Darmflora hält nicht nur den Körper gesund, sondern sie beeinflusst auch den Geist. Sind Bakterien ein Mittel gegen psychische Störungen?

**W**er seinem Bauchgefühl vertraut, der trifft mitunter einsame Entscheidungen, aber er tut dies niemals allein. Die im Darm lebenden Bakterien reden mit.

Dass Mikroorganismen den Geist des Menschen steuern, ist die neueste Entdeckung der Mikrobiologen. Schon länger sehen die Forscher den Homo sapiens als eine Art Superorganismus, untrennbar verbunden mit hundert Billionen Bakterien, die ihn körperlich gesund halten. Doch der Einfluss der Winzlinge, das zeigen spannende Experimente, reicht sogar bis hoch ins Gehirn.

Die Zusammensetzung der Darmflora beeinflusst demzufolge die Stressverarbeitung und andere Verhaltensweisen. Die Gedärme mancher Kinder waren einer Studie zufolge häufig von seltsamen Sutterella-Bakterien besiedelt, während nützliche Bakterien darin fehlten – und die Kinder waren autistisch. Bislang dachten die Menschen, ihr Gehirn arbeite

ohne fremde Hilfe, sagt der Biologe Scott Gilbert, 64, vom Swarthmore College in Pennsylvania. „Jetzt lernen wir, Bakterien sind Teil unserer geistigen Erfahrungen. Wir sind nicht die Individuen, für die wir uns gehalten haben – und das betrifft wohl auch unser Denken.“

Die Einsicht gründet auf Versuche mit Mäusen, die in einer sterilen Umwelt aufgezogen wurden. Setzt man diese keimfreien Tiere leichtem Stress aus, antworten sie mit einem höheren Ausstoß von Stresshormonen als die mit normalen Darmbakterien besiedelten Artgenossen.

Die Forscherin Rochellys Diaz Heijtz vom Karolinska Institut in Stockholm und ihre Kollegen gingen der Sache nach und untersuchten nicht nur Hormone, sondern auch das Verhalten. Keimfreie Mäuse liefen unbedarft durch fremdes Terrain, während von Darmbakterien besiedelte Artgenossen viel umsichtiger agierten.

Im weiteren Teil des Experiments versuchten die Forscher, das Verhalten der keimfreien Mäuse zu manipulieren. Als sie dazu ältere Tiere mit normaler Bakterienflora animpften, geschah nichts. Anders war es bei jüngeren Mäusen. Nach der Mikroben-Impfung veränderten sie ihr Verhalten und wurden genauso umsichtig wie von Natur aus besiedelte Tiere.

Auf den Menschen übertragen könnten die Befunde bedeuten: Seine Gedärme müssen von klein an von Mikroorganismen besiedelt werden, damit sein Denkorgan sich normal entfalten kann. „Im Laufe der Evolution wurde die Kolonisierung mit Darmbakterien darin eingebunden, die Entwicklung des Gehirns zu programmieren“, vermutet die Forscherin Heijtz.

Wie genau die Mikroben auf das Denkorgan einwirken, das verstehen die Forscher erst nach und nach. Neurotransmitter spielen dabei vermutlich eine Rolle, zumal im Darm lebende Bakterien Serotonin, Dopamin und Noradrenalin produzieren und ins Blut abgeben. Überdies verwandeln sie mehrkettige Kohlenhydrate aus der Nahrung in kurzkettige Fettsäuren wie Butter- und Essigsäure, die ebenfalls auf das Nervensystem des Menschen wirken können.

Vor allem aber der Vagusnerv scheint das Bindeglied zwischen Bazillen und Hirn zu sein. Er durchzieht den Körper und verbindet den Lebensraum der Bakterienschar, der an die Darmwand grenzt, mit dem Gehirn.

Mäuse, deren Darmflora mit nützlichen Milchsäurebakterien aufgepeppt wurde, zeigten in Labortests deutlich weniger Angstverhalten als andere Artgenossen. Doch als die Forscher das Experiment an Tieren mit defektem Vagusnerv wiederholten, funktionierte das Hirndoping nicht.

Was aber geschieht mit dem Geist, wenn sich die segensreiche Darmflora nicht normal ausprägen kann? Schlagen der Hygienefimmel und der inflationäre Antibiotika-Einsatz aufs Gemüt?

Tatsächlich treten Störungen der Darmflora und der Psyche oftmals zusammen auf. Viele Patienten mit chronischem Reizdarm leiden häufig auch an seelischen Symptomen. Und autistische Menschen leiden häufig an Verstopfung oder Durchfall.

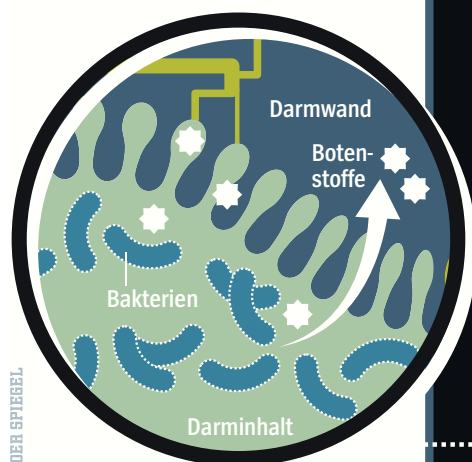
Führt somit der Weg zum Seelenheil durchs Gekröse? Die Gruppe um den Neurobiologen Paul Patterson vom California Institute of Technology hat bereits Mäuse gezüchtet, die eine veränderte Bakterienflora haben und autistisches Verhalten zeigen. Patterson verabreichte den Mäusen daraufhin das nützliche Stäbchenbakterium *Bacteroides fragilis* – was eine verblüffende Wirkung hatte: Die Bakterienzufuhr normalisierte nicht nur die Darmflora, sondern auch das Verhalten.

„Willkommen in der schönen neuen Welt der lebendigen mikrobiellen Heilmittel“, frohlockt Neurobiologe Patterson, der seine Studie in Kürze im Fachblatt „Cell“ präsentieren will. Er gibt sich überzeugt: Arzneien aus Darmbakterien werden die Psychiatrie revolutionieren.

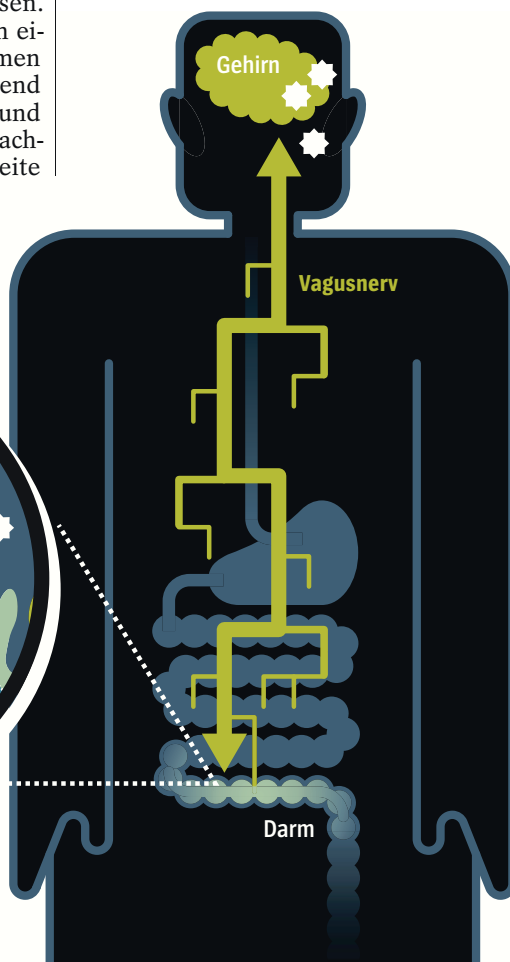
JÖRG BLECH

## Stimme aus dem Bauch

Wie Darmbakterien auf das Gehirn wirken



Die Bakterien stehen über den Vagusnerv mit dem Gehirn in Verbindung. Sie stellen Botenstoffe her, die direkt über den Nerv oder über die Darmwand ins Blut und von dort ins Gehirn gelangen.









Szene aus  
„Der Vorleser“, 2008

SENATOR / CENTRAL

FILMWIRTSCHAFT

## „Schuss ins eigene Knie“



*Martin Moszkowicz, 55, Vorstand der Constantin Film, über den Rechtsstreit um das Filmförderungsgesetz*

**SPIEGEL:** Herr Moszkowicz, von Dienstag dieser Woche an prüfen die Bundesverfassungsrichter das deutsche Filmförderungsgesetz. Was würde passieren, wenn sie es kippen?

**Moszkowicz:** Wenn das Geld, das die Filmförderungsanstalt (FFA) jedes Jahr in deutsche Produktionen steckt, wegfiel, wäre das ein Kahlschlag. Ein Großteil der Filme, die jetzt in Deutschland

hergestellt werden, wären dann nicht mehr zu finanzieren. Auch viele Kinos könnten nicht überleben, weil sie von der FFA unterstützt werden.

**SPIEGEL:** In 2012 hat die FFA rund 70 Millionen Euro in Filme und Strukturmaßnahmen gesteckt. Dieses Geld stammt aus den Abgaben der Kinobetreiber, der Videowirtschaft und der Fernsehsender. Eine Betreiberkette, die UCI, ist vor das Bundesverfassungsgericht gezogen, weil sie die Abgabe nicht mehr zahlen will. Die UCI behauptet, das FFA-Geld fließe größtenteils in unkommerzielle Filme. Ist der Vorwurf nicht berechtigt?

**Moszkowicz:** Nein, mit Mitteln der FFA sind neben Kassenhits wie „Türkisch

für Anfänger“ ja auch internationale Co-Produktionen wie „Der Vorleser“ oder „Die drei Musketiere“ gefördert worden, die auch in UCI-Kinos liefen – und zwar ziemlich erfolgreich. Wenn die UCI-Leute solche Filme in Zukunft verhindern wollen, schießen sie sich ins eigene Knie.

**SPIEGEL:** Aber fördert die FFA nicht auch eine Überproduktion von Filmen, die kaum jemand sehen will? 2002 kamen 116 deutsche Filme ins Kino, im vorigen Jahr waren es fast doppelt so viele, die meisten davon waren Flops.

**Moszkowicz:** Es gibt zu viele Filme und zu wenige erfolgreiche. Erfolg ist aber relativ. Filme sind Wirtschafts- und Kulturgut. Deshalb belohnt die FFA nicht nur besucherstarke Produktionen. Auch wer Preise bei bestimmten Festivals oder den Oscar gewonnen hat, bekommt zweckgebundene Mittel für sein nächstes Projekt. Ich finde das richtig, der Kassenerfolg kann nicht alles sein.

**SPIEGEL:** Die Summe, mit der die FFA jedes Jahr Filme fördert, macht rund sieben Prozent des gesamten Geldes aus, das in die deutsche Produktion fließt. Ist es nicht ein Armutszeugnis, wenn die Branche davon abhängig ist?

**Moszkowicz:** Es ist nun mal sehr schwer, in einem limitierten Binnenmarkt Geld für deutsche Filme aufzutreiben, und noch schwerer ist es, Geld mit ihnen zu verdienen. Alle müssen extrem knapp kalkulieren. Es läuft jetzt besser als früher – der deutsche Marktanteil steigt. Wir dürfen nicht zerstören, was wir in den letzten Jahren aufgebaut haben.

TV-STARS

## ZDF berät über Bauses Absetzung

Der im September gestartete Nachmittags-Talk mit Inka Bause, 44, bereitet dem ZDF zunehmend Sorgen. In der vorigen Woche lagen die Marktanteile von „inka!“ erneut bei kümmerlichen fünf bis sieben Prozent. In dieser Woche wollen die Verantwortlichen in Mainz darüber beraten, ob sie die Sendung vorzeitig absetzen. ZDF-Kreisen zufolge soll abgewogen werden, was eher zu verkraften ist: der Imageschaden für Sender und Moderatorin durch ein vorgezogenes Aus – oder die schlechten Quoten, die den Jahreschnitt drücken. Mit der Produktionsfirma Strandgutmedia ist zwar eine Laufzeit bis mindestens Weihnachten vertraglich vereinbart; eine Abbruchklausel erlaubt dem ZDF jedoch einen früheren Ausstieg. Einen Notfallplan gibt es bereits: Die Programmücke würden zunächst die „Topfgeldjäger“ schließen, die Ende August für „inka!“ vom Sender genommen wurden. Rund 15 Folgen der Kochshow mit Steffen Henssler liegen beim Sender noch auf Halde. Bause wiederum könnte im nächsten Jahr eine neue Aufgabe bekommen: Im ZDF wird sie als Moderatorin einer Überraschungsshow gehandelt.

MAGAZINE

## Neuer Chef auf der „Titanic“

Das Satire-Magazin „Titanic“ bekommt Mitte Oktober einen neuen Chefredakteur, den bisherigen Online-Redakteur Tim Wolff. Er löst Leo Fischer ab, der – wie bei der „Titanic“ üblich – freier Autor wird. Das Magazin steht gut da. Es hat



„Titanic“-Titel

seit Jahren eine stabile verkaufte Auflage von rund 80 000 Exemplaren und 150 000 Fans bei Facebook, was für einen Platz in den Top Ten bei den Print-Magazinen reicht. „Unsere Strategie: Gute Online-Witze führen zu mehr Abonnements“, sagt Wolff. Das Satire-Blatt bleibt indes weiter eine Männerbastion. In der Redaktion des Heftes arbeitet nur eine Frau. „Wir haben ein ambitioniertes Minderheitenförderungsprogramm, das zu noch nichts geführt hat“, sagt Wolff.

TV-EMPFANG

# Tote Quote

Die klassischen Zuschauerzahlen spiegeln die Realität nicht mehr wider: Sie vernachlässigen die wachsende Zahl von Menschen, die Sendungen auf dem Tablet oder Laptop sehen.

**K**atharina Vogt hat einen Laptop, ein Smartphone, einen Tablet-Computer – aber keinen Fernseher. Die 21-jährige Berliner Studentin schaut dennoch fern, „manchmal drei Stunden täglich“: Filme, Serien, Talkshows. Nur eben im Netz. Meistens liegt sie mit ihrem Laptop im Bett und klickt, was ihr Freunde oder Sender auf Facebook empfehlen.

Zuschauer wie Vogt sind für die Fernsehsender ein Alptraum, denn sie fallen bei der Quotenmessung durchs Raster. Bis heute machen die TV-Demoskopen das Zuschauerinteresse fast ausschließlich daran fest, wie viele Leute im Panel der Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung (AGF) zugeschaut haben.

Mit der Wirklichkeit hat das Resultat wenig zu tun, denn der Fernsehkonsum auf dem Tablet oder Laptop nimmt ständig zu. Dennoch richten die Sender und die Werbeindustrie ihre Entscheidungen in erster Linie noch immer an der offiziellen Quote aus.

Das soll sich nun ändern, künftig wird auch ein Teil der Online-Fernsehnutzung offiziell ausgewiesen werden. Fragt sich nur, wie.

„Natürlich kann man einfach Abrufzahlen in Mediatheken nehmen und auflisten“, sagt die AGF-Vorsitzende Karin Hollerbach-Zenz. „Aber wir wollen ja wissen, wer schaut. Wie alt sind die Leute, wo kommen sie her, was sind ihre Interessen? Das geht bisher nicht zuverlässig.“

Die AGF ist ein Zusammenschluss der öffentlich-rechtlichen und der großen privaten Sender zum Zweck der Quotenmessung. Alle Sender brauchen zuverlässige Daten, sie müssen wissen, welche Zuschauer welches Programm sehen.

Die Prozentzahlen weisen nicht nur Tele-Hits aus und richten über Moderatorenkarrieren, sie dirigieren auch und vor allem Werbegelder. Vier Milliarden Euro wurden 2012 für TV-Spots ausgegeben. Der Markt für Bewegtbildreklame im Internet wird auf 240 Millionen Euro taxiert, Tendenz stark steigend.

Menschen wie Katharina Vogt erreichen Achselspray- oder Chips-Hersteller fast nur noch im Netz. Manche Sender-



**Szene aus Berliner „Tatort“**  
Die Hauptzielgruppe schrumpft

zwerge von DMAX bis ZDFneo erreichen höhere Marktanteile auf ihren Websites als im klassischen Programm. Eine Studie des Marktforschers GfK USA behauptet, 40 Prozent der amerikanischen Zuschauer sähen schon jetzt in der lukrativsten Primetime zeitversetzt fern, sei es im Netz oder ein zuvor aufgezeichnetes Programm auf ihren TV-Geräten. Dazu passt, dass allein im letzten Winter die großen US-Sender 17 Prozent ihrer Hauptzielgruppe verloren haben.

Es wird gedownloadet, gestreamt, zwischengespeichert. Das Erste kann derzeit rund 50 000 Abrufe seines Livestreams pro Sekunde im Netz verkraften, bei großen Sportereignissen wird die Kapazität auf über eine halbe Million hochgefahren. Bei der Finalrunde der Champions League, prahlt das ZDF, habe man knapp 300 000

parallele Zugriffe ohne „technische Probleme“ gestemmt. Binnen zwölf Monaten nahmen die Video-Abrufe in der ZDF-Mediathek um 250 Prozent auf 1,1 Millionen zu. In den Mediatheken der Sender schauen 90 Prozent der Zuschauer Beiträge in den ersten drei Tagen nach der Erstausstrahlung im klassischen TV. Besonders beliebt sind etwa „Tatort“-Folgen.

Helmut Thoma, 74, streamt nicht, er liest noch Videotext. Der ehemalige RTL-Chef greift in seinem barocken Herrenhaus mit dem Namen Burg Schallmauer morgens noch immer nach der Fernbedienung und schaut sich auf RTL-Tafel 890 die Einschaltquoten des Vorabends an. Trotz dieses Rituals hat er eine natürliche Distanz zu den gemessenen Daten, denn er war es, der in den Pionierzeiten des Privatfernsehens die angeblich werberelevante Zielgruppe der 14- bis 49-Jährigen frei erfunden hat, wie er sagt. Die Werbeindustrie folgt bis heute gläubig seiner Doktrin. „Es ist rührend, wenn in der Öffentlichkeit darum gerungen wird, wer nun 14,1 oder 14,3 Prozent Quote hatte“, sagt Thoma. „Das ist doch reines Schwankungsbreitenglück.“

Quoten sind eine mathematische Näherung. Während etwa bei YouTube jeder einzelne Klick gezählt und angezeigt wird, werden Fernsehquoten in einem Panel gemessen. 5640 Haushalte wurden dafür angeworben, Quotenexperten nennen die 13 000 darin lebenden Menschen „Berichtsmasse“.

Diese Masse ist schwierig zu gewinnen, die Teilnehmer werden nach einem statistischen Verfahren angeworben. Ortsgrößen sind entscheidend, von einer Haustür ausgehend arbeitet sich der Marktforschungskundschafter dann vor, klingelt in einem vorher festgelegten Abstand an den Türen. Zeigt der Bewohner Interesse und passt er von den persönlichen Daten in das Schema, muss ein detaillierter Fragebogen zu Konsumgewohnheiten und familiären Umständen von den Neugewonnenen ausgefüllt werden.

Ein kleiner Elektronikkasten registriert von da an die Fernsehnutzung und sendet die Daten an das Forschungsunternehmen



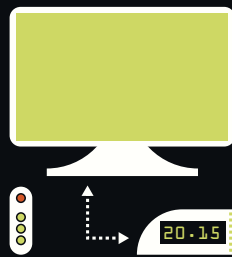
Mediennutzerin Vogt

## Quote 2.0 Messung der Einschaltquote bei Fernsehnutzern (bisher) und Internetnutzern (zusätzlich)

### LINEARES FERNSEHEN



Die Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) misst den Fernsehkonsum von rund **13 000** repräsentativen Zuschauern.

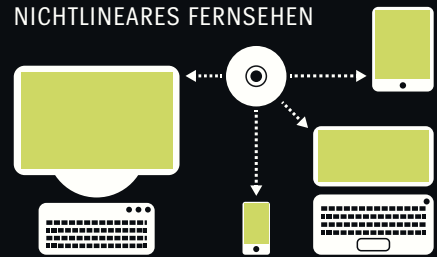


An jeden Fernseher eines angeschlossenen Haushalts wird ein sogenanntes **GfK-Meter** angeschlossen. Für jeden Mitbewohner gibt es einen Knopf auf einer speziellen Fernbedienung.



Das GfK-Meter misst, wer wann was wie lange guckt. Nachts überträgt das Kästchen per Telefonleitung alle **Messergebnisse** an den Zentralrechner.

### NICHTLINEARES FERNSEHEN



Zusätzlich wird auf Schreibtischrechnern, Notebooks, Tablet-Computern und Smartphones von 25 000 ausgewählten Zuschauern ein sogenanntes **Software-Meter** installiert, das neben dem Internet-TV auch die Nutzung von Mediatheken erfasst.

DER SPIEGEL

GfK in Nürnberg. Der Geheimclub ist zur absoluten Verschwiegenheit verpflichtet; niemand darf von seinem Nebenjob erzählen – noch nicht einmal unter Panel-Teilnehmern. Damit soll jede Beeinflussung ausgeschlossen werden. Zur Belohnung gibt es eine Mini-Entschädigung, um die Stromkosten für das Messgerät zu decken, und von Zeit zu Zeit erhalten die Teilnehmer eine Prämie auf dem Niveau eines Tischstaubsaugers.

Weil in den Haushalten aber fast ausschließlich das gemessen wird, was mittels klassischer Fernsehgeräte gesehen wird, kommt nun ein neues Panel hinzu. Das wird 25 000 Teilnehmer haben und ausschließlich die Online-Nutzung registrieren. Die Vergrößerung ist notwendig, weil das Netz erheblich mehr Angebote hat, als sie Fernsehsender bieten können. Mittels einer Software loggen sich die Nutzer ein, und der Abruf von Bewegtbildern

wird festgehalten. Die Auswertung übernimmt für die AGF das Marktforschungsunternehmen Nielsen. Die Daten können wiederum nach dem Vorbild der klassischen Quote hochgerechnet werden.

Längst nicht alle Video-Plattformen können derzeit wirklich erfasst werden. Noch schwieriger wird es sein, die Daten seriös zu den klassischen Fernsehquoten zu summieren. „Zukünftig wird es wohl auf die Reichweite einer Sendung und nicht eines Sendeplatzes hinauslaufen“, sagt Quotenfachfrau Hollerbach-Zenz. „Anders geht es nicht, weil das Format ja über mehrere Tage Zuschauer hat.“

Es wird also bald zwei Quoten geben: die der Online-Zuschauer und die altbekannte Fernsehquote. „Für ein gemeinsames Panel bräuchten wir etwa 100 000 Teilnehmer, um die Nutzung on- und offline seriös abbilden zu können“, sagt Hollerbach-Zenz.

Doch die technologische Entwicklung ist schon wieder einen Schritt weiter. Für Plattformen wie Netflix spielen klassische Quoten keine Rolle mehr. Netflix streamt Filme und Serien, neuerdings auch Eigenproduktionen, zum Beispiel „House of Cards“ mit Kevin Spacey. Die Polit-Serie war gerade für neun Emmys nominiert.

Netflix-Nutzer zahlen für den Zugang zur Plattform und können jederzeit so viel schauen, wie sie möchten. Das Unternehmen hat derart genaue Daten zur Nutzung, dass die Macher sogar das Drehbuch nach Beliebtheit der Darsteller und Akzeptanz des Plots umgestalten könnten.

Serien-Fans lieben die Möglichkeit, auf solchen Plattformen so viele Folgen nacheinander sehen zu können, wie sie wollen. Fachleute sprechen vom „Binge-Watching“, fernsehen wie Komasaufen, nur weitestgehend frei von Nebenwirkungen.

MARTIN U. MÜLLER





SONNTAG, 13. 10., 22.25–23.15 UHR | RTL

**SPiegel TV MAGAZIN**

**Sie wollen nur das Beste** – Helikopter-Eltern im Einsatz am Kind; **Schlimmer wohnen** – Der Trick mit den Gewerbemietverträgen; **Rechts, zwei, drei, vier** – Neues von den Reichsbürgern

DIE GROSSE SAMSTAGS-DOKUMENTATION  
SAMSTAG, 12. 10., 20.15–0.20 UHR | VOX

**Ich habe überlebt – im Angesicht des Todes**

Eine Naturkatastrophe, ein schwerer Verkehrsunfall oder ein Verbrechen: Manche Menschen überstehen solche Extremsituationen aus purem Zufall oder durch glückliche Fügung. Die Konfrontation mit der Endlichkeit des Daseins verändert das Leben der Betroffenen. Über Todesangst sprechen



Skisportler Maier

die SPIEGEL-TV-Autorinnen Steffi Cassel und Susanne Gerecke unter anderem mit Skilegende Hermann Maier, der bei einem Motorradunfall fast sein Bein verlor, und mit Extrembergsteiger Florian Hill, der unter einer Lawine begraben wurde.

FREITAG, 11. 10., 21.10–22.05 UHR | SKY

**SPiegel GESCHICHTE**
**Eingesperrt auf Alcatraz**

Sie galten als die gefürchtetsten Verbrecher Amerikas – bis sie nach Alcatraz kamen. Auf der Gefängnisinsel in der Bucht von San Francisco wurden aus legendären Gangstern wie Al Capone, „Machine Gun“ Kelly oder Robert „Birdman“ Stroud gewöhnliche Gefangene. Lange Haftstrafen, monotone Knast-Routine und unbarmherzige Vollzugsbeamte zermürbten die einstigen Räuber, Entführer und Mörder, bis einige von ihnen sogar den Verstand verloren. Ehemalige Insassen sprechen über ihre Erfahrungen auf dem berüchtigten Felsen und erzählen davon, wie sie Alcatraz überstanden.

GESTORBEN

**Tom Clancy**, 66. Sein Geschäft war die Angst. Clancy hatte als Versicherungsmakler gearbeitet, bevor 1984 mit dem Roman „Jagd auf Roter Oktober“ seine

Karriere als Bestsellerautor begann. Ronald Reagan, damals US-Präsident, lobte den U-Boot-Thriller aus der Endphase des Kalten Krieges, Hollywood adaptierte das Werk mit Sean Connery in der Hauptrolle. Clancys Bücher, gespickt mit Details über Waffen und militärische Strategien, lieferten den Stoff für weitere Actionfilme und diverse Computerspiele. Einige Romane lesen sich wie Gebrauchsanweisungen für Terroristen: In „Ehrenschild“ (1994) steuert ein Kamikazepilot einen Jumbo-Jet ins Washingtoner Kapitol, in „Das Echo aller Furcht“ (1991) zünden Extremisten eine Atombombe in einer amerikanischen Großstadt. Clancy war stolz auf sein paranoides, mitunter reaktionäres Weltbild. In einem SPIEGEL-Interview verglich er sich mit Franz Kafka („auch ein Versicherungsmann“), der „allerdings noch verrückter“ als er gewesen sei. Als junger Mann hatte Clancy von einer Laufbahn bei der Army geträumt; weil daraus wegen eines Augenleidens nichts wurde, gönnte er sich später große Spielzeuge: Zur Entspannung fuhr er in seinem eigenen Panzer herum. Tom Clancy starb am 1. Oktober in Baltimore, Maryland.



JERRY BAUER / OPALÉ / STUDIO X

**Walter Schmidinger**, 80. Schauspieler wie er treten nicht auf, sie sind irgendwann einfach auf der Bühne, als gehörten sie dorthin. Bei diesen Menschen ist die Kunst immer auch eine Art Nebenstelle des eigenen, schwierigen Lebens. Der Österreicher Walter Schmidinger war seelisch fragil und äußerlich eher unauffällig, alles andere als ein Heldendarsteller. Er litt an Depressionen, war ohnehin ein nervöser Typ und lebte seine Zustände aus. Für seine Rollen war das ein Glück. Schmidinger war am besten, wenn er Männer mit Macke spielte, Angeschlagene, Menschen mit Abgründen. Schon seine Stimme sagte alles: näselnd, nölend, um Liebe bitend und Aufmerksamkeit fordernd. Seine Karriere führte Schmidinger, den großen Darsteller meist kleiner Rollen, durch



IMAGO

nahezu alle bedeutenden deutschsprachigen Theater. Zuletzt war er an Claus Peymanns Berliner Ensemble engagiert. Walter Schmidinger starb in der Nacht zum 28. September in Berlin.

**Israel Gutman**, 90. Er sei bestimmt „nichts Besonderes“ gewesen, nur ein „einfacher Chronist“ seiner Zeitläufte, sagte Gutman immer wieder. Damit wurde er auch und vor allem zum Dokumentar des Grauens. Gutman, geboren 1923 in Warschau, verlor ein Auge beim Widerstandskampf im Warschauer Ghetto. Er war Gefangener in den Konzentrationslagern Majdanek, Auschwitz und Mauthausen und überlebte einen der sogenannten Todesmärsche. 1946 emigrierte er nach Palästina, wurde Kibbuznik und gründete eine Familie. Als Zeuge sagte er 1961 im Prozess gegen Adolf Eichmann in Jerusalem aus, als Historiker war er einer der Ersten, die den Holocaust systematisch zu erforschen versuchten. „Wenn es niemand aufschreibt, wird es niemand wissen“, sagte er, der viele Jahre als Chefhistoriker der Gedenkstätte Jad Vaschem tätig war. Israel Gutman starb am 1. Oktober in Jerusalem.

**Giuliano Gemma**, 75. In seiner Filmografie finden sich Meilensteine der Kinogeschichte wie „Ben Hur“ und „Der Leopard“.



UPPHOTO

Berühmt aber wurde der ehemalige Amateurboxer durch seine Rollen in zahlreichen Italo-Western der sechziger Jahre. „Eine Pistole für Ringo“ brachte 1965 seinen Durchbruch, damals agierte er noch unter dem Künstlernamen Montgomery

Wood. Die Produzenten befürchteten, ein Italiener als Westernheld würde beim Publikum nicht ankommen. Doch bald durfte Gemma unter seinem richtigen Namen spielen. Er avancierte zu einem der wichtigsten Darsteller des Genres. Vor seiner Zeit als Schauspieler hatte sich der gebürtige Römer als Hilfsarbeiter in einem Schlachthof und als Feuerwehrmann verdingt, zum Film kam er zunächst als Stuntman. Auch später in seinen Western drehte er die gefährlichen Szenen meist selbst. In den Siebzigern wandte er sich anspruchsvolleren Stoffen zu und drehte mit renommierten Regisseuren wie Valerio Zurlini oder Damiano Damiani. Für die Hauptrolle in „Corleone“ erhielt er 1979 bei den Filmfestspielen von Montreal den Preis als bester Schauspieler. Giuliano Gemma starb am 1. Oktober in Civitavecchia nach einem Verkehrsunfall.



## Stilvolle Rächerin

Schon 1996, als sie mit dem malay-sischen Schuhmacher Jimmy Choo ins Geschäft kam, hatte ihr Vater sie gewarnt: „Achte darauf, dass nicht die Buchhalter dein Geschäft bestimmen“, soll er gesagt haben. Ihre Kreativität müsse an erster Stelle stehen, so sein Tipp. In ihren Memoiren „In My Shoes“ beschreibt **Tamara Mellon**, 46, glamouröse Mitbegründerin des heute millionenschweren Luxus-Schuhlabels Jimmy Choo, welche Kämpfe sie



EAMONN MCCABE / CAMERA PRESS / PICTURE PRESS

bis zu ihrem Ausscheiden aus der Firma 2011 mit Investoren und Miteigentümern tatsächlich ausgefochten hat, um ihre gestalterischen Ideen durchzusetzen. Ihre Anteile an der Firma hat Mellon für geschätzte 100 Millionen Euro verkauft. Jimmy Choo gehört heute dem Schweizer Luxuskonzern Labelux. Im November kommt Mellons erste eigene Kollektion auf den Markt. Ihre Kreationen – Taschen, Kleider und Schuhe – firmieren unter dem Titel „Sweet Revenge“, süße Rache.



AUDON DESFORGES

## Nonstop Marathon

Fünf Tage vor der Bundestagswahl saß der Schauspieler und Theaterintendant **Dieter Hallervorden**, 78, in der Talkshow von Sandra Maischberger und warb für die FDP. Es war, wie auch bei anderen FDP-Sympathisanten in diesen Wochen, ein verunglückter Auftritt, geprägt von Trotz und Rechthaberei. Schon in den siebziger und achtziger Jahren hatte Hallervorden, damals als Komiker eine nationale Berühmtheit („Nonstop Nonsens“, „Didi – Der Doppelgänger“), für die FDP geworben. Der Zufall will es, dass in dieser Woche „Sein letztes Rennen“ in die Kinos kommt, Hallervordens neuer Film. Er spielt darin einen Rentner mit großer Vergangenheit: einen fiktiven ehemali-

gen Olympiasieger im Marathonlauf. Um dem tristen Alltag im Altersheim zu entkommen, trainiert er für den Berlin-Marathon. Der Film (Regie: Kilian Riedhof), eine Tragikomödie, laviert zwischen Pathos, Durchhalteparolen und bemühten Witzen. „Sein letztes Rennen“ wirkt wie eine Metapher auf den Zustand der FDP. Mit einem Unterschied: Hallervorden erreicht das Ziel.



UNIVERSUM FILM

## Monsieur Courage

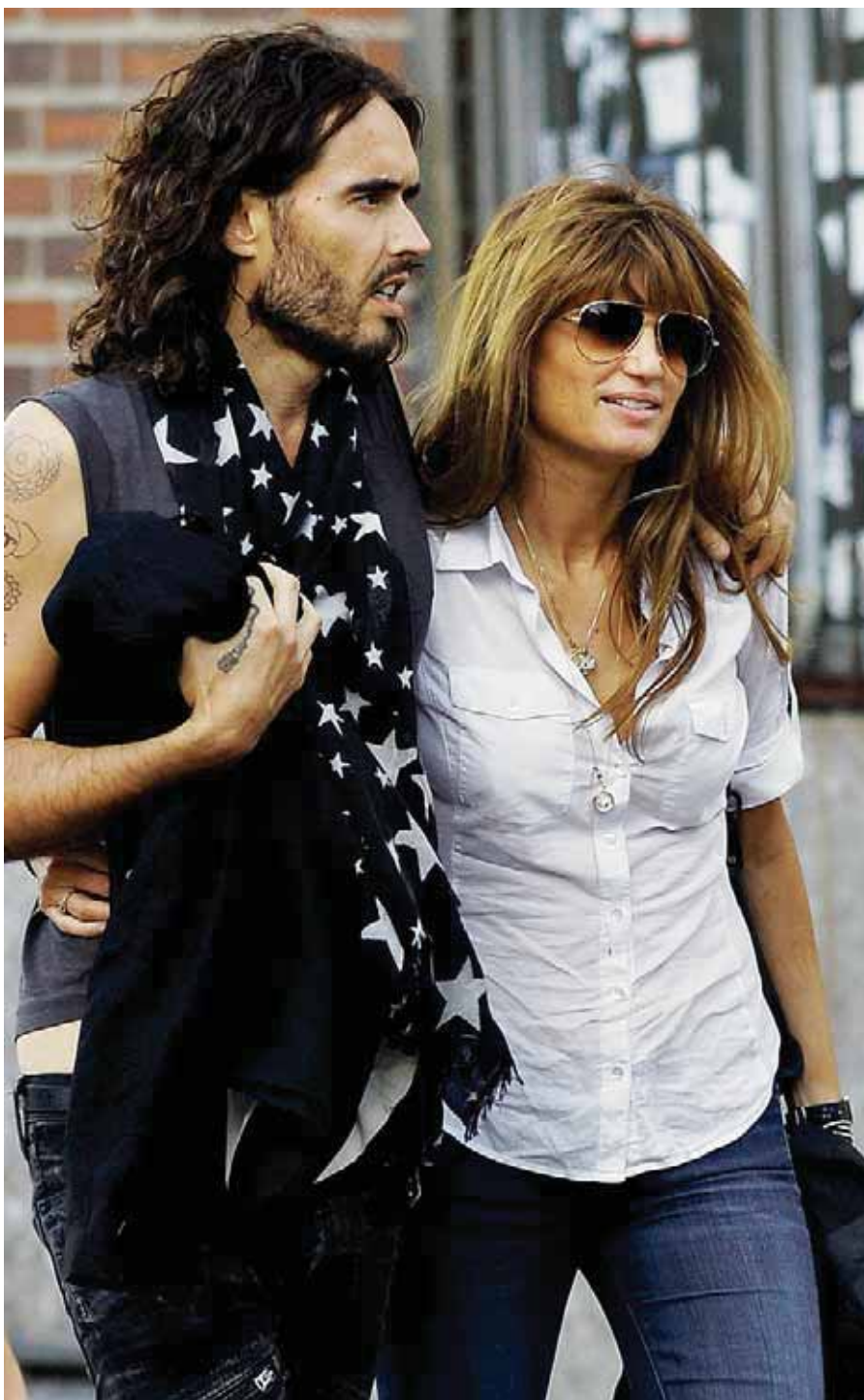
Der Frontsänger der libanesischen Indie-Rock-Band Mashrou' Leila, **Hammed Sinno**, 25, zeigt Courage. Er gab dem französischen Schwulenmagazin „Têtu“ ein ausführliches Interview und posierte als Coverboy. Für einen homosexuellen Künstler eigentlich keine große Sache mehr, für Sinno ein mutiger Schritt, denn in der arabischen Welt gilt gleichgeschlechtliche Liebe als schmutzig und sündig. Der Sänger hatte sich bereits vor einigen Jahren geoutet, lebt im vergleichsweise liberalen Beirut und will andere muslimische Homosexuelle darin bestärken, sich nicht beirren zu lassen. Seine Band, deren Name als „Leila-Projekt“, aber auch frei als „Eine-Nacht-Projekt“ übersetzt werden kann, wird im arabischen Raum wegen ihrer angeblich obszönen Texte und der offenen Homosexualität immer wieder angefeindet.



SIPA PRESS

## Fesche Lola

Der 75-jährige Diktator von Usbekistan, Islam Karimow, erlitt im Frühjahr dieses Jahres einen Herzinfarkt. Seine Töchter bereichern nun den Kampf um eine Amtsnachfolge mit einer familiären Schlammschlacht. **Lola Karimowa-Tilljajewa**, 35, eröffnete den Zickenkrieg mit einem Interview: Die Chancen ihrer älteren Schwester auf das Präsidentenamt seien „nicht sehr hoch“, sagte Lola der BBC und betonte, sie gehe Gulnara Karimowa seit zwölf Jahren aus dem Weg. Deren Charakter möge sie überhaupt nicht. Die Geschmähte, der tatsächlich politische Ambitionen nachgesagt werden, antwortete via Twitter, sie setze sich „lieber für Frieden in Usbekistan ein“, statt auf solche Anwürfe zu reagieren. Zusätzlich postete sie ein Foto aus ihrem Urlaub in Innsbruck. Im BBC-Interview kritisierte Karimowa-Tilljajewa auch den geschwächten Vater. Dessen hartes Vorgehen gegen die Opposition „fördert Extremismus“, sagte sie. Usbekische Regimegegner werten das Interview als Versuch der Diktatoren-tochter, sich vor einem möglichen Machtwechsel von Karimow zu distanzieren. Sie wolle sich womöglich ins Ausland absetzen, heißt es. Im Juli hat sie ein Millionenanwesen in Beverly Hills gekauft.



## Pfau oder Taube?

Der britische Comedian **Russell Brand**, 38, hat sich durch offensiven Umgang mit seiner Drogensucht, häufig wechselnde Liebschaften und exzentrische Auftritte den Ruf eines verrückt-verrückten Künstlers erarbeitet. Seinem Konzept zur Imagepflege bleibt er treu: Nachdem er vor nicht einmal drei Wochen an der Seite von **Jemima Khan**, 39, bekannt als Ex von Hugh Grant, auftrat, verkündete er vor gut

einer Woche bei einem Auftritt in Atlanta, er sei wieder Single. Die „Sunday Times“ beschäftigte sich derweil mit Brands Anziehungskraft auf Frauen. Seine Ex-Geliebte Courtney Love findet: „Er war köstlich.“ Ganz im Gegensatz zu dem Model Jasmine Lennard. Von einem Besuch bei dem Comedian berichtet sie: „Er machte die Tür in schmutzigen Boxershorts auf, und dann stolzierte er herum wie ein Pfau, dabei sah er aus wie eine dreckige Taube.“

**Klaus Wowereit**, 60, Regierender Bürgermeister von Berlin, wunderte sich bei seinem Geburtstagsempfang im dortigen Abgeordnetenhaus über die Festredner. SPD-Parteichef Sigmar Gabriel und der Berliner SPD-Fraktionschef Raed Saleh hatten den Jubilar zwar wortreich gewürdigt, das wichtigste Thema seiner Amtszeit aber geflissentlich verschwiegen. „Es traut sich ja keiner mehr, das F-Wort in meiner Gegenwart auszusprechen“, scherzte Wowereit unter dem Gelächter von 300 Gästen und zeigte auf Hartmut Mehdorn. Der Chef des Panneflughafens stand mit etwas gequältem Lächeln am Bühnenrand. „Herr Mehdorn, Sie haben einen Ruf zu verlieren“, sagte Wowereit, dessen Umfragewerte durch die Airport-Affäre lange im Sinkflug waren.

**Chelsea Clinton**, 33, Tochter der ehemaligen US-Außenministerin und des ehemaligen US-Präsidenten, wird eine herausragende Rolle in einem möglichen Wahlkampf ihrer Mutter um die Kandidatur als Präsidentin der Vereinigten Staaten prophezeit – und das, obwohl Mutter Hillary bisher jede Festlegung vermeidet. Die einstige First Daughter hat der Familienstiftung, die nunmehr Bill, Hillary & Chelsea Clinton Foundation heißt, eine Runderneuerung verpasst und organisiert gerade eine millionenschwere Spendensammlung. Politische Beobachter nehmen diese Entwicklung – und die Tatsache, dass die jüngste Clinton wieder öffentlich auftritt – als deutliches Zeichen: Die Familie bereitet sich auf das große Ereignis vor.

**Karl-Theodor zu Guttenberg**, 41, ehemaliger Verteidigungsminister, versteht auch zweieinhalb Jahre nach seinem Rücktritt beim Thema Plagiate keinen Spaß. Der wegen seiner in Teilen abgeschriebenen Doktorarbeit gestrauchte Politiker droht dem Münsteraner Verlag LIT mit einer Klage, sollte dieser einen fiktiven Beitrag Guttenbergs nicht aus einem satirischen Buch über den Wissenschaftsbetrieb streichen. Roland Schimmel hatte in seiner Ulkschrift „Von der hohen Kunst ein Plagiat zu fertigen“ ein erfundenes Geleitwort von Guttenberg eingefügt und die neun Zeilen recht eindeutig auf den 1. April 2011 datiert. Guttenberg ließ den Verlag über seinen Anwalt Christian Schertz wissen, der Text verletze Guttenbergs Rechte „in mannigfaltiger Weise“ und der Verlag missbrauche seinen Mandanten für eine Werbemaßnahme. Der Satire-Charakter des Titels hingegen sei „nicht im Ansatz erkennbar“. Der Verlag lehnt die geforderte Änderung ab.

Aus dem „Tagesspiegel“: „Horst Seehofer, der ja Hund und Schwanz in Personalunion verkörpert und gleichzeitig mit beidem wedeln kann, zählt doppelt.“



Zeitschriftenauslage in einem Rewe-Markt in Bredstedt

Die „Rheinische Post“ über Bordelle in Düsseldorf: „Doch auch in den beiden anderen scheint der Betrieb gefährdet. So schließt das eine in der Nacht, während das andere am Tag geöffnet hat.“

Ältere Menschen haben mit dem Verzehr ihres Vermögens gewaltige Probleme

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“

Der Präsident der Hamburger Hochschule für Musik und Theater, Elmar Lampson, im „Hamburger Abendblatt“: „Ich bin Linkshänder. In jeder Beziehung, auch in meinem Kopf.“



Straßenschilder bei Bad Segeberg

Motorradfahrer ohne Helm und Alkohol unterwegs

Aus der „Allgäuer Zeitung“

Aus der „Süddeutschen Zeitung“: „Nach dem Sondierungstreffen für eine Große Koalition tritt, wenn es nach der Führungsmannschaft im Willy-Brandt-Haus geht, der Konvent erneut in Berlin zusammen. Er soll entscheiden, ob es Verhandlungen über eine Neuauflage von Schwarz-Gelb geben soll.“

## Zitat

Das „Handelsblatt“ zum SPIEGEL-Titel „Geld her!“ über die Steuerpläne von Union und SPD:

CSU-Chef Horst Seehofer gibt sein Wort, dass „Steuererhöhungen für meine Partei nicht in Frage kommen“. Unionsfraktionschef Volker Kauder (CDU) bemüht gar ein Telefonat mit Kanzlerin Angela Merkel (CDU), aus dem er von der CDU-Chefin höchstselbst allen Bürgern ausrichten dürfe, dass es mit ihr und ihm keine Steuererhöhungen geben werde. Nun ja. Zumindest die beiden politischen Montagsmagazine glauben davon ganz offensichtlich kein Wort, denn beide titeln mit Steuererhöhungen, und offenbar sind in den Augen dieser Betrachter mögliche neue Gesetze, auch wenn sie der Bundestag beschließen sollte, heutzutage nichts anderes mehr als modernes Raubrittertum. Der SPIEGEL ist dabei in seiner Gestaltung konsequenter und – sorry, „Focus“ – näher dran am Geschehen. Der Anführer beim Überfall auf arme Steuerzahler ist Sozialdemokrat Sigmar Gabriel, während Merkel etwas unwillig im Hintergrund verharret. Beim „Focus“ dagegen öffnet sich eine klassische Ton-Bild-Schere: Die Überschrift handelt vom „Griff in die Taschen“. Doch Merkel und Gabriel sehen eher wie nette Maskenballbesucher denn wie böse Raubritter aus.

## Der SPIEGEL berichtete

... in Nr. 40/2013 im Gespräch mit dem Stürmer Zlatan Ibrahimović über dessen Wut auf seinen ehemaligen Trainer Pep Guardiola, unter dem er beim FC Barcelona spielte. Guardiolas philosophische Ansprachen seien „Scheiße für Fortgeschrittene“. Guardiola habe „keine Eier“, sein Wechsel zum FC Bayern München sei „feige“ gewesen, weil „die Mannschaft auch ohne ihn funktioniert“.

Bayern-Präsident Uli Hoeneß holte am Montag via „Bild“-Zeitung zum Konter aus: Er halte Ibrahimović für „eine gekränkte Primadonna, die den Weggang von Barcelona nicht verkraftet hat“. Kein Verein sei mit dem Spitzenstürmer glücklich geworden. Auch der Vorstandsvorsitzende der Bayern, Karl-Heinz Rummenigge, kommentierte: „Die Dummheit gehört zur Persönlichkeitsentfaltung eines jeden Menschen und ist, wie man bei Ibrahimović sieht, auch gesetzlich erlaubt.“ Die spanische Tageszeitung „El Mundo“ titelte: „Ibrahimović lässt seine Wut an Guardiola aus.“ Im SPIEGEL-Gespräch hatte Ibrahimović gewarnt, „ich rege mich schnell auf. Auch über Kleinigkeiten“. Die Münchner „tz“ befand daraufhin, Ibrahimović sei zwar ein herausragender Fußballer, „charakterlich allerdings minderbemittelt“.



